Skizzen aus West-Afrika



Oscar Lenz.


W. HAYNEL'S
BUCH-, KUNST- &
MUSIKALIENHANDLUNG
EMDEN


SEAL OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LET THERE BE LIGHT
1868

Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur.

PROTECTORAT:

Se. Kön. Hoheit

GROSSHERZOG KARL ALEXANDER

von Sachsen.



PROTECTORAT:

Se. Kön. Hoheit

PRINZ GEORG

von Preussen.

STATUT:

§ 1. Jeder Literaturfreund, welcher dem *Allgemeinen Verein für Deutsche Literatur* als Mitglied beizutreten gedenkt, hat seine desfallsige Erklärung an die nächstgelegene Buchhandlung oder an Herrn Verlagsbuchhändler A. HOFMANN in Berlin zu richten.

§ 2. Jedes Mitglied verpflichtet sich zur Zahlung eines Jahresbeitrags von *Dreissig Mark* R. W. (10 Thlr., 17 Gulden 30 Xr. rhein.*). Die Einzahlung hat, falls Vollzahlung nicht vorgezogen wird, in zwei Raten zu geschehen: die erste von 15 Mark (5 Thalern) bei Empfang der ersten Vereins-Publication einer jeden Serie und der Mitgliedskarte, die letzte Rate von 15 Mark bei Empfang des vierten Werks der betreffenden Serie.

§ 3. Jedes Mitglied erhält in der Serie sieben Werke aus der Feder hervorragender und beliebter Autoren. Jedes dieser Werke 20—23 Bogen umfassend, in gefälliger Druckausstattung und elegantem Einbande. Nur bei poetischen Werken wird nicht immer der festgesetzte Umfang der Vereins-Publicationen innezuhalten sein, dafür jedoch diesen Werken eine besonders elegante Ausstattung zugewendet werden.

§ 4. Ein etwaiges Austretenwollen ist spätestens bei Empfang des sechsten Bandes einer jeden Serie dem Bureau des Vereins anzuzeigen.

§ 5. Die Geschäftsführung des Vereins leitet Herr Verlagsbuchhändler A. HOFMANN in Berlin selbstständig, sowie ihm auch die Vertretung des Vereins nach innen und aussen obliegt.

§ 6. Den Mittheilungen des Vereins über dessen weitere Entwickelung und eventuell noch engere Organisation wird später ein Verzeichniss der Mitglieder des Vereins beigefügt werden.

---

*) In *Oesterreich-Ungarn* nach Cours; in der *Schweiz* 40 Frcs.; in *Italien* 40 Lire Gold; in *England* 1 Pfd. 15 sh.; in *Holland* 20 Gulden; in *Frankreich* und *Belgien* 40 Frcs.; in *Russland* 15 Rubel; in *Amerika, Afrika* und *Australien* 15 Dollar.

☛ **Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes sowie das Bureau des Vereins in Berlin, Kronenstrasse 17, nehmen Beitritts-Erklärungen entgegen.** ☚

In den bisher erschienenen Serien I—III kamen nachstehende Werke zur Vertheilung:

Serie I (1874/1875)

Bodenstedt, Fr., Aus dem Nachlasse Mirza-Schaffy's.
Sybel, H. v., Vorträge und Aufsätze.
Osenbrüggen, E., Die Schweizer, Daheim und in der Fremde.
Schmidt, Adolf, Historische Epochen und Katastrophen.
Löher, Franz v., Kampf um Paderborn 1597—1604.
Reitlinger, Edm., Freie Blicke. Populär-wissenschaftliche Aufsätze.
Hanslick, Dr. Ed., Die moderne Oper.

Serie II (1875/1876)

Richter, H. M., Geistesströmungen.
Heyse, Paul, Giuseppe Giusti, Gedichte.
Bodenstedt, Fr., Shakespeare's Frauencharaktere.
Auerbach, Berthold, Tausend Gedanken des Collaborators.
Gutzkow, Carl, Rückblicke auf mein Leben.
Hoyns, Dr. G., Die alte Welt.
Frenzel, Karl, Renaissance- und Rococo-Studien.

Serie III (1876/1877)

Vambéry, H., Sittenbilder aus dem Morgenlande.
Lorm, Hieronymus, Philosophie der Jahreszeiten.
Büchner, Louis, Aus dem Geistesleben der Thiere.
Lindau, Paul, Alfred de Musset.
Goldbaum, W., Entlegene Culturen.
Reclam, C., Lebensregeln für die gebildeten Stände.
Bodenstedt, Fr., Der Sänger von Schiras, Hafisische Lieder.

☞ In der IV. Serie 1877/78 kommen nachstehende Werke zur Ausgabe:

Büchner, Dr. Louis, Liebeslust und Liebesleid in der Thierwelt.
Dingelstedt, Fr., Literarisches Bilderbuch.
Hanslick, Dr. Ed., Die moderne Oper. Zweiter Theil.
Lazarus, Dr. M., Prof., Reden und Vorträge.
Strodtmann, Ad., Lessing, Ein Lebensbild.
Vogel, Dr. H., Professor, Lichtbilder nach der Natur.
Woltmann, Dr. A., Professor, Aus vier Jahrhunderten niederländisch-deutscher Kunstgeschichte.

Skizzen aus Westafrika.

Skizzen aus Westafrika.

Selbsterlebnisse

von

Dr. Oskar Lenz.

Mit einer Karte von Westafrika.



Berlin 1878.

A. Hofmann & Co.

Vorwort.

Die „Skizzen aus Westafrika" sind keine Reisebeschreibung im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern es ist eine Sammlung von untereinander selbstständigen Essays über die natürlichen und socialen Zustände jener wenig durchforschten und selten besuchten Küste, wie sich mir dieselben während einer dreijährigen (1874 bis 1877), im Auftrage der „deutschen Gesellschaft zur Erforschung Aequatorial-Afrika's" unternommenen Reise dargestellt haben. Man darf deshalb nicht viel Citate aus anderen bisher über diese Gegenden erschienenen Schriften erwarten; alles, was die „Skizzen" enthalten, habe ich selbst gesehen und erlebt, dasselbe aber in wahrer und möglichst vorurtheilsfreier Weise zu schildern, ist der Zweck des Buches.

Die beigefügte Kartenskizze soll den Leser nur im Allgemeinen über die wenig bekannten und selten genannten Gegenden und Völker orientiren.

Wien, Juni 1878.

Dr. Oskar Lenz.

Inhalt.

I.

Einleitung.

Erstes Capitel.

Einleitung.

Die Kenntnisse von der Westküste im Alterthum. — Im Mittelalter. — Portugiesische Seefahrer. — Entdeckungsreisen. — Portugiesische und französische Besitzungen. — Schwierigkeiten in Westafrika zu reisen. — Deutsche afrikanische Gesellschaft in Berlin. — Güßfeldt'sche Expedition an der Loangoküste. — Pogges Reise in das Reich des Muata Jamvo. — Meine Reise im Stromgebiet des Ogowe. — Eduard Mohr. — v. Barth. — Association internationale africaine.

Obgleich sich immer klarer herausstellt, daß die Kenntnisse von Afrika bei den Alten viel bedeutender waren, als man lange Zeit hindurch meinte, so bezieht sich dieß doch nur auf den Norden und Osten dieses Erdtheiles, die Westküste dagegen war dem Culturkreise des Alterthums unbekannt geblieben. Wenn auch kühne phönicische Seefahrer auf Befehl des Pharaonen Necho (um das Jahr 600 v. Chr.) Afrika in ostwestlicher Richtung umschifft hatten, und wenn es auch später (um 470 v. Chr.) dem unternehmenden Karthager Hanno gelang, mit einer Flotte von sechzig Schiffen von dem heutigen Marokko aus südlich bis über den Krokodilfluß, den Senegal, hinauszukommen, so wurden doch diese für die damalige Zeit gewiß bedeutenden Entdeckungen nicht weiter verfolgt und ausgebeutet; mit dem Verfall Karthagos verfielen auch diese geographischen Errungenschaften der Vergessenheit.

Den arabischen Geographen des Mittelalters war Westafrika auch nur bis zum zehnten Grad nördlicher Breite bekannt und erst den Portugiesen blieb es vorbehalten, durch eine Reihe der glänzendsten Entdeckungsfahrten die allgemeinen Umrisse dieser Küste zu fixiren. Mit Erstaunen vernahmen die Portugiesen die Erzählungen der Araber von den gewürz- und goldreichen Ländern im Süden,

von den prächtigen Messen zu Timbuktu, Melli und Gana, und so rüstete schon Heinrich der Seefahrer wiederholt Expeditionen aus zur Entdeckung dieser Dorados. Aber alle seine Schiffe kehrten unverrichteter Dinge zurück und die große Entdeckungsperiode der Portugiesen in Afrika beginnt erst ohngefähr im dritten Decennium des fünfzehnten Jahrhunderts, als Leute wie Diogo Cao, Martin Behaim (aus Nürnberg gebürtig) und Bartholomäus Diaz auftreten.

Trotzdem nun die Küste von Westafrika seit mehr als vierhundert Jahren in ihren allgemeinen Umrissen wenigstens bekannt ist, trotzdem seit Jahrhunderten große und früher blühende portugiesische Colonien bestehen, und trotz der zahllosen Schiffe, die ein früher schwunghafter und gewinnbringender Sclavenhandel an jene ungesunden Gestade lockte, gehört Westafrika noch heute zu den am wenigsten bekannten Theilen dieses Continentes und an den meisten Punkten kommt man bereits wenige Meilen landeinwärts in die terra incognita.

Im Anfange dieses Jahrhunderts beginnt die lange Reihe der glänzenden, wissenschaftlichen Entdeckungsreisen, in welcher Namen von allen civilisirten Nationen, besonders aber Engländer, Deutsche und Franzosen, vertreten sind. Aber wie wenige finden wir, die von der Westküste aus versucht hätten, einzudringen in das Innere des so schwer zugänglichen Erdtheiles. Die großen, seit uralter Zeit bestehenden Caravanenstraßen, die von der Küste der mittelländischen See durch die heiße Sahara, über felsige Hamada hinweg und durch oasenarme Sandwüsten hinabführen in den dichtbevölkerten Sudan, wurden ebenso gern und mit ebenso glänzenden Erfolgen von den Reisenden gewählt, wie im Nordosten die gewaltige Wasserstraße des Nil, dessen Quellenfrage lange Zeit hindurch eine brennende war und eine Menge Opfer gefordert hat.

Ebenso zahlreich sind die Reisenden, die vom Süden her die unbekannte innere Masse in Angriff genommen haben und ein Blick auf die heutigen Karten von Afrika zeigt, wie viel man, extensiv sowohl als intensiv, hierbei erreicht hat. Auch von Osten her, von dem durch großen Sclavenhandel mächtig gewordenen Sultanat Zanzibar, wie von der portugiesischen Mozambique-Küste aus sind zahlreiche erfolgreiche Reisen zu verzeichnen; vergeblich aber suchen

wir große epochemachende Expeditionen, die von der atlantischen Seite her eingedrungen wären.

Franzosen, Engländer und Portugiesen sind die Nationen, welche noch heute Colonien in Westafrika besitzen und von ihnen kann man also wohl verlangen, daß sie die von ihnen besetzten Gebiete am genauesten untersucht haben. In der That sind es denn auch Franzosen, welche das große Senegambien, das besonders durch den General Faidherbe zur wirklichen Colonie erhoben worden ist, nach allen Richtungen durchreist und bis tief in das Innere hinein bekann gemacht haben, wie auch französische Marineofficiere die ersten waren, die in den Gabun- und Ogoweländern wissenschaftliche Reisen durchführten.

Wenn es auch den Portugiesen nicht gelungen ist, die Colonien Angola und Benguela im Westen mit den Besitzungen von Mosambique zu vereinigen und so ein gewaltiges, vom atlantischen zum indischen Ocean sich erstreckendes Reich zu gründen, so war doch schon vor Jahrhunderten ein Handelsnetz ausgespannt, das quer durch Afrika reichte, und lange vor unseren modernen Afrikareisenden dürften portugiesische Unterthanen, besonders Mulatten, deren Handelszüge weit in das Innere reichen, die Strecke vom Zambesi bis St. Paul de Loanda zurückgelegt haben. Aber die einst infolge eines schwunghaften Sclavenhandels blühenden Colonien sind verfallen und gleichzeitig geriethen die Reisen unternehmender Händler und glaubenseifriger Missionare in Vergessenheit. Innere Unruhen verhinderten späterhin das Reisen in diesen Ländern und die Karten von Benguela und Angola, wie sie heute vorliegen, stammen noch aus den längst vergangenen Blüthezeiten der Colonien.

Es treffen nun in Westafrika alle Factoren zusammen, um dem wissenschaftlichen Reisenden das Reisen auf alle Weise zu erschweren: ein Klima, das zu den schlechtesten gehört, was wir auf der Erde besitzen, welches immer einen dauernden Aufenthalt von Europäern verhindern wird; eine Bevölkerung, die feig und mißtrauisch, durch einen Jahrhunderte dauernden Sclavenhandel degenerirt ist, die in dem wüstesten Aberglauben und zahllose Menschenopfer fordernden Feticismus dahin vegetirt, und in dem weißen Manne nur einen natürlichen Gegner sieht, dem activ und passiv alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden; und

schließlich eine Terrainbeschaffenheit, die das Reisen in den meisten Gebieten ganz unmöglich macht. Ungeheure Urwälder dehnen sich zu beiden Seiten der zahlreichen, dem atlantischen Ocean zuströmenden Flüsse aus; diese Flüsse selbst aber sind nur auf kurze Strecken zu befahren, bald hindern Katarakte und Wasserfälle den Verkehr und zwingen den entmuthigten Reisenden zur Umkehr.

Es ist hier nicht der Ort, eine chronologische Aufzählung all der Unternehmungen zu geben, die von der Westküste aus versucht worden sind; es wäre auch nur eine traurige Geschichte von zahlreichen Opfern, die ein tückisches Klima hinweggerafft hat, von bitteren Enttäuschungen und herben Erfahrungen, die für ihre Wissenschaft begeisterte europäische Reisende, welche noch das Glück hatten, die Heimath wiederzusehen, erfahren haben; in dem Nachstehenden will ich nur kurz das neueste, von Deutschland ausgegangene Unternehmen skizziren, an dem auch mir theilzunehmen vergönnt war.

Die so überaus ungünstigen klimatischen Verhältnisse der Westküste Afrikas waren es wohl in erster Linie, welche vor der Wahl dieses Gebietes als Basis größerer Expeditionen abschreckten. Andrerseits war wieder der Umstand, daß man von hier aus am schnellsten unbekannte Regionen erreicht, ja daß diese letzteren stellenweise fast bis ans Meer heranreichen, zu verlockend und so wurde denn von deutscher Seite diese Küste in Angriff genommen. Im April des Jahres 1873 constituirte sich in Berlin eine deutsche Gesellschaft zur Erforschung des unbekannten, inneren äquatorialen Afrikas, der sich bald sämmtliche in Deutschland existirenden geographischen Gesellschaften, sowie verschiedene naturwissenschaftliche Vereine anschlossen. Mehrere fürstliche Personen, wie Se. Majestät der König Albert von Sachsen und Ihre königl. Hoheiten der Großherzog von Sachsen-Weimar und † Prinz Adalbert von Preußen, sowie die hohen Senate von Bremen und Hamburg, hatten das Protektorat übernommen und die Beiträge flossen von allen Seiten so reichlich, daß bereits im Mai desselben Jahres die ersten von der „Deutschen afrikanischen Gesellschaft" ausgerüsteten Reisenden Europa verlassen konnten, um zunächst an der Loangoküste, also in dem Gebiet zwischen dem vierten und fünften Grad südlicher Breite, eine Station zu gründen.

Professor Dr. Bastian, die Seele des ganzen Unternehmens, hatte sich selbst nach Nieder-Guinea begeben, traf daselbst mit dem Führer der Expedition, Dr. Güßfeldt, zusammen und man beschloß in der Nähe des Ortes Chinchoxo, zwischen den größeren Plätzen Loango und Landana gelegen, diese Station zu errichten. Hier fanden sich die später ankommenden Reisenden zusammen und von hieraus sollte Dr. Güßfeldt mit einem Theile derselben in das Innere einzudringen suchen, während der andere Theil in der Station selbst zu verbleiben bestimmt war, um naturwissenschaftliche Sammlungen anzulegen und Beobachtungen aller Art anzustellen. Die Unterstützung der portugiesischen Behörden in St. Paul de Loanda, der Hauptstadt der Provinz Angola, war auf das Liberalste und Bereitwilligste zugesichert worden, und wenn trotzdem später die Erfolge dieses Unternehmens nicht nach allen Richtungen hin den Erwartungen entsprochen haben, so lag dieß allein in den so außerordentlich großen Schwierigkeiten, welche Land und Leute in Nieder-Guinea dem wissenschaftlichen Reisenden in den Weg legen.

Freilich waltete schon von Anfang an ein ungünstiger Stern über der Güßfeldt'schen Expedition; kaum war die afrikanische Küste in Sicht gekommen, so scheiterte der Dampfer, auf welchem sich Dr. Güßfeldt befand, bei Sierra Leone und die ganze werthvolle und mühsam zusammengestellte Ausrüstung ging verloren. Immerhin sind die Resultate dieser Unternehmung von hervorragendem wissenschaftlichen Werth. Dr. Güßfeldt unternahm wiederholt ausgedehnte Reisen in das Innere, welche die geographischen Kenntnisse des Loangogebietes wesentlich verbesserten und vermehrten, und von den übrigen Mitgliedern der Expedition, besonders den Herren Dr. Pechuel-Lösche und Stabsarzt Dr. Falkenstein, wurde während eines zweijährigen Aufenthaltes in Chinchoxo ein ebenso umfangreiches als werthvolles wissenschaftliches Material aus allen Zweigen der Naturwissenschaften gesammelt. Ersterer hat besonders eine Fülle von meteorologischen Daten zusammengebracht, die für die Kenntniß der physikalischen Verhältnisse dieses Theiles von Westafrika von hervorragendem Werth sind; Dr. Falkenstein hat neben seinen hochinteressanten medicinischen Beobachtungen und Untersuchungen, über die bisher sehr wenig bekannt war, besonders auch

der Zoologie große Aufmerksamkeit geschenkt und reiche Sammlungen angelegt; weltbekannt ist ja auch, daß er der Erste war, der einen lebenden Gorilla nach Europa gebracht hat.

Als sich dann später die Mittel der „Deutschen afrikanischen Gesellschaft" in beträchtlicher Weise vermehrten, besonders durch reiche Unterstützung Sr. Majestät des deutschen Kaisers, kam man von der Concentration aller Kräfte auf einen einzigen Punkt ab; man wollte versuchen, von verschiedenen Stellen der Westküste in das Innere einzudringen und rüstete eine neue Expedition aus, bestehend aus Hauptmann v. Homeyer, Dr. Pogge und Lieutenant Lux, denen sich später der Botaniker Soyaux, der bereits in Chinchoxo große botanische Sammlungen angelegt hatte, anschloß; die Expedition sollte vom Cuanza aus, einem südlich von St. Paul de Loanda mündenden ziemlich bedeutenden Strome, vorzudringen versuchen. Hinreichend bekannt ist die liebenswürdige und ehrenvolle Aufnahme, die diesen Herren in Lissabon sowohl als in St. Paul de Loanda zu Theil wurde; leider verursachten aber die klimatischen Verhältnisse sehr bald ein theilweises Scheitern des so hoffnungsvollen Unternehmens, indem der Führer v. Homeyer schon nach kurzer Zeit so bedenklich erkrankte, daß derselbe unbedingt nach Europa zurückkehren mußte; Lieutenant Lux erreichte zwar den im Innern liegenden Ort Kimbundu, erlag aber dann auch den klimatischen Einflüssen und mußte zurück, ebenso wie Herr Soyaux, und nur dem Dr. Pogge gelang es, das vorgestreckte Ziel, nämlich das Reich des mächtigen Muata Jamvo zu erreichen.

Die von Dr. Pogge gewonnenen Resultate sind von großer Bedeutung; es ist nur ganz wenigen Europäern gelungen, in dieses gewaltige Negerreich einzudringen, das als Ausgangspunkt für Expeditionen in nördlicher Richtung von großer Wichtigkeit ist. Dr. Pogge war der erste Europäer bei dem jetzt regierenden Muata Jamvo, der als ein den Weißen freundlich gesinnter Mann geschildert wird; es ist nicht zu zweifeln, daß nachdem einmal ein Europäer in jenes Land eingedrungen ist, bald mehrere nachkommen werden; die reisenden portugiesischen Händler dehnen ihre Züge immer mehr aus und gewiß wird in einigen Jahren das Land des Muata Jamvo in den Bereich des europäischen Handels gezogen sein, wozu Dr. Pogge zweifellos die erste Veranlassung gegeben hat.

Als einen dritten Ausgangspunkt zum Eindringen in das unbekannte und so schwer zugängliche Innere wurde von der „Deutschen afrikanischen Gesellschaft“ das den Franzosen gehörige Gabungebiet bezeichnet; ich wurde mit dieser Aufgabe beehrt und mir speciell der große, wenig bekannte Ogowestrom als Basis für mein Vorgehen angerathen.

Ich landete im Juni 1874 auf der Insel Klein-Elobi in der Bai von Corisco, und nachdem ich von da aus eine Excursion den Munifluß aufwärts bis zu dem Cannibalenvolk der Fan unternommen, schlug ich mein Hauptquartier in Gabun selbst auf, wo mir durch die liebenswürdige Unterstützung des Agenten der Hamburger Firma C. Wörmann, Herrn Wölber, kaiserlich deutscher Consul, sowie der Herren Schulze, Schmieder und Lubcke Gelegenheit gegeben war, mich für die Ogowereise vorzubereiten.

Nachdem ich noch von Gabun eine Excursion den Comofluß hinauf unternommen hatte bis zu einer „Malagala“ genannten Stelle, wo Stromschnellen und Wirbel die Canoefahrt hemmten, unternahm ich im August die erste Ogowereise von Cap Lopez aus, wo dieser große Strom in den atlantischen Ocean mündet. Ich kam bis zu den in der Nähe der Einmündung des Rembo Ngunie im Gebiet der Galloa gelegenen Factoreien und unternahm eine mehrwöchentliche Expedition zu dem sagenreichen Seengebiet (Eliva Jonanga), das schon durch Duchaillu und Walker bekannt geworden ist. Nachdem ich meinen Plan, von diesem großen See aus über die dicht bewaldeten Bergrücken zum Rembo Ngunie zu gelangen, theils wegen der Weigerung der Akelle, mir Leute zur Begleitung zu stellen, theils auch infolge Eintretens der ersten heftigen Fieberanfälle, hatte aufgeben müssen, kehrte ich von dieser Vorexpedition nach Gabun zurück, um die Vorbereitungen für die Reise ins Okandeland zu treffen, über welche ich mich mit dem einflußreichen Iningakönig Renoki verständigt hatte.

In Gabun engagirte ich ein Dutzend Diener, die gleichzeitig als Dolmetscher dienen sollten. Die Hälfte davon bestand aus Senegalesen, die früher französische Marinesoldaten (Laptôts) waren, entschlossene aber etwas zu selbstbewußte Leute; fünf andere waren Gabunesen, oder richtiger Sclaven von reichen Händlern in Gabun;

diese waren mir von größtem Vortheil, sie haben bis zum Schluß der Reise ausgehalten und waren, da sie weit aus dem Innern stammten und die verschiedensten Sprachen kannten, als Dolmetscher geradezu unentbehrlich. Als steward endlich hatte ich einen jungen Kruneger mitgenommen, der beste und treueste Mensch unter der ganzen Gesellschaft.

Nachdem ich sowohl in Gabun als auch in den Ogowefactoreien große Mengen von europäischen Waaren, besonders Zeuge, Gewehre und Pulver, Kupfer und Messing, Glasperlen und das so wichtige Salz eingekauft hatte, begann die erste Okandereise in Begleitung von weit über hundert Iningaleuten. Anfang Januar 1875 erreichte ich das erstrebte Gebiet; nachdem ich Land und Leute genügend kennen gelernt, und eingesehen hatte, daß man, um von da aus weiter zu kommen, nicht nur längere Zeit mit den Leuten verkehren muß, sondern sehr bedeutende Mengen von Waaren braucht, kehrte ich zu den Ininga und von da nach Gabun zurück, um mit den unterdeß gesammelten Erfahrungen aufs Neue die Anstalten zu einer längeren Tour ins Innere zu treffen. Ostern 1875 verließ ich Gabun wieder (und zwar begleitete mich der seitdem leider verstorbene Professor Buchholz bis zu dem Ininga hinauf), um erst im November 1876 dahin zurückzukehren. Ich kam verhältnißmäßig rasch mit Hülfe der Ininga in das Okandeland hinauf, wo ich nun während der ganzen Regenzeit feste Quartiere einrichtete, und unternahm von da aus nach den verschiedensten Richtungen Excursionen. Als ich trotz der wiederholten Versicherungen der Okandeleute einsah, daß mit diesen nichts anzufangen war und sie nicht zu bewegen waren, mit mir durch das weiter östlich gelegene gefährliche Fangebiet zu den Oschebo und Aduma zu reisen, überlieferte ich mich schließlich selbst den so gefürchteten Cannibalen, fand unter ihnen einen ungemein anständigen Häuptling, Namens Mbia, der mich durch das ganze Fangebiet begleitete und bis zum Volk der Osaka brachte. Hier hatte ich Gegenden erreicht, in denen vorher nie ein Weißer gewesen war; Marquis Compiègne und Mr. Marche waren drei Jahre früher nur bis zum Ivindofluß gekommen und waren dann durch das feindliche Auftreten der Fan genöthigt worden, umzukehren. Von den Osaka ging es weiter in südöstlicher Richtung zu den Stämmen der Aduma und Oschebo, Awanschi und Mbamba, Bakota bis zu den in der Nähe der Mün=

dung des Schebe wohnenden Banschaka. Die Lage dieses äußersten von mir erreichten Punktes mag 14° östl. Länge von Greenwich und 1° südl. Br. sein. Hier war ich zur Umkehr gezwungen. Wäre ich noch in besseren Gesundheitsverhältnissen und nicht fast aller Waaren entblößt gewesen, so hätte ich von hier aus schon weiter zu den Anschikani, Akanike und Ateke kommen können; die letztern dürften bereits im Stromgebiet des Congo wohnen.

Ich muß noch erwähnen, daß noch während meines Aufenthaltes im Okandeland eine neue französische Expedition unter Graf Brazza mit Mr. Marche und Dr. Balley ankam, die gleichfalls mit Hülfe der Fan weiter gekommen sind. Während ich auf dem Rückwege war, ist Mr. Marche auch zu den Banschaka gekommen und vom Schebefluß noch zwei Tagereisen weiter gefahren; dann kehrte er gleichfalls um. Nach einem vom 10. November 1877 vom Ogowe datirten Briefe beabsichtigt Graf Brazza, nachdem er die Instrumente verloren hat, vor der Hand ein weiteres Vordringen aufzugeben und nach Gabun zurückzukehren. Mr. Marche hat sich bereits vor längerer Zeit von der Expedition getrennt und ist nach Europa zurückgekehrt. —

Im November 1876 traf ich wieder an der Meeresküste ein, unternahm dann noch eine Küstenreise über Banana und Ambriz nach St. Paul de Loanda und betrat im Februar 1877 in Lissabon wieder europäischen Boden.

Nachdem die Güßfeldt'sche Expedition an der Loangoküste aufgelöst und die Rückkehr der beiden letzten Reisenden, v. Dr. Pogge und mir, angezeigt war, rüstete die „Deutsche afrikanische Gesellschaft" sofort eine neue Expedition aus, und zwar hatte man den von früheren Reisen her vortheilhaft bekannten Eduard Mohr gewonnen. Derselbe sollte den von Pogge gefundenen Weg einschlagen und vom Reich des Muata Jamvo aus in nördlicher Richtung vordringen. Leider starb er aber schon nach kurzem Aufenthalt in Angola, fast zu gleicher Zeit, wie auch der junge, talentvolle Dr. v. Barth, der im Auftrage der portugiesischen Regierung die westafrikanischen Colonien bereiste, als Opfer des Klimas fiel.

Die „Deutsche afrikanische Gesellschaft" gab die Versuche, vom Cuanzostrom aus das Reich des Muata Jamvo zu erreichen und

von da aus weiter zu operiren, nicht auf und gegenwärtig befindet sich daselbst ein neuer Reisender, der Ingenieur Schütt, dem es vielleicht gelingen dürfte, die durch den plötzlichen Tod Eduard Mohrs unausgeführt gebliebenen Pläne durchzuführen. —

Unterdeß hatten die afrikanischen Reisen ein immer größeres Interesse in allen Kreisen erregt und um den Bestrebungen zur Erschließung und Civilisirung dieses so schwer zugänglichen Erdtheiles einen festen Mittelpunkt und eine einheitliche Leitung zu geben, stellte sich Se. Majestät der König der Belgier an die Spitze derselben und gründete die Association internationale africaine. In den meisten europäischen Staaten bildeten sich Zweigvereine und so sah sich die „Deutsche afrikanische Gesellschaft in Berlin" veranlaßt, um keine Zersplitterung der Mittel herbeizuführen, sich mit der unter Vorsitz Sr. Durchlaucht des Prinzen Reuß gegründeten Berliner Filiale des Brüsseler Vereines zu vereinigen.

Leider hat aber auch die Association internationale africaine gleich im Anfang ein entschiedenes Unglück gehabt. Von den vier Mitgliedern der nach Zanzibar geschickten Expedition sind bereits zwei, der Führer Crespel und der Naturforscher Dr. Maes gestorben; ein dritter Theilnehmer, der als eigentlicher Reisender sich der Expedition angeschlossen hatte, Marno, ist nach Europa zurückgekehrt. Dem allein zurückgebliebenen Lieutenant Cambier, der die Führung übernommen, sind bereits in dem Lieutenant Wauthier und dem Dr. Dutrieux zwei neue Ersatzmänner geschickt worden und hoffentlich gelingt es nun, eine Station in Niangwe zu gründen, und von da aus weiter zu operiren.

Von der Idee, die Westküste als Ausgangspunkt zu nehmen, scheint man in den leitenden Kreisen der Association internationale africaine abgekommen zu sein, mir scheint mit Unrecht. Hoffentlich aber hat man gelernt, daß große Expeditionen nie bedeutende Erfolge haben können und daß das System der Einzelreisenden strikte durchzuführen ist. Gründung von Stationen ist gewiß eine sehr nützliche Einrichtung, aber die von dort ausgerüsteten Expeditionen müssen von Einzelnen ausgeführt werden, denen eine möglichst große Actionsfreiheit zu lassen ist.

II.

Die französische Colonie Gabun.

Zweites Capitel.

Die französische Colonie Gabun.

Ankunft auf der Insel Elobi. — Bai von Corisco. — mangrow-swamps. — Bewohner von Elobi. — Aestuarium von Gabun. — Geschichte von Gabun. — Guter Hafen. — Klimatische Verhältnisse. — Jahreszeiten. — Einheimische Bevölkerung. — Mpungwe. — König Denis. — Fan und Akelle. — Osekiani und Mbenga. Congo-Neger. — Ortschaften und Factoreien in Gabun. — Verwaltung. — Garnison. — Zölle. — Kohlenstation. — Missionswesen. — Handel in Gabun.

Es war am 17. Juni des Jahres 1874, als ich nach einer 58tägigen, übrigens sehr glatten und glücklichen Seefahrt auf der kleinen Insel Elobi zum ersten Mal afrikanischen Boden betrat. Die im allgemeinen so wenig Einbuchtungen aufweisende Westküste Afrikas besitzt zwischen dem Aequator und dem ersten Grad nördlicher Breite zwei Baien, deren Vortheile denn auch den Seemächten nicht entgangen sind und die beide im Besitz von europäischen Staaten sind. Zwischen dem Cap Ninje (St. Jean) und dem Cap Esteiras dehnt sich in der Richtung von Nord nach Süd die Bai von Corisco aus mit Klein- und Groß-Elobi, sowie der größeren Insel Corisco; Spanien rechnet diese Gegend zu seinen Colonien, ebenso wie die einige Grad nördlicher gelegene große holzreiche Insel Fernando Po mit dem über 10000 Fuß hohen Vulcan Clarence Pic. Zwischen Cap Santa Clara aber und Cap Pongara schneidet das Meer tief in das Land hinein und seit fast vierzig Jahren haben sich die Franzosen in dem großen und schönen Aestuarium von Gabun (franz. Gabon, engl. Gaboon) festgesetzt und ihren Einfluß sogar bis an die Mündung des mächtigen Ogowestromes ausgedehnt.

Zwei wasserreiche Ströme, der Muni und Mundah, deren Quellen in den ersten Vorbergen des westafrikanischen Schiefergebirges oder der Sierra do crystal zu suchen sind, münden nach kurzem Lauf in die Bai von Corisco, deren flache Ufer von einem einförmigen Kranz von immergrünen Mangrove-Bäumen eingefaßt ist, eine dunkelgrüne dichte Mauer bildend, die immer das Innere des Continentes vor europäischen Eindringlingen geschützt hat und schützen wird. Denn diese mangrow-swamps sind es, welche die verderblichen Fiebermiasmen erzeugen und die Westküste Afrikas mit Recht in den Ruf eines der ungesundesten Theile der Welt gebracht haben. So mancher Reisende, der mit frohen Hoffnungen die Küste betrat, um das Innere dieses so schwer zugänglichen Erdtheiles zu erforschen, legte schon in dieser Mangrove-Region den Keim zu einem frühen Tode; wie mancher thätige und strebsame Colonist, der die kostbaren Naturproducte des Landes den europäischen Märkten zuführte und die Eingebornen mit den nützlichen Erzeugnissen der „n'tangani", der weißen Männer, bekannt machte, ist dem verderblichen Küstenklima erlegen!

Unsere Barke „Karl" landete also auf der kleineren der Elobi-Inseln, der Munimündung gegenüber, woselbst das große Hamburger Handelshaus C. Wörmann eine Factorei angelegt hat. Die Insel selbst, die man bequem in einer halben Stunde umgeht, ragt nur einige dreißig Fuß über die Oberfläche des Meeres empor und ist zum größten Theil bewaldet; an ihrer Ostseite befinden sich die Factoreien der wenigen Europäer, sowie ein Gebäude für den jeweiligen Vertreter des spanischen Gouverneurs von Fernando Po. Die Eingebornen, dem Mbengastamm angehörig, haben sich gegenwärtig auf die wenigstens viermal so große Nachbarinsel Groß-Elobi zurückgezogen; beide Inseln sind nur durch einen sehr schmalen seichten Meeresarm getrennt. Klein-Elobi besitzt kein Trinkwasser und die Factoristen müssen dasselbe in Fässern aus dem Munifluß holen lassen; es ist dieß ein großer Uebelstand, aber andrerseits bietet diese kleine, von Eingebornen freie Insel den Europäern große Vortheile als Waarendepôt.

Interessant in geologischer Hinsicht sind die Elobi-Inseln insofern, als die daselbst auftretenden völlig horizontal liegenden kalkigen

Sandsteine zahlreiche Versteinerungen, besonders Ammoniten der mittleren Kreideformation enthalten.

Von Elobi fuhr ich in einem kleinen Schooner nach Gabun, der französischen Colonie, zu welcher Reise ich drei Tage brauchte; dieselbe Strecke in umgekehrter Richtung kann man bequem in einem halben Tage zurücklegen, mit einem Dampfer in acht Stunden; aber Meeresströmung und Wind gehen an dieser Küste in südnördlicher Richtung und daher die Schwierigkeiten für Segelschiffe.

Man mag wohl anfangs die einige Meilen nördlich vom Aequator liegende Bai für die Mündung eines großen Flusses gehalten haben und auch jetzt hört man noch öfters vom Gabunfluß sprechen, aber in Wirklichkeit ist es ein sehr großes Aestuarium, in welches die beiden kleinen Ströme Como und Rembo münden.

Welcher Nation die kühnen Seefahrer angehörten, die zuerst nach Gabun gekommen sind, läßt sich heute nicht mit Sicherheit sagen; aber wahrscheinlich waren es auch Portugiesen, die zur Zeit ihrer großen Entdeckungsreisen, als Leute wie Diogo Cao, Martin Behaim und Bartholomäus Diaz lebten, den größten Theil der afrikanischen Westküste wenigstens in allgemeinen Umrissen bekannt machten.

Die ältesten mir bekannt gewordenen Daten über das Auftreten von Europäern in Gabun entnahm ich einer alten französischen Chronik, die ich in der Bibliothek der Jesuiten-Mission daselbst vorfand. Danach ist im Jahre 1601 ein holländisches Schiff in Gabun eingelaufen, jedenfalls um Handel zu treiben, aber die damals noch sehr wilde einheimische Bevölkerung hat die Schiffsmannschaft getödtet und aufgefressen. Von diesem Schiffe sollen ein Paar große uralte Kanonen herrühren, die noch heute auf einer kleinen in der Bai gelegenen Insel liegen, mitten im Wald, von einer üppigen Vegetation bedeckt und halb in der Erde vergraben. Jedenfalls knüpfen sich an dieselben verschiedene abergläubische Vorstellungen, da es sonst unbegreiflich erscheint, daß sich die Eingeborenen derselben nicht längst bemächtigt haben, um sie irgendwie zu verwerthen.

Späterhin soll ein spanisches Fahrzeug dasselbe Schicksal erlitten haben, wie das holländische, und dann erfährt man lange

Zeit wieder nichts von Gabun. Ohngefähr im Jahre 1698 müssen die Eingeborenen eine Veränderung ihrer Wohnsitze vorgenommen haben; die auf den Inseln in der Bai wohnenden Gabunnesen verließen dieselben und errichteten ihre Dörfer auf dem Festlande, wahrscheinlich infolge von Streitigkeiten mit den Stämmen des Hinterlandes. Im ganzen achtzehnten Jahrhundert ist so gut wie Nichts über diesen Theil Westafrikas bekannt geworden und erst als Ende der dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts die Franzosen Besitz ergriffen von dieser schönen Bai, tritt Gabun in die Reihe der gar nicht so unwichtigen westafrikanischen Handelsplätze ein.

Das Aestuarium selbst, in welchem sich einige kleine Inselgruppen, wie die Coniquet- und Papagei-Inseln befinden, ist breit und tief, gegen hohe See gut geschützt, hat eine ziemlich bequeme Einfahrt und bietet hinreichenden Platz für eine große Flotte. Dieser letztere Umstand war und ist wohl noch heute der Hauptgrund für die Besitzergreifung Gabuns durch die Franzosen, denn nirgends an der Westküste gibt es einen so guten Hafen und Zufluchtsort für Schiffe, selbst die Rhede von St. Paul de Loanda nicht, (Hauptstadt der portugiesischen Provinz Angola) die mit jedem Jahre mehr versandet.

Was die klimatischen Verhältnisse von Gabun betrifft, so sind dieselben besser als ihr Ruf. Obgleich das Land direct am Aequator liegt, so ist doch die Hitze durchaus nicht so colossal, als man vielleicht meint; die mittlere Jahrestemperatur dürfte nicht mehr als 27—28° C. betragen, aber der Umstand, daß das Thermometer selbst in der kältesten Jahreszeit nicht unter 20° oder 21° C. herabgeht, macht das Klima doch schließlich für den Europäer unerträglich. Die feuchte Treibhaustemperatur der tropischen Wälder, wenn dieselbe auch nicht mehr als 32—33° C. Maximum beträgt, wirkt auf Körper und Geist des Europäers erschlaffend und abspannend im höchsten Grade. Schädlich in Gabun ist die des Morgens einsetzende Landbrise, welche viel Fiebermiasmen aus den Mangrove-Wäldern bringt; dafür weht aber von Nachmittag 3 bis 4 Uhr an bis spät Abends eine heftige Seebrise, welche äußerst wohlthuend wirkt. Dysenterien und Sonnenstiche kommen in Gabun nicht eben häufig vor, Malariafieber öfters und jeder Europäer,

ohne Ausnahme, hat an Fiebern zu leiden. Unter den dort wohnenden Weißen ist es ein Erfahrungssatz, daß, wenn frisch aus Europa Angekommene kurze Zeit nachher, schon in den ersten Wochen ihres Aufenthaltes in den Tropen, Fieber bekommen, dieß sehr günstig ist, während Diejenigen, welche längere Zeit Widerstand leisten, und das sind besonders die robusteren Naturen, späterhin viel häufiger und viel intensiver an den Tropenfiebern zu leiden haben. Für einen dauernden Aufenthalt des Weißen sind diese Länder nicht geschaffen und die dortigen Seeleute und Kaufleute bleiben in der Regel auch nur einige Jahre daselbst wohnen. Freilich gibt es Missionare, die zwanzig, dreißig Jahre an einem Orte leben und sich verhältnißmäßig wohl fühlen; das ist aber nur bei dem eingezogenen und einförmigen Leben dieser Leute möglich. Selbst wenn sich der Europäer soweit acclimatisirt, daß er selten von Fiebern ergriffen wird, so wird er bei nur halbwegs thätigem Leben schließlich doch infolge Blutmangels und den daraus entstehenden Krankheiten zur Rückkehr in kältere Klimate gezwungen werden.

Bekanntlich gibt es in den Tropenregionen eine trockene Jahreszeit und eine Regenzeit; in den Gabun- und Ogowe-Ländern muß man unterscheiden: die große Regenzeit von Mitte September bis Mitte Januar; darauf folgt bis Anfang März die kleine trockne Zeit, während in der Zeit ungefähr bis Ende Mai die kleine Regenzeit eintritt, in welcher die meisten und heftigsten Gewitter niedergehen. Die Monate Juni, Juli, August und Anfang September sind absolut ohne Regen und bilden die große trockne Zeit, gleichzeitig die kühlste und angenehmste Periode, während welcher es am günstigsten ist zum Reisen. Sonderbarerweise ist in den trocknen Zeiten der Himmel immer dicht mit Wolken bedeckt, ohne daß es zum Niederschlag käme, während in der Regenperiode die senkrecht stehende Sonne mit aller Intensität vom klaren Firmament herabbrennt, der nur einmal im Tage, gewöhnlich gegen Abend, durch schwere dunkle Gewitterwolken sich verhüllt. Dieser Vertheilung von Regen und Trockenheit entspricht dann auch das periodische Wachsen und Fallen der Flüsse.

Es ist übrigens eine unter den Europäern in Westafrika mir wiederholt aufgefallene Eigenthümlichkeit, daß Jeder den Platz, an

welchem er wohnt, für den gesündesten hält. So betrachteten z. B. die Factoristen in Banana, einer sandigen Landzunge an der Congo-Mündung, diesen kaum eine Klafter über das Meer hervorragenden Sandplatz als außerordentlich gesund und kannten kein schlechteres Klima als die Gabunländer; in den letztern aber macht man drei Kreuze, wenn der Congo erwähnt wird. Die Bewohner von St. Paul de Loanda schwärmen für ihre Oberstadt (in der Unterstadt, dicht am Meere, sind fast nur Magazine und Kaufläden), und Andere wieder bezeichnen diese größte Stadt Westafrikas, der einzige Ort, der überhaupt auf den Namen Stadt Anspruch machen kann, als die größte Pesthöhle der Welt. Leider gibt es keinen Platz an der Westküste, den alle Welt einstimmig als gesund bezeichnete (vielleicht Mossamedes im Süden von Benguela ausgenommen), dafür aber eine Reihe Gegenden, über deren mörderisches Klima Niemand im Zweifel ist. Dahin gehört Gabun entschieden nicht, wohl aber das nicht weit gelegene Cap Lopez im Delta der Ogowe-Mündungen, wo ich mir auch mein erstes heftiges Fieber geholt habe; dahin gehören ferner die Insel Fernando Po und eine Reihe der sogenannten oil-rivers, wie Camerun, Old- und New-Calabar, Bonny, Opobo u. a. m., Orte von bedeutender Wichtigkeit wegen des sehr lebhaften Palmöl-Handels.

Die einheimische Bevölkerung von Gabun gehört der großen Familie der Bantu-Neger an und nennt sich Mpungwe. Es ist ein relativ hübscher Menschenschlag, entschieden schöner gewachsen als z. B. Akelle, Okota u. a. m. Sie haben sich im Laufe der Zeit durch langes Zusammenleben mit den Franzosen zwar nicht civilisirt, aber es ist doch soweit gekommen, daß ein ziemlich geordneter Verkehr mit denselben stattfindet, und daß sie sich bis zu einem gewissen Grade nach den Gesetzen der Franzosen richten. Irgend eine politische Bedeutung haben die Mpungwe heutzutage nicht mehr; der letzte ihrer einflußreichen Könige, Denis (von den Engländern King William genannt), ist in sehr hohem Alter vor zwei Jahren gestorben. Denis hatte einen ganz enormen Einfluß und genoß selbst bei den Europäern das größte Ansehen. Als die Franzosen das Land besetzten und Factoreien errichtet wurden, hat er, nachdem er sich mit seinem Anhang auf das linke Ufer der Bai

zurückgezogen hatte, die Bestrebungen der Europäer aufs Energischste unterstützt. Er besitzt das Kreuz der Ehrenlegion, der Papst hat ihm eine Medaille verehrt für die Unterstützung des Missionswesens und von der Königin von England hat er gleichfalls eine Medaille erhalten; Denis besaß eine Reihe der glänzendsten Uniformen, die ihm officiell durch die englische und französische Regierung übergeben worden sind, und darauf war er sehr stolz. Das französische Gouvernement ließ ihm bis zu seinem 1876 erfolgten Tode jährlich eine reichliche Unterstützung zukommen; seinen Dank drückte Denis dadurch aus, daß er, sobald ein französischer Admiral auf seiner Inspectionsreise Gabun berührte, was gewöhnlich jährlich einmal eintritt, in großer Uniform, mit allen Ehrenzeichen geschmückt und von einem zahllosen Gefolge begleitet, an Bord der Fregatte einen Besuch machte; es war dieß in den letzten Jahren für den weit über 90 Jahre alten, blinden Herren keine Kleinigkeit, aber er ließ sich nicht bewegen, diese Höflichkeit zu unterlassen. Die Begräbnißfeierlichkeiten, denen ich nicht beiwohnen konnte, da ich zu dieser Zeit noch im Innern weilte, sollen pompös gewesen sein.

Die Mehrzahl der Mpungwe lebt in kleinen Hütten, von denen 10—20 zu einem Dorfe vereinigt, mitten zwischen den Ansiedlungen der Europäer liegen; nur die reicheren Gabunesen, die sich als Händler etwas verdient haben, bauen sich bereits Holzhäuser im Style der Factoreien. Während früher nur Sclavenhandel die Beschäftigung der Mpungwe war, sucht jetzt Jeder es dahin zu bringen, für eine Factorei Handel zu treiben. Der Gabunese kennt nur den einen Wunsch, von einem europäischen Hause Waaren auf Credit zu erhalten und damit ein Stück in das Innere zu gehen, um Gummi, Elfenbein, Ebenholz ꝛc. aufzukaufen. Nebenbei wird immer noch mit Sclaven gehandelt, aber nicht mehr mit den Weißen, sondern nur unter sich. Der Reichthum eines Gabunesen hängt immer noch zum großen Theil von der Menge seiner Sclaven ab, die übrigens außerordentlich mild behandelt und zur Familie gerechnet werden. Vielweiberei ist natürlich noch allgemein in Gebrauch, obgleich sich die Mehrzahl der Mpungwe Christen nennen läßt. Dabei herrschen aber noch bis auf heute dieselben abergläubischen Gebräuche und derselbe Fetischdienst wie vor Jahrhunderten, wenn auch der

reiche Gabunese öffentlich diese Sachen verlacht. Kommt er aber dann auf seinen Handelszügen weiter in den Wald, so treibt er denselben, nicht immer ganz harmlosen religiösen Humbug wie alle anderen Buschvölker.

Mit dem Tode König Denis ist also auch die letzte Spur einer politischen Selbstständigkeit der Mpungwe verloren gegangen, wenn auch der Nachfolger desselben versucht, die Stellung seines Vaters einzunehmen. Sie sind in eine Unmasse kleiner Gemeinden zerfallen, von denen jede ihr Oberhaupt hat; außerdem aber sind sie jetzt völlig auf den Schutz der Franzosen angewiesen. Durch die weit aus Nordosten heranrückenden Fan, sowie durch die von Süden kommenden Akelle ist das eigentliche Mpungwe-Gebiet sehr eingeengt worden. Beide Stämme wünschen direct mit den Europäern zu verkehren, ohne die Mpungwe als Zwischenhändler zu benutzen; das aber ist für die letzteren eine Existenzfrage. Die Reibereien zwischen Fan und Gabunesen haben bereits begonnen, nachdem die Hütten der ersteren bereits nur wenige Stunden von den Factoreien entfernt sind, und wiederholt mußten die Franzosen kleine Expeditionen ausrüsten gegen jene wilden Cannibalen.

Außer den eigentlichen Gabunesen, den Mpungwe, wohnen noch in nächster Nähe der Colonie verschiedene andere Stämme; die bereits erwähnten Akelle und Fan sind erst im Laufe der letzten Decennien eingewandert und suchen die Gabunesen möglichst zu verdrängen. In nördlicher Richtung, also nach dem in die Bai von Corisco mündenden Mundah zu grenzen an die Mpungwe die Osekiani, ein kleines Buschvolk, das selten direct mit den Weißen verkehrt und die mächtigeren und zahlreichen Mbenga und Mbuschu, die die ganze Bai von Corisco einnehmen. Alle diese Stämme haben verschiedene Sprachen, auch in ihrem Aeußeren, in gewissen Sitten und Gebräuchen sind sie zu unterscheiden. Die Mpungwe-Sprache hat aber eine Reihe Dialekte; so ist das Kamma, das Jninga, Galloa und Adschumba nur dialektisch vom Gabun verschieden, so daß diese den Ogowe bewohnenden Stämme mit den Mpungwe sehr nahe verwandt erscheinen.

Außerdem trifft man in Gabun eine Anzahl naturalisirter Congo-Neger, die vor einigen zwanzig Jahren von den Franzosen

daselbst angesiedelt worden sind; sie wurden von einem Sclavenschiff befreit, das durch ein französisches Kriegsschiff aufgetrieben worden war.

Die Colonie Gabun selbst nun, am rechten Ufer der Bai gelegen, besteht aus drei kleinen von Europäern bewohnten Ortschaften: Plateau, Glaß und Baraka (oder Libreville). Die Orte sind nur eine Viertelstunde von einander entfernt und jetzt durch einen Weg verbunden, den das Gouvernement und die Factoristen gemeinsam haben herstellen lassen; die letzteren wurden in der Weise zur Hilfe herbeigezogen, daß jede Factorei für eine Woche eine Anzahl Arbeiter zu stellen hatte. Noch vor wenig Jahren konnte man nur während der Ebbe längs des Meeresstrandes von einem Ort in den anderen gelangen, bei Fluth nur mit dem Boot.

In Plateau befindet sich das französische Gouvernementhaus mit den Bureaux und Kasernen, die große katholische Mission und vier oder fünf französische Factoreien; in Glaß dagegen haben sich Engländer und Deutsche niedergelassen mit acht bis zehn Factoreien, während in dem etwas höher gelegenen Baraka die anglikanische Mission sich etablirt hat. Ganz in der Nähe, selbst mitten zwischen diesen Ansiedelungen der Europäer gibt es kleine, gewöhnlich nur aus zehn bis zwölf Hütten bestehende Negerdörfer.

Jede Factorei bildet einen Complex von Häusern für sich, der durch eine Einfriedigung abgeschlossen ist, und besteht aus dem Wohnhaus der oder des Europäers, mit welchem gewöhnlich das Verkaufslocal, der Laden, verbunden ist; ferner aus einem oder einigen größeren Magazinen für die Waaren und die Producte, einem Haus für die Arbeiter, einer Küche, die nie im Wohnhause sich befindet, sondern ein isolirt stehendes Häuschen für sich bildet, und einem Schuppen für die Boote und Canoes. Die Häuser sind in der Regel aus Holzplanken gebaut, die von Europa importirt werden, und sind immer mit Veranda versehen; das Dach besteht aus den einheimischen Matten, ein treffliches Material, das den stärksten Gewitterregen Widerstand leistet. Steinhäuser gibt es, außer dem großen Gouvernementhaus, in Gabun nicht.

Politisch gehört Gabun zu demselben Verwaltungsbezirk, der auch die Colonien Senegambien und Französisch-Guyana in Süd-

amerika umfaßt, und jährlich ein= oder zweimal kommt ein Admiral auf seiner Inspectionsreise nach Gabun, um den Fortgang daselbst kennen zu lernen, und als höhere Instanz, etwaige Streitigkeiten zwischen den Factoristen und dem Commandant particulier zu erledigen. Auch englische Kriegsschiffe lassen sich manchmal sehen, um die Interessen der dort lebenden Engländer zu schützen; Deutschland hat einen Consul daselbst in der Person des Herrn Wölber, Hauptagenten der Hamburger Firma C. Wörmann, und ebenso besorgt der anglikanische Missionär Rev. Mr. Bushnell die Geschäfte eines amerikanischen Viceconsuls.

Die Garnison besteht gegenwärtig nur aus vielleicht hundert europäischen Soldaten, die meistens als Strafe für zwei Jahre hierher versetzt werden und einigen Hundert Laptôts, das sind schwarze Marinesoldaten vom Senegal — eine für hiesige Verhältnisse recht geeignete Truppe; die Mehrzahl dieser Leute sind Mohamedaner.

Der Commandant von Gabun, mehrere Officiere, sowie die Mehrzahl der Soldaten wohnen nicht auf dem Lande, sondern auf einem großen Wachschiff, welches in der Bai vor Anker liegt und wozu man gewöhnlich ein ausrangirtes größeres Kriegsschiff verwendet; dasselbe dient auch gleichzeitig als Hospital für Europäer, während das Krankenhaus für Neger sich am Festland befindet. Es hat sich nämlich herausgestellt, daß die an Bord schlafenden Europäer viel weniger Krankheiten ausgesetzt sind, als diejenigen, welche am Lande wohnen.

Der Wechsel der Garnison und der Beamten in der Colonie ist ein sehr häufiger. Der Commandant bleibt selten länger als anderthalb Jahre an diesem Orte, die Garnison höchstens zwei Jahre; dieses System in Rücksicht auf das Klima eingeführt, ist für die Entwickelung der Colonie nur schädlich; denn kaum hat ein Beamter sich in die Verhältnisse des Platzes eingelebt und die Mängel und Bedürfnisse kennen gelernt, so wird er versetzt und etwaige Reformen unterbleiben. Der Mangel einer Civilverwaltung ist überhaupt sehr fühlbar.

Die Einnahmen der Colonie bestehen in den Zöllen, welche die europäischen Factoristen für die importirten Waaren sowohl, wie auch für die exportirten Producte erlegen müssen; diese Zölle sind

in den letzten Jahren erheblich erhöht worden, um den jährlich nothwendigen Zuschuß vom Mutterlande zur Erhaltung des Platzes zu vermindern; man kann nicht behaupten, daß diese Maßregel im Interesse des Handels ist, im Gegentheil wird der Verkehr in Gabun in der letzten Zeit geringer, und der Schwerpunkt des dortigen Handels liegt jetzt am Ogowefluß. Dafür genießen nun die dort handelnden Kaufleute den Schutz des Gouvernements; ein kleiner Kriegsdampfer fährt jährlich wiederholt dem Como und Rembo aufwärts, um die dort wohnenden Wilden in Respect zu halten, und gewöhnlich kommt auch ein kleines Kriegsschiff einmal im Jahre den Ogowe hinauf bis zu den in der Nähe der Rembo Ngunie-Mündung liegenden Factoreien; soweit rechnen die Franzosen ihr Gebiet. Der häufig durch die räuberischen Eingebornen gestörte Ogowehandel wird aber nicht eher eine relative Sicherheit genießen, bis nicht sowohl in Cap Lopez, an der Ogowe-Mündung, als auch in der Nähe der einige zwanzig deutsche Meilen im Innern sich befindenden Factoreien ein kleiner Dampfer mit einer Anzahl Laptôts stationirt wird. Noch südlich von Cap Lopez, im Kammagebiet, haben die Franzosen eine Zollstation errichtet; der Handel mit den Kammaleuten (Ncomi) ist aber augenblicklich nicht sehr bedeutend und nur einige wenige Factoreien haben daselbst Zweigniederlassungen gegründet.

Bis Ende der sechziger Jahre war übrigens in Gabun ein lebhafteres Treiben als jetzt; gewöhnlich lagen da fünf, sechs Kriegsschiffe, eine große Menge Militär hielt sich daselbst auf und infolge dessen hatte sich auch ein Detailhandel entwickelt, sogar eine Art Café restaurant mit einem Billard existirte daselbst. Nach dem deutschen Kriege aber wollten die Franzosen aus Sparsamkeitsrücksichten Gabun zu einer bloßen Kohlenstation degradiren; es blieb schließlich bei einer Verminderung der stationirten Schiffe und der Garnison, dafür aber gab man einige früher besetzte kleine Plätze an der Sierra Leone-Küste (wie Grand Bassam) ganz auf. Vielfach tauchte auch die Nachricht auf, Gabun solle an die Engländer ausgetauscht werden gegen eine westindische Insel, aber im englischen Parlament sind solche Vorschläge bisher immer abgelehnt worden.

Ganz aufgeben werden die Franzosen Gabun wohl nie, eben in Rücksicht auf den guten Hafen daselbst.

Freilich ist jetzt die weite schöne Bucht von Gabun etwas verödet. Nur alle vier Wochen einmal kommt der ziemlich regelmäßig zwischen Liverpool und St. Paul de Loanda verkehrende Postdampfer in die Colonie, um den Verkehr mit Europa zu vermitteln, und hin und wieder läßt sich auch wohl ein großes Kauffahrteischiff sehen, um neue Waaren von Europa zu bringen und die aufgespeicherten afrikanischen Producte nach den großen Marktplätzen Liverpool, Hamburg, Rotterdam zu bringen.

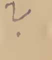
Fast gleichzeitig mit der militärischen Occupirung von Gabun haben sich auch Missionäre daselbst niedergelassen. Schon bei der Einfahrt in die Bai fällt Jedem die prachtvoll eingerichtete und großartig angelegte Missionsanstalt der frères de la congrégation du St.-Esprit et du St.-Coeur de Marie auf, die neuerdings verbunden ist mit einem Lehr- und Erziehungshause für Negermädchen, welches von Nonnen „der unbefleckten Empfängniß von Castres" geleitet wird. Die netten Wohnhäuser der Missionäre und eine kleine geschmackvolle Kirche, umgeben von einem großen, wohlgepflegten Parke, in welchem die Gewächse aller Tropenländer cultivirt werden, das Ganze selbst inmitten einer gewaltigen und üppigen Tropenvegetation, die nur stellenweise durch kleine Lichtungen unterbrochen ist, aus der die einfachen grauen Negerhütten angenehm abstechen von dem dunklen, grünen Hintergrund, dazu das endlose Meer, überspannt von einem wolkenlosen, klaren Himmel mit einer senkrecht stehenden Sonne — das gibt in der That ein anmuthiges Bild. Gabun macht auf den Europäer gewiß einen angenehmeren Eindruck, als irgend ein anderer Punkt der Westküste, St. Paul de Loanda vielleicht ausgenommen, dessen durchaus städtisches und europäisches Ansehen dem nur an einfache Handelsplätze gewöhnten Reisenden entschieden imponirt.

Die französische Mission hat sehr bedeutende Geldmittel zur Verfügung, und unter Anderem erhält sie auch seitens der Colonial-Verwaltung eine Subvention von jährlich 20,000 Fr. Das Personal besteht aus sechs Pères und acht Frères nebst einer Anzahl Laienbrüder; es befinden sich viele Elsässer und Süddeutsche darunter.

Geleitet wurde dieselbe bis zum Jahre 1876 vom P. Bessieux, Bischof von Gallipolis, der nach dreißigjährigem Aufenthalt in Gabun in dem genannten Jahre in hohem Alter gestorben ist. Ein seltsames Zusammentreffen! In ein und demselben Jahre starben der uralte und früher mächtige Mpungwe-König Denis und ein alter Bischof, der sein ganzes Leben daran gesetzt, diese Mpungwe zu Christen zu machen. König Denis hat sich nie taufen lassen; er verehrte seine Fetische und Talismane bis zum letzten Augenblick.

Der Nachfolger des P. Bessieux ist, soviel ich weiß, P. le Berre, der Verfasser einer gabunesischen Grammatik. Nächst ihm steht P. Stoffel, ein Elsässer, einer der liebenswürdigsten und gebildetsten Geistlichen, der unter Anderem der Pflege der Musik unter den Negerzöglingen die größte Aufmerksamkeit schenkt und dem es gelungen ist, ein Knabenmusikchor heranzubilden, welches nicht nur die zum kirchlichen Ritnell nöthigen Stücke vorzüglich executirt, sondern auch in weltlicher Musik ganz Treffliches leistet.

Mit Recht legen die Missionäre den Hauptwerth bei ihrer oft recht mühsamen und undankbaren Thätigkeit auf die Heranbildung von Handwerkern, die später im Stande sind, sich durch ihrer Hände Arbeit zu ernähren, ohne wie die jetzige Generation nur Sclavenhandel zu treiben, oder durch einen schon an Gaunerei streifenden Zwischenhandel die rationelle Ausbeutung wirklich reicher Naturschätze seitens der Europäer immer mehr zu erschweren. Handwerker, besonders Zimmerleute, Schmiede und Böttcher, sind an der ganzen Westküste sehr gesucht; europäische Arbeiter sind unter den dortigen klimatischen Verhältnissen nicht zu verwenden, und die wenigen, meistens in Missionen erzogenen eingebornen Arbeiter können, wenn sie wollen, ein gutes Stück Geld verdienen. Aber die Bestrebungen der Missionäre in dieser Richtung sind bis jetzt noch nicht sehr erfolgreich. Der Neger kann sich nicht an eine regelmäßige Arbeit gewöhnen; eine kleine Uebervortheilung des Weißen in irgend einem Handelsgeschäft ist ihm unendlich werthvoller, als ein auf regelrechte Weise erworbenes Geld; er sieht immer noch in dem Europäer seinen natürlichen Gegner, der gekommen ist, sein Land auszubeuten und enorme Schätze zu sammeln, und er glaubt sich nun berechtigt, den



fremden Eindringling zu betrügen und zu bestehlen, wie immer er kann.

Die französische Mission in Gabun ist mit vorzüglichen Werkstätten für Schmiede, Zimmerleute, Tischler ꝛc. eingerichtet, auch Plantagenwirthschaft wird getrieben. Prachtvolle Pflanzungen von Kaffee und Cacao erstrecken sich hinter den Missionsgebäuden weit in das Land hinein, und die Zöglinge müssen darin arbeiten lernen. Diese Anstalt ist wirklich eine Musteranstalt, wie sie freilich nur eine mit sehr bedeutenden Mitteln ausgestattete Gesellschaft herzustellen und fortzuführen im Stande ist. Der Gesundheitszustand der Geistlichen und Laienbrüder ist allen klimatischen Verhältnissen zum Trotz ein vortrefflicher, wie schon daraus hervorgeht, daß viele derselben einen Aufenthalt von zehn, funfzehn Jahren sehr gut ertragen. Ein ruhiges, leidenschaftsloses Leben, verbunden mit regelmäßiger nicht zu anstrengender Thätigkeit und rationeller, gesunder Kost, das sind die Factoren, die selbst in so verrufenen Klimaten denen eine Existenz ermöglichen, die mit anerkennungswerther Ueberzeugungstreue und redlichem Eifer einen Beruf ausüben, der Vielem zu entsagen zwingt.

Auch eine protestantische oder richtiger anglikanische Mission befindet sich in Gabun unter langjähriger Leitung von Rev. Mr. Bushnell und seiner Frau. Es ist dieß eins von den wenigen Beispielen, daß eine weiße Frau mehr als zwanzig Jahre an der Küste lebt. Die Anstalt erzieht gleichfalls weit über hundert schwarze Knaben und Mädchen, aber soweit ich es kennen lernte, wird mir hier zu viel Werth auf die rein religiöse Seite der Sache gelegt. Das Auswendiglernen von unverstandenen und unverständlichen Bibelsprüchen und ähnlichen Sachen tritt zu sehr hervorgegen über der Heranbildung der Neger zu brauchbaren Menschen, d. i. in erster Linie zu „Arbeitern“. Die anglikanische Mission sucht auch nach dem Innern zu Einfluß zu gewinnen und Filialen zu gründen. So gibt es eine Lehranstalt auf der Insel Corisco in der Bai gleichen Namens und ebenso hat ein Deutsch-Amerikaner Rev. Mr. Nassau versucht, auf dem Ogowe, ziemlich weit im Innern, unter dem Volk der Akelle eine Zweiganstalt zu gründen.

Uebrigens sucht auch die katholische Missionsanstalt sich auszu-

dehnen und hat bereits vor einigen Jahren an der Loango-Küste, nicht weit von der Hauptstation der Güßfeldt'schen Expedition Chinchoxo, eine Filiale errichtet.

Fragt man nun nach den wirklichen Resultaten all dieser zum größten Theil mit bestem Willen und redlichem Eifer durchgeführten Bestrebungen, so ist die Antwort freilich eine recht traurige. Sämmtliche Factoristen, sowie die französischen Missionäre selbst, in deren gastfreundlichem Hause ich viel verkehrte, sagten mir, daß die in den Missionen erzogenen Neger im allgemeinen viel weniger in den Factoreien zu gebrauchen sind, als gewöhnliche Buschneger, und daß die Ersteren die erlangten Fertigkeiten und Kenntnisse nur verwenden, um den europäischen Kaufmann in großartigerer und raffinirterer Weise zu hintergehen, als ein bush-nigger, der immerhin schon eine erstaunliche Fertigkeit darin entwickelt. Dazu kommt bei so „gebildeten" Negern ein gewisser Dünkel; er fühlt sich, wenn er lesen und schreiben kann, und Hemd und Hose trägt, dem Europäer mindestens gleich, eine Erscheinung, die ihren Höhepunkt erreicht in dem Negerfreistaat Liberia, wo das Negerprotzenthum für den durchreisenden Europäer etwas ungemein Komisches hat, während der dort handelnde weiße Kaufmann viel unter dieser Schwäche leidet.

Der Handel von Gabun ist recht bedeutend. Obgleich französischer Platz, befindet er sich doch fast allein in den Händen von Nichtfranzosen, und zwar ist es der große Hamburger Rheder C. Wörmann, sowie ein Liverpooler Handelshaus, welche mit ihrem großartig angelegten System von Factoreien jährlich große Mengen von Producten nach Europa führen. Freilich sind die Wälder in der näheren Umgebung Gabuns schon längst völlig ausgebeutet und das Elfenbein, der Gummi und das Roth- und Ebenholz müssen schon weit aus dem Innern herbeigeschafft werden, wodurch sich diese Artikel natürlich bedeutend vertheuern. Palmöl wird von Gabun nicht ausgeführt; dasselbe findet sich erst weiter nördlich in der Nähe der Nigermündungen bis nach Camerun herab, sowie südlich von Gabun an der Loango-Küste und in den Congo-Gegenden. Die Franzosen thun streng genommen nicht sehr viel, um den Handel zu heben, im Gegentheil haben sie gerade in der neusten Zeit durch Einführung ziemlich hoher Zölle sowohl für die

exportirten Producte, als auch für die importirten europäischen Waaren die Interessen der Factoristen durchaus nicht gefördert. Allerdings ist Gabun eine jener zahlreichen kleinen Colonien Frankreichs, die dem Staate nicht nur Nichts einbringen, sondern sogar noch jährlich ziemlich viel kosten, und vom französischen Standpunkt ist daher diese Maßregel ganz erklärlich.

Bei dem vollständigen Mangel an einer gangbaren Münze ist die Art und Weise des Handels eine äußerst complicirte und der Austausch der Naturproducte gegen europäische Waaren gar nicht so einfach, wie man sich dieß vielleicht vorstellt. Jede glänzende Claviertaste oder glatte Billardkugel, jeder zierliche Gummischuh und jede geschmackvolle Ebenholzschnitzerei hat eine schwere Vergangenheit und könnte lange Geschichten erzählen von mühsamer Arbeit, von Noth und Ungemach, von Gefahren aller Art, denen der auf einer einsamen Factorei exponirte Europäer, fern von aller Civilisation, inmitten einer barbarischen Bevölkerung ausgesetzt ist.

III.

Cap Lopez.

Drittes Capitel.

Cap Lopez.

Mündungsgebiet des Ogowe. — Mangrove-Wälder. — Bai von Nazareth. — Cap Lopez-Leute. — Fischreichthum. — Kammaleute. — Von Gabun nach Cap Lopez. — Die Orungu. — Itondo-Industrie. — Farinia. — Sclavenhandel. — Rengua's Tod. Wahl eines neuen Königs. — Feindseligkeiten der Orungu gegen die Factoristen und Galloa. — Azisi. — Plünderung eines Schooners. — Eingreifen des französischen Gouvernements in Gabun.

Zu den ungesundesten Theilen der westafrikanischen Küste gehört zweifellos das zwischen dem Aequator und dem zweiten Grad südlicher Breite sich erstreckende Mündungsgebiet des Ogowe. Bereits in der Nähe des Anenge-Sees, ungefähr zehn deutsche Meilen im Innern, beginnt sich der Ogowe in zwei Arme zu theilen; von da an weiter flußabwärts wird die Gabelung immer mannigfaltiger, so daß schließlich die Mündung des Ogowe aus vier oder fünf Hauptarmen, die alle wieder unter sich durch zahllose natürliche Canäle verbunden sind, besteht. Durch dieses großartige Wassernetz wird ein Delta von ganz gewaltiger Ausdehnung erzeugt, welches noch dadurch vergrößert wird, daß die südlichen Mündungsarme mit den Lagunen und Seeen des im Kammalande mündenden Rembo in Verbindung stehen. Auf diese Weise entsteht ein viele Quadratmeilen umfassender Complex von sumpfigen, dicht mit Mangrove-Bäumen bewachsenen Inseln, von denen nur ein kleiner Theil mit einigen elenden Negerdörfern besetzt ist. Das ganze riesige, überaus feuchte Terrain gleicht einem mit Wasser gefüllten Schwamm und selbst dicht an der Küste des offenen Meeres ist

kaum ein schmaler und steriler Streifen weißen Sandes; fast überall ragen die dichten, einförmigen dunkelgrünen Wände der Mangrove-Wälder direct aus dem Meere empor.

Der Hauptmündungsarm des Ogowe geht in die Bai von Nazareth, ein tieferer Ausschnitt der Küste; die Einfahrt in die Bai aber ist nicht nur durch einige davorliegende Inseln auf einen oder zwei Canäle beschränkt, sondern diese letzteren selbst sind auch außerordentlich versandet und bilden sehr gefährliche Untiefen, so daß ein Schiff nur mit Hilfe eines eingeborenen Lootsen durch die einzige schmale Wasserrinne in die geräumigere Bai gelangen kann. Dazu kommt, daß in diesem großen Deltagebiet die Vertheilung von Wasser und Land ziemlich schnell wechselt; wo jetzt Land ist, findet man vielleicht schon in ein Paar Jahren Wasser und umgekehrt; und ebenso ändern die vielen und großen Sandbänke, die sich zwischen dem offenen Meer und den Flußmündungen bilden, verhältnißmäßig schnell ihren Umfang und ihre Gestalt. So manches Schiff mag dort schon gescheitert sein und ist eine willkommene Beute der dortigen Küstenbevölkerung geworden.

Nach dem am weitesten nach Westen vorspringenden Punkte, der die Nordspitze einer schmalen langgestreckten Insel bildet, nennt man gewöhnlich das ganze Gebiet Cap Lopez und die Bewohner der Inseln und des Festlandes, die sich als Orungu bezeichnen, Cap Lopez-Leute. Die Verbreitung dieses Volkes geht in südlicher Richtung nicht über den Hauptarm des Ogowe hinaus; nach Norden hin erstrecken sie sich ziemlich weit bis in die Nähe der am linken Ufer der Bai von Gabun wohnenden Mpungwe. Das Land nördlich von dem Mündungsgebiet des Ogowe ist durchgängig nicht so dicht bewaldet als anderwärts; von König Rengua's Dorf aus unternahm ich öfters Jagdausflüge in nördlicher Richtung und traf vielfach auf große, ausgedehnte Prairieen, mit hohem Gras bewachsen und vielfach durch kleine Waldpartieen und vereinzelte Baumgruppen unterbrochen, so daß das Ganze einen hübschen, parkähnlichen Charakter hatte. Längs des Meeresstrandes aber bis hinauf zum Cap Pongara (bei Gabun) erstreckt sich ein breiter, ziemlich steriler Sandstreifen, und selbst einige aus Sand bestehende Hügel, von denen besonders zwei dicht bei einander stehende runde Erhöhungen, die

Mamellen genannt, für den längs der Küste fahrenden Schiffer ein bekanntes Orientirungszeichen bilden.

Diese großen Prairieen sind recht reich an allerhand Wild, besonders an verschiedenen Arten von Antilopen und wilden Schweinen, dem in Westafrika sehr verbreiteten Pinselohrschwein; die durch die verschiedenen Mündungsarme des Ogowe gebildeten Baien und Lagunen aber enthalten einen unglaublichen Reichthum an kleinen Fischen. Kein Punkt der Küste ist mir bekannt, wo solche ungeheure Mengen Fische von den Eingeborenen auf die leichteste Weise gefangen werden. Die Hauptbeschäftigung der Orungu ist neben dem Sclavenhandel der Fischfang; die gewonnene Beute wird geräuchert und dann an die Factoreien in Gabun und am Ogowe verkauft. Fast täglich fahren mehrere große Canoes mit Hilfe eines kleinen, elenden Mattensegels die immerhin ziemlich bedeutende Strecke von Cap Lopez nach Gabun und versorgen die Factoreien mit tausenden von kleinen geräucherten Fischen. Die Nahrung der in den Handelsniederlassungen beschäftigten Arbeiter, besonders der croo-boys, besteht zum größten Theil aus Reis und geräucherten Fischen. Interessant ist, daß sich hier an dem Grenzgebiet zwischen Gabunesen und Orungu, aber bereits dicht am Meere, ein vereinzeltes Fandorf befindet; es ist der am weitesten nach West vorgeschobene Punkt dieses großen Wandervolkes, das, weit aus dem fernen Osten kommend, sich überall gewaltsam zwischen die seßhafte Bevölkerung eindrängt, mit dem Bestreben, das „große Wasser" zu erreichen und mit den weißen Männern in directen Verkehr zu treten. In östlicher Richtung stoßen an die Orungubesitzungen vereinzelte kleine Oschekiani-Dörfer. Die Oschekiani sind ein hier und besonders in den Wäldern nördlich von Gabun, am Mundafluß, einheimisches Völkchen, das aber jetzt zersprengt ist und deren kleine Niederlassungen vereinzelt auftreten; sie werden von den übrigen Negerstämmen als bush-men etwas von oben herab angesehen, sind diesen aber als gute Jäger sehr nützlich.

Südlich von den Cap Lopez-Leuten im Mündungsgebiet des Kamma-Rembo und einige Meilen nach dem Innern zu am linken Ufer des Ogowe bis zu dem See Anenge wohnen die Ncomi, oder, wie sie gewöhnlich genannt werden, die Kammaleute, die durch

die Reisen und Abenteuer des Gorillajägers Duchaillu bekannt geworden sind. Es ist ein ziemlich mächtiges und streitsüchtiges Volk, das wie die Orungu nahe verwandt mit den Mpungwe ist und deren Sprache auch nur ein Dialekt des Gabunesischen bildet. Das französische Gouvernement in Gabun dehnt seinen Einfluß nach Süden zu bis zu den Kamma aus; wenigstens sitzt in einem Kammadorf ein französischer Steuerbeamter, der von den Paar kleinen Factoreien daselbst Zoll erhebt für die eingehandelten Producte, fast nur Gummi und ein wenig Elfenbein. Mit der Erhebung der Steuern begnügt sich aber auch die Thätigkeit der Franzosen in diesem Theile der Küste und die Factoreien sind auf ihren eigenen Schutz angewiesen. Kurz ehe ich in jene Gegenden kam, hatte man eine Factorei angegriffen, den Europäer daselbst bedroht und einige seiner Leute getödtet; bei der Vertheidigung der Factorei war dann auch ein Kammamann getödtet worden und als die Sache vor dem französischen Commandanten in Gabun zum Austrag gebracht werden sollte, wurde der Factorist zu einer sehr hohen Entschädigung an die Kamma verurtheilt, die das ganze seit Jahren mühsam erworbene kleine Vermögen des angegriffenen und beinah getödteten Factoristen verschlang.

Das Hinterland des Ncomigebietes, besonders die hügelige Waldregion im Süden des großen See Jonanga ist interessant und bekannt durch das verhältnißmäßig häufige Vorkommen des Gorilla. Die Eingeborenen haben eine große Furcht vor diesem Thiere und es sind fast nur die Akelle, welche die Jagd wagen. Duchaillu's Berichte sind, wie manches Andere in seinen Büchern, etwas zu phantastisch; wie die Mehrzahl der sogenannten wilden Thiere greift auch der Gorilla nie Menschen an und ist ungemein scheu; wenn er verwundet ist und keinen Ausweg findet, wird er sich natürlich auf seinen Gegner stürzen; das thut aber auch das kleinste und furchtsamste Thier. Von Kamma kommen öfters junge Gorilla in die Factoreien und während ich in Gabun war, erhielten wir in der deutschen Factorei daselbst ein recht hübsches Exemplar, das leider auf der Heimreise verendet ist; man muß so ein Thier erst lange Zeit in einer Factorei haben und an andere Kost gewöhnen, ehe man es über das Meer schickt. —

Die Fahrt von Gabun nach Cap Lopez mit einem Dampfer dauert höchstens zwölf Stunden, während man mit einem Segelschiff oft mehrere Tage braucht, da sowohl Wind als Strömung von Süden kommen. Bei meiner ersten Reise nach Cap Lopez, die ich in einem kleinen Schooner unternahm, erreichten wir am dritten Tag den Eingang in die Bai von Nazareth; später habe ich sogar einmal sieben volle Tage für diese kurze Strecke gebraucht.

Ich hatte mich in Gabun für die Ogowereise ausgerüstet, d. h. mit großen Mengen der verschiedensten europäischen Waaren versehen, sowie eine Anzahl Diener engagirt, die mir theils zur Vertheidigung, theils als Dolmetsch dienen sollten. Es waren darunter die verschiedensten Nationalitäten vertreten: einige Senegalesen, ausgediente Laptôts (schwarze Marinesoldaten), die mir ihres persönlichen Muthes und einer gewissen Rücksichtslosigkeit wegen gegenüber den Eingeborenen von Nutzen waren; sie sprachen recht gut französisch; ferner einige Gabunesen, die ein eigenthümliches an der Westküste verbreitetes Negerenglisch sprachen und außerdem eine Reihe Sprachen und Dialekte des Innern kannten, da sie Sclaven waren und weit aus dem Innern stammten. Als Steward aber hatte ich einen jungen Croo-Neger mitgenommen, der sich während meiner ganzen dreijährigen Reisen auf das Trefflichste bewährt hat.

In Cap Lopez angekommen, fuhr ich sofort in einem Boot in das Dorf des kurz vorher gestorbenen Königs Rengua, woselbst das deutsche Handelshaus in Gabun eine Zweigfactorei hatte, die aber im Laufe der Zeit, als der Handel weiter flußaufwärts zu blühen begann, aufgelassen wurde und schließlich nur ein Feuerholzdepot war für die zu den Galloa fahrenden Dampfer. Es war aber doch wenigstens ein Haus im Dorfe, in welchem ich einige Zeit wohnen konnte, um noch die letzten Vorbereitungen für die Reise flußaufwärts zu betreiben. Mein Aufenthalt verlängerte sich auf fast zwei Wochen, da der von Gabun erwartete Dampfer mit dem Agenten der deutschen Ogowefactoreien, Herrn Schmieder, lange nicht kam. Diese Zeit benutzte ich, um Land und Leute kennen zu lernen und mich über die Verhältnisse am Ogowe, besonders der verschiedenen Negerstämme untereinander zu informiren.

Die Orungu oder Cap Lopez-Leute, wie man sie gewöhnlich

nennt, sind meist große, schlankgewachsene Leute von ernstem, feierlichen Gesichtsausdruck; ihre Kleidung besteht durchweg aus großen Stücken Baumwollenzeug, das sie malerisch um den Leib hängen, bloß Hals und rechte Brust frei lassend; als auffallender Schmuck dient ihnen eine Kopfbinde von buntem Kattun, was den Eindruck macht, als litten sie beständig an Kopfweh. Was mir unter diesen Leuten auffiel, und auch bei anderen Stämmen habe ich dasselbe späterhin beobachtet, war die Beschäftigung der Männer, kleine Kinder zu warten, was sie mit großer Liebe und Sorgfalt ausführten.

Die Dörfer bestehen wie anderwärts aus zwei parallelen Häuserreihen, an deren oberem Ende das öffentliche Versammlungshaus oder auch die Wohnung des Königs sich befindet, wie es hier in Rengua's Dorf der Fall war. In den meisten Orungudörfern sind am Eingang zwei roh aus Holz gearbeitete Götterbilder aufgestellt, nichts weiter als ungefähr drei Fuß lange Pfähle, deren oberes Ende zu einem Gesicht geschnitzt und bunt bemalt ist. Es sind dieß die Agathodämonen des Ortes, deren Aufgabe darin besteht, alle bösen Geister und alles Unglück vom Dorfe abzuhalten. Von diesen beiden Idolen mag übrigens der Name des Ortes Buonaviri (Ort der guten Geister) herstammen. Der Ort selbst liegt dicht an einem jener schmalen sumpfigen Canäle, wie sie im Deltagebiet des Ogowe so zahlreich zu finden sind; für einen Europäer außerordentlich ungesund, so daß es kein Wunder war, wenn ich bald nach meiner Ankunft daselbst an der Malaria zu leiden hatte.

Wie bei den Mpungwe in Gabun verwenden auch die Frauen der Orungu, bei Vernachlässigung der übrigen Toilette, besondere Sorgfalt auf die Frisur des Haares; allgemein verbreitet und sehr beliebt findet sich hier als Haarschmuck eine sehr zierliche, vier bis sechs Zoll lange Haarnadel, die aus Elephanten- oder Flußpferdzahn geschnitzt wird. Diejenigen Itondo, wie man diese schönen Nadeln nennt, welche aus dem harten, glänzend weißen Hippopotamuszähnen geschnitzt werden, sind besser und theurer, weil dieses Material nicht so leicht gelb wird wie das Elfenbein. Es ist die Verfertigung der Itondo eine Art Industriezweig der Orungu,

welche so ziemlich die einzigen sind, die diese Dinge sehr hübsch zu arbeiten verstehen; die südlich wohnenden Ncomi (Kamma), besonders aber die Gabunnesen kaufen viele Itondo für ihre Frauen. Bei der Bearbeitung des harten Materiales verwenden die Orungu nur Messer und Feilen, die sie in den Factoreien kaufen. Die Itondo sind eine sehr geschmackvolle Zierde für die künstlichen Frisuren der schwarzen Damen und kann man den Bewohnern dieser Gegenden, die so etwas auszuführen im Stande sind, einen gewissen Kunstsinn nicht absprechen.

Den Frauen der Orungu liegt allerdings auch die schwere Hausarbeit ob, aber sie wissen sich dieselbe durch die zahlreichen Sclaven zu erleichtern. Die wichtigste Beschäftigung derselben ist die Bereitung von Farinia, ein sehr grobes Mehl aus Maniok, das nicht nur nebst Fischen das gewöhnlichste Nahrungsmittel ist, sondern von dem auch große Quantitäten nach Gabun in die Factoreien verkauft werden. Bananen sind in diesem Theil der Küste nicht so häufig, dagegen wird dieser nützliche Baum weiter im Innern in großen Mengen cultivirt, und zwar beide Arten der Pflanze, Musa paradisiaca und M. sapientium. Die eine liefert die bekannten wohlschmeckenden Früchte, die jeder Reisende in den verschiedensten tropischen und subtropischen Theilen der Erde kennen gelernt hat, während die andere und häufigere Art eine Frucht liefert, die erst lange Zeit gekocht werden muß, ehe sie genießbar wird und die mit ihrem trocknen indifferenten Geschmack gewissermaßen Brod und Kartoffeln ersetzt. Andere Culturpflanzen werden bei den Orungu nicht gezogen; von Hausthieren finden sich nur Hühner, Ziegen und Schafe, aber auch selten, da man diese Thiere immer gleich an die Europäer verkauft. Das Schaf ist die bekannte, quer durch Afrika verbreitete, hochbeinige Art ohne Wolle mit glattem Ziegenfell.

Die Blüthezeit von Cap Lopez ist vorüber und nur selten einmal läßt sich ein Handelsfahrzeug, das den Ogowe hinauf will, in den stillen Wässern der Nazarethbai sehen; aber bis zu den fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts wurde dieser Ort viel besucht. War doch damals Cap Lopez einer der Hauptplätze für den Sclavenhandel und zahlreiche Schiffe kamen dahin, um diese lebende Waare

aufzunehmen, entweder zur directen Ueberfahrt nach Amerika, oder für die früher so mächtige und reiche Centrale des westafrikanischen Sclavenhandels, St. Paul de Loanda. Trotz der zahlreichen englischen Kreuzer sind von hier aus Tausende von Sclaven verschifft worden und so mancher Schiffscapitän hat sich hier bereichert. Ich traf an den verschiedensten Orten der Westküste alte Capitäne, die jetzt ganz ehrsam Gummi oder Palmöl verschifften und die mit Wehmuth der guten alten Zeit gedachten, wo es möglich war to make money. Seitdem aber auch Brasilien die Einfuhr von Sclaven verboten hat, sank dieser früher so blühende Handel sehr schnell und häufig besuchte Küstenplätze verödeten in kurzer Zeit und fielen in Vergessenheit.

Am längsten hat der Sclavenhandel, d. h. der Ankauf von Sclaven durch Europäer (denn die Sclaverei unter den Negern selbst besteht heute noch ebenso wie vor Jahrhunderten) in Cap Lopez sich erhalten. Noch als ich dort war, gingen jährlich große Mengen von Sclaven nach den portugiesischen Inseln St. Thomé und Principe, woselbst sich ausgedehnte und blühende Kaffee- und Cacaoplantagen befinden. Man schätzt, daß in den letzten Jahren noch jährlich gegen 2000 Sclaven den Ogowe herab nach Cap Lopez kamen; davon wurde ein Theil an die umwohnenden Stämme, Mpungwe und Ncomi verkauft, einen Theil behielten die Orungu für sich, die bei weitem größere Partie aber wurde nach den erwähnten Inseln geschafft. Da nun aber in den dortigen Meeren gar nicht so selten englische und französische Kriegsschiffe kreuzen, so mußte die Sache mit der größten Vorsicht betrieben werden. Jährlich mehreremale kamen Mulatten von den Inseln in großen Canoes über das Meer herüber nach Cap Lopez und hielten sich in den zahllosen Canälen des Ogowedeltas verborgen. Dort waren sie sicher; größere Schiffe konnten überhaupt nicht dahin kommen und wenn es die Franzosen einmal versuchten, mit Booten diese Schlupfwinkel aufzuspüren, so wurden die Sclavenhändler von ihren Handelsfreunden, den Orungu, zeitig genug gewarnt, und versteckten sich irgendwo anders. Die Mulatten kauften also hier die Sclaven und wagten dann mit den Canoes, die allerdings groß und stark sind und bis zu hundert Menschen fassen, die immerhin gefährliche

Meerfahrt nach St. Thomé und Principe. Sie durften dabei natürlich kein Segel aufstecken, um nicht von weitem gesehen zu werden, sondern die Fahrzeuge wurden nur gerudert; bei günstigen Verhältnissen erreichten sie in vier bis fünf Tagen die Inseln, wo dann an irgend einem entlegenen Punkte die Sclaven ausgeschifft und von den Plantagenbesitzern in Empfang genommen wurden. Dieser Handel blühte, wie gesagt, noch während der ersten Zeit meiner Anwesenheit an der Westküste ziemlich stark und hat erst, soviel ich weiß, im Anfange des Jahres 1876 aufgehört infolge der Befreiung der Sclaven auf den mehrfach erwähnten Inseln seitens der portugiesischen Regierung. Die Folge davon sind völlig anarchische Zustände daselbst, die blühenden Plantagen sind verwüstet und es wird lange dauern, ehe die bisher wohlhabenden Inselbewohner wieder in bessere Verhältnisse kommen.

Die Orungu am Cap Lopez beziehen ihre Sclaven von den weiter flußaufwärts wohnenden Ininga und Galloa und zahlen denselben für einen Sclaven durchschnittlich einen Preis von 12 bis 16 Dollars in Waaren; die Orungu aber erhalten von den portugiesischen Mulatten gewöhnlich dreißig Dollar in baarem Geld. Ich war anfangs erstaunt, unter den Orungu vielfach englische Goldstücke und französische silberne Fünffrankstücke zu finden, während doch fast überall nur europäische Waaren als Zahlung dienen.

Seitdem die Portugiesen keine Sclaven mehr kaufen, geht es den Orungu schlecht. In ihren Wäldern gibt es keine Naturproducte mehr, um mit den Europäern zu handeln, und nun sind sie in Noth. Als Händler haben sie kein rechtes Vertrauen bei den Weißen und so trachten sie den in Aufschwung begriffenen Ogowehandel auf gewaltsame Weise zu stören oder in ihre Hand zu bekommen. Da das Letztere nicht geht, so suchen sie durch die gemeinsten Räubereien sich in den Besitz der ihnen schon unentbehrlichen europäischen Güter, besonders von Rum und Taback zu setzen. —

Zur Zeit meines ersten Aufenthaltes in Cap Lopez befanden sich die Orungu in ziemlicher Aufregung und Unruhe infolge des Todes ihres Königs Rengua und der nun nöthig werdenden Neuwahlen eines Chefs. Rengua war ein wüster Mensch gewesen,

der den am Ogowe handelnden Weißen durchaus nicht freundlich entgegen gekommen war, und es war zwischen ihm und den Factoristen in seinem Dorfe oft zu den schlimmsten Auftritten gekommen. Seine Trunksucht war unglaublich und nichts konnte man von ihm erreichen, wenn man ihm nicht vorher eine entsprechende Quantität Rum gegeben hätte. Infolge des unmäßigen Trinkens ist er denn auch in verhältnißmäßig nicht hohem Alter gestorben; nach den allgemein unter den Negern herrschenden Begriffen ist aber irgend ein Zauberer an Rengua's Tode schuld. Mit Hilfe der Priester war es denn auch nicht schwer gewesen, den Schuldigen zu finden. Ich unternahm einmal einen Jagdausflug in die Prairieen und stieß inmitten einer waldigen Niederung auf ein Paar Hütten, die von einem angesehenen Manne, dem Schmied, der gleichzeitig Oganga, Priester, war, bewohnt wurden. Er hatte drei Gefangene unter seiner Aufsicht, zwei waren durch eiserne Ketten an einander gefesselt; es waren wahrscheinlich entlaufene Sclaven; der dritte, auch gefesselt, hatte die Hände im Block. Es war der große Sünder, den man beschuldigt hatte, durch Zaubereien den Tod Rengua's veranlaßt zu haben und der nun als Opfer eines gräßlichen Aberglaubens fallen mußte.

Die Orungu mußten nun einen neuen König wählen und nach vielen und erregten Verhandlungen und Debatten kamen sie überein, einen Europäer und zwar den Agenten der Hamburger Factorei am Ogowe und in Cap Lopez mit dieser Würde zu belehnen. Was die Leute dazu veranlaßte, ist mir nicht ganz klar; wahrscheinlich hofften sie, daß nun die in Rengua's Dorfe bestehende kleine Factorei vergrößert und überhaupt der Ogowe-Handel mehr den Galloa entrissen und in ihre Hände gelegt werden würde. Das war natürlich eine gänzlich verfehlte Speculation, aber trotzdem ließen sich die Orungu nicht abbringen, den deutschen Agenten, in dessen Hause ich wohnte, zu ihrem Chef zu wählen und machten denn auch sehr bald die Vorbereitungen zur feierlichen Installirung. Es war am 9. August 1874, als wir bereits früh sehr zeitig durch auffallenden Lärm aus dem Schlafe geweckt wurden und bald sahen wir denn auch einen langen Zug festlich aufgeputzter Orungu heranrücken. Nachdem die aus Männern, Frauen, Kindern und

Sclaven bestehende Volksmasse mehrmals durch das Dorf getanzt, kamen sie schließlich zur Factorei. Einige Brüder des verstorbenen Rengua trugen einen mit Laubwerk geschmückten Stuhl und nöthigten meinen Landsmann, sich auf denselben zu setzen; mehrere kräftige Arme hoben den Stuhl in die Höhe und nun setzte sich der Zug wieder in Bewegung, den neuen König in der Mitte. Unter beständigem Singen und Tanzen und einem höllischen Tamtam-Schlagen zog man bis zum Haus des verstorbenen Königs; dort aber bildeten die Angehörigen Rengua's, seine zahlreichen Weiber, Kinder und Sclaven einen dichten Kreis um uns und blickten voll Vertrauen auf ihren neuen Herrn und Gebieter. Die Tänze und Gesänge begannen nun von Neuem; alle hatten grüne Zweige in den Händen und indem sie auf uns zugetanzt kamen, berührten sie uns mit diesem Laubwerk, als Zeichen der Unterwürfigkeit.

Es folgte nun eine Reihe längerer und kürzerer Reden, die häufig vom Beifallsgeschrei und Trommelschlag der Umstehenden unterbrochen wurden und worin sie dem neuen Herrscher seine Rechte und Pflichten klar machten; besonders legte man ihm die Fürsorge für die Weiber, Kinder und Sclaven des verstorbenen Königs ans Herz. Nachdem der Agent der Ogowefactoreien, in der Hoffnung, daß ihm durch die ganze Comödie doch im Interesse des Handels Vortheile erwachsen könnten, einige passende Worte erwidert und durch Spendung einer Quantität Rum einen Beweis seiner Herzensgüte und Milde gegeben hatte, wurde der neue König in derselben Weise in die Factorei zurückgetragen. Die Orungu aber zogen wieder tanzend und springend, den Körper nach allen Richtungen drehend und wendend, was diesen langen dürren Gestalten mit den weiten Gewändern und der unvermeidlichen Kopfbinde, ein ungemein komisches Ansehen verlieh, durch das Dorf und in der Nachbarschaft umher. Leider haben sich später all die schönen Reden und Versprechungen der Orungu nicht bewährt, dieselben sind vielmehr in der brutalsten Weise gegen die den Ogowe bereisenden Weißen aufgetreten.

Für den Abend des festlichen Tages war großer Tanz in Aussicht genommen und wir beiden Europäer dazu geladen. Nach dem Diner begaben wir uns denn auch, wohl versehen mit Rum

und Genèvre auf den mit bush-light (aus Harz bereitete große Fackeln) erleuchteten Festplatz; die Kapelle bestand aus einer großen englischen Trommel, zwei riesigen Tamtam und einer alten Holzkiste, auf welche Instrumente dann in barbarischer Weise losgetrommelt wurde. Anfangs tanzten nur die Männer; sie standen in einer Reihe neben einander und jeder Einzelne trat zum Tanz hervor, schritt bis zur Musik, machte daselbst eine Art Verbeugung mit komischen Hand- und Fußbewegungen und trippelte dann eine Zeit lang im Sande herum. Später traten auch die Frauen in den Kreis der Tanzenden; auch sie kamen einzeln hervor und bestand ihr Tanzen eigentlich nur in allerhand oft ziemlich unanständigen Drehungen und Wendungen des Körpers. Sobald eine Frau zum Tanz vortrat, ging ihr ein Mann entgegen, stellte sich ihr kurze Zeit dicht gegenüber, so daß sich die Gesichter berührten, umfaßte sie wohl auch an den Schultern und trat dann in den Kreis der Männer zurück. Nicht genug mit dem Lärm, den die Tänzer und Trommler hervorbrachten, wurden auch noch in kurzen Zwischenräumen Freudenschüsse losgelassen, was ein äußerst gefährliches Spiel ist. Die Neger pflegen die alten Steinschloßgewehre, deren sie sich bedienen, recht voll zu laden, um einen möglichst kräftigen Knall zu erzeugen; es passirt natürlich dabei oft genug, daß die alten Flinten platzen und die Umstehenden verwunden.

Der Tanz dauerte bis tief in die Nacht hinein, gar nicht selten aber kommt es vor, daß noch früh bei Anbruch des Tages getanzt wird. Sind dann die Leute durch den Rum aufgeregt, so sind auch Streitigkeiten und Raufereien oft mit blutigem Ausgang gar nicht selten; wir zogen es demnach vor, nachdem wir der Höflichkeit genügt und dem Tanz eine Zeitlang zugeschaut hatten, uns möglichst bald aus dem Kreise der aufgereizten wilden Menge zurückzuziehen; denn bei aller Freundschaft mit den Leuten ist man doch nie ganz gewiß, daß nicht plötzlich infolge der Aufregung des Tanzes irgend Etwas eintritt, was für beide Theile von ernsten Folgen sein kann.

Da, wie früher erwähnt, die Orungu durch die Aufhebung des einst so schwungvollen Sclavenhandels einer sehr einträglichen Einnahmequelle beraubt sind, so geht ihr ganzes Bestreben dahin,

den Ogowehandel in ihre Hände zu bekommen und einen directen Verkehr der Europäer mit den Stämmen des Innern zu verhindern. Anfangs begnügten sich die einflußreichsten Chefs damit, von jedem mit Waaren beladenen Schiff, das flußaufwärts wollte, ein gewöhnlich in Rum und Taback bestehendes Geschenk zu fordern und die Factoristen bewilligten diesen Tribut ganz gern, um eine gesicherte Ein- und Ausfahrt auf dem Ogowe zu haben. Aber die Forderungen der Cap Lopez-Leute wurden immer unverschämter und rücksichtsloser; dazu kam, daß die beiden größten am Ogowe handelnden Häuser ihre Waaren durch kleine Dampfer in die Factoreien bringen ließen und meist, ohne in den Orungudörfern zu halten, durchfuhren, kurz die Europäer fühlten sich durchaus nicht mehr verpflichtet, diesen erzwungenen Zoll zu entrichten, umsomehr, als das französische Gouvernement in Gabun den Ogowe für sich in Anspruch nahm und alle dahin gehenden Waaren, sowie alle von dort kommenden Producte ziemlich hoch besteuerte.

Die Orungu suchten nun mit Gewalt zu erreichen, was ihnen vorenthalten wurde und machten nicht nur den durchreisenden Europäern alle möglichen Schwierigkeiten, sondern dehnten ihren Haß auch auf die im Innern wohnenden Galloa aus, in deren Gebiet die Factoreien angelegt sind. Auch versuchten sie mehrfach, die zwischen ihnen und den Galloa wohnenden Ncomi (Kamma) zur gemeinschaftlichen Action zu bewegen, was ihnen aber nie gelungen ist, da die Europäer die Kammaleute soviel wie möglich begünstigten, einflußreiche Leute derselben in ihren Factoreien anstellten und eine Zeit lang sogar eine kleine Zweigfactorei in deren Gebiete errichteten. Vom Standpunkte der Orungu aus ist schließlich deren Vorgehen begreiflich; das System des Zwischenhandels und der Einschränkung der Handelsthätigkeit der verschiedenen Völker auf bestimmte Terrains ist in diesen Theilen Westafrikas so allgemein verbreitet, daß es die Orungu wohl als eine schwere Verletzung des bestehenden Gebrauches auffassen mußten, wenn die Weißen unter völliger Ignorirung der Orungu-Interessen ziemlich weit ins Innere reisen und dort mit den „Buschvölkern" direct verkehren. Andererseits ist es im Interesse des Handels nur erfreulich zu sehen, daß endlich einmal an einer Stelle wenigstens die durch die Küsten-

bevölkerung gebildete starre Barrière durchbrochen ist, und der im allgemeinen doch vortheilhaft wirkende Einfluß eines wohlorganisirten und geordneten Handels sich auch auf einige bisher völlig abgeschlossen in ihren dichten Urwäldern lebende Stämme des Innern erstreckt.

Die Unzufriedenheit der Orungu hatte ihren Höhepunkt erreicht in der zweiten Hälfte des Jahres 1876, gerade während meiner Rückkehr aus dem Innern; die Situation war damals für die am Ogowe lebenden wenigen Europäer ziemlich bedenklich geworden und es bedurfte des energischsten Einschreitens des französischen Commandanten in Gabun, um die Unsicherheit auf dem Flusse wenigstens auf einige Zeit zu beseitigen.

Nach fast zweijähriger Abwesenheit hatte ich endlich im September 1876 mit dem Rest der mir treu gebliebenen Diener und einem großen Material an Sammlungen und Beobachtungen aller Art wieder die Ogowefactoreien erreicht. Die aufreibenden und gefährlichen Reisen im Innern hatten mich ungemein mitgenommen und die liebenswürdige Aufnahme, die ich in der Wörmann'schen Factorei seitens des damaligen Agenten Herrn Lubcke in gewohnter Weise fand, war mir doppelt willkommen. Glaubte ich doch hier einige Zeit Ruhe zu haben und mit der nächsten sich bietenden Gelegenheit Gabun erreichen zu können. Aber bereits bis hier herauf hatte sich die unter den Orungu herrschende Aufregung erstreckt und es kam fast täglich zu Streitigkeiten. Ein unternehmender, im höchsten Grade unverschämter Orungu-Häuptling Namens Azisi, ein naher Verwandter des früher mehrfach erwähnten Königs Rengua, war mit einem Trupp von einigen funfzig wohlbewaffneten Cap Lopez-Leuten bis herauf in das Gebiet der Factoreien gekommen und hatte auf einer großen Sandbank mitten in dem dort sehr breiten Ogowestrom sein Lager aufgeschlagen. Von hier aus fing dieser verwegene Flußpirat nicht nur die Mehrzahl der von den Factoreien ausgehenden, mit Waaren beladenen Canoes ab, sondern er drohte sogar, die Europäer in den Factoreien selbst anzugreifen! Besonders hatte er es auf die schwarzen Händler von Gabun abgesehen, und mehrere derselben, die für die deutsche Factorei arbeiteten, wurden von Azisi gefangen und

in Ketten gelegt. Es war für die wenigen Europäer (kaum mehr als acht oder neun Personen) eine sehr unangenehme Lage; die Orungu erklärten ganz offen, sie wollten sämmtliche Händler, die nicht von ihrem Stamm waren, vom Flusse vertreiben und die Weißen zwingen, die Factoreien im Cap Lopez-Gebiet anzulegen. Zum Glück befanden sich unter den gabunesischen Händlern auch eine Anzahl Senegalesen, die von allen Stämmen ausnehmend gefürchtet sind, und da diese Leute von den Factoreien nur Vortheil haben können, so handelten sie auch sofort energisch im Interesse der Weißen. Auch die Galloa, welche fürchteten, die Factoreien zu verlieren, rüsteten sofort mehrere Kriegscanoes aus und so wurden schließlich die Orungu genöthigt, sich weiter flußabwärts zurückzuziehen. Der Handel mit den Galloa und Akelle war damit allerdings wieder frei, aber für die von Gabun kommenden Schiffe, die mit neuen Gütern beladen täglich erwartet wurden, war man in berechtigter Unruhe; es war ja schließlich doch nicht unmöglich, daß sich die Kammaleute mit den Orungu verbinden werden, und dann wäre eine beträchtliche Streitmacht zusammen gewesen.

Aber mit dem Abziehen Azisi's war die Ruhe in den Factoreien noch nicht hergestellt. Die Akelle, ein wildes Buschvolk und Strauchdiebe ersten Ranges, suchten sich sofort die Verlegenheit der Weißen zu nutze zu machen und plünderten gleichfalls die Canoes der Händler, und auch die Galloa wurden anmaßend, so daß ich in der Factorei statt der erhofften Ruhe häufig die aufregendsten Scenen mitzumachen hatte. Mit Sehnsucht und Unruhe erwarteten wir den kleinen Dampfer von Gabun, der Nachrichten und neue Güter sowie Proviant bringen sollte, und mit dem ich dann die Rückreise ans Meer antreten wollte; aber Tag auf Tag, Woche auf Woche verging, ohne daß sich ein Dampfer sehen ließ. Ich dachte schon daran, den Landweg nach Gabun einzuschlagen, d. h. von den Galloa zu dem im Adschumbagebiet gelegenen Asingo-See zu fahren, der mit dem Ogowe durch einen schmalen Seitenarm in Verbindung steht, und von da durch die von Fan bewohnten Wälder den in die Bai von Gabun mündenden Rembo zu erreichen. Aber auch das erwies sich als nicht ausführbar. Die kriegerischen Fan hatten wieder einmal mit ihren Nachbarn Fehde und unter diesen Ver-

hältnissen ist es nicht rathsam, das Gebiet dieser Cannibalen zu betreten. Rund um uns herum war Alles in Bewegung und Aufregung, überall Streit und Krieg, Raub und Mord, kurz recht unerquickliche Zustände.

Endlich dauerte uns der Zustand der Ungewißheit zu lange und Herr Lubcke und ich beschlossen, in einem Canoe nach Cap Lopez zu fahren, um zu sehen, wie die Sachen dort stehen; ich hoffte dann von dort aus schon auf irgend eine Weise, und wenn auch zu Lande, nach Gabun zu kommen. Die Factorei blieb unter dem Schutz eines zweiten Agenten und wir fuhren in einem großen Canoe ab, nachdem einen Tag vorher einige senegalesische Händler der Factorei auf demselben Wege abgereist waren. Die beiden ersten Tage ging alles ohne Anstand vor sich; am dritten aber wurden wir bereits aufgehalten. Es kam uns ein kleines Canoe mit zwei der Factorei befreundeten Galloanegern entgegen, die uns Folgendes berichteten. „Der von uns lange erwartete Schooner mit Waaren sei in Cap Lopez angekommen, und in der Nazarethbai vor Anker gegangen, um den kleinen Schleppdampfer zu erwarten. Die Orungu aber haben das Schiff überfallen, völlig ausgeplündert und den Capitän sowie eine Anzahl Galloa gefangen genommen; der Schooner sei dann auf eine Sandbank geführt worden, wo er jetzt fest sitze. Gleichzeitig haben sich die Kammaleute mit den Orungu verbunden und Beide ziehen jetzt heran, um die auf dem Fluß befindlichen Weißen abzufangen und die Galloa zu bekriegen. Der Piratenhäuptling Azisi sei nicht weit von uns hinter einer Insel versteckt und erwarte uns daselbst! Ein Missionar Rev. Mr. Nassau, der bei den Akelle eine Mission einrichten wollte, sei gleichfalls in Cap Lopez angehalten und eines Theiles seiner Effecten beraubt worden; dann aber habe man ihn laufen lassen; dagegen habe man zwei senegalesische Händler, welche neue Güter für die Liverpooler Factorei am Ogowe bringen wollten, in Gefangenschaft behalten!“ Das waren keine beruhigenden Nachrichten, indeß nahmen wir dieselben zunächst mit dem nöthigen grano salis auf, mußten aber doch auch vorsichtig sein. Wir fuhren zunächst ein Stück zurück und machten auf einer Insel Halt. Zwei entschlossene Diener von mir erklärten sich bereit, ins nächste Kammadorf zu fahren, um

Erkundigungen einzuziehen, wie viel Wahres an der Sache sei. Am nächsten Tag brachten sie die sehr erfreuliche Nachricht, daß die Kamma vor der Hand noch auf Seite der Weißen stünden, daß die Vorgänge in Cap Lopez aber im Allgemeinen richtig seien; auch sei Azisi in der Nähe, aber wir möchten nur weiter reisen, die Kamma würden denselben schon abhalten, uns zu molestiren. Wir fanden das auch Alles bestätigt; in allen Kammadörfern, besonders bei einem seiner körperlichen Fülle wegen King Elephant genannten einflußreichen Häuptling fanden wir die beste Aufnahme; ganz sichere Nachrichten aber über die Vorgänge in Cap Lopez konnte man uns auch nicht geben.

Wir verließen die gastlichen Ncomi und näherten uns langsam den ersten Orungu-Orten, waren aber erstaunt, die Dörfer überall leer zu finden; bald begegnete uns ein größeres Canoe mit einem der gefangen gewesenen Händler, der uns mittheilte, es sei bereits ein kleines französisches Kriegsschiff in der Nazarethbai und wir könnten völlig arglos weiter reisen. Das war uns eine willkommene Nachricht, die sich auch vollkommen bestätigte. Pfeilschnell glitt unser Canoe, begünstigt durch die Strömung, dem Meere zu und bald erblickten wir den so sehnlich erwarteten Schooner nebst dem Schleppdampfer und einem kleinen französischen Kanonenboot. Der Agent des Wörmann'schen Hauses in Gabun, Herr Schulze, war zugegen und erzählte uns den Vorfall. Der Schooner war allerdings völlig geplündert worden, aber der größte Theil der Waaren war bereits zurückerstattet. Der Capitän des Schiffes, der übrigens nicht gefangen genommen worden war, hatte in der Nacht ein kleines Canoe mit ein Paar Kru-Negern nach Gabun geschickt, und die Hilfe war denn auch bald gekommen. Die Franzosen hatten einige Dörfer zusammengeschossen und eine Anzahl Orungu abgefangen. Nachdem auch die Waaren zum größten Theil zurückgestellt worden waren, war die Sache für den Augenblick wenigstens erledigt. Herr Lubcke fuhr mit dem Dampfer, den Schooner im Schlepptau, wieder flußaufwärts der Factorei zu, ich kehrte mit dem französischen Schiff nach Gabun zurück.

Damit war aber durchaus noch nicht die Ruhe für immer hergestellt; einige Tage später mußte wieder ein französisches Schiff

nach Cap Lopez; es wurden die Haupträdelsführer getödtet und eine große Menge Orungu als Gefangene nach Gabun gebracht. Diese Unruhen und so verderblichen Störungen des Handels werden aber nicht eher aufhören, als bis sich das französische Gouvernement in Gabun entschließt, sowohl in Cap Lopez als auch im Innern, in der Nähe der Factoreien, am besten an der Mündung des Rembo Ngunie, bis wohin ja die Franzosen ihr Gebiet rechnen, ein mit Soldaten besetztes Wachschiff zu stationiren.

VI.

Die Ininga.

Viertes Capitel.

Die Ininga.

Der Eliva Silene. — Ininga und Galloa. — Frühere Wohnorte der Ininga. — Einwanderung der Akelle. — Factoreien am Ogowe. — Dörfer der Ininga. — Kleidung und Beschäftigung derselben. — Sclavenhandel. — Reisen der Ininga ins Okandeland. — Der Galloakönig N'kumbe und der Iningakönig Renoki. — Gründung der Factoreien bei den Galloa. — Vorbereitungen zu einer Okandereise.

Im Norden des großen Sees Jonanga macht der bisher ost-westlich fließende Ogowe eine scharfe rechtwinklige Krümmung und läuft beiläufig auf eine Länge von fünf Meilen in beinahe rein nord-südlicher Richtung. Noch bevor er durch eine ähnliche scharfe Krümmung seinen früheren Lauf wieder einnimmt, vergrößern sich die Wässer des Ogowe nicht unbedeutend durch die Aufnahme des Rembo Ngunie, der parallel den niedrigen, sich von Süd nach Nord erstreckenden Bergreihen läuft, die sich zwischen dem Ischogo- und Aschiralande erheben. Ganz in der Nähe der Mündung des Rembo Ngunie bildet der Ogowe wiederum einen kleinen reizenden See, der, wie alle übrigen, einen Zu- und Abfluß mit dem Hauptstrome besitzt und der schmale Landstreifen zwischen dem letzteren und dem Eliva Sile, wie der kleine See genannt wird, bildet gegenwärtig den Wohnsitz der Ininga. Es ist eins jener wenig zahlreichen kleinen Völker, von denen eine ganze Menge im Stromgebiet des Ogowe wohnt, und hat kaum mehr als 4—500 Seelen, die in sechs oder sieben kleine Dörfer zerstreut sind; sie besitzen aber ungemein viel Sclaven, die in den einsam gelegenen Plantagen leben. Nahe verwandt sind die Ininga mit dem zahlreichen Stamm der Galloa, die südlich und westlich von ihnen, auf den Inseln des

Eliva Jonanga und an beiden Ufern des Ogowe ihre Dörfer errichtet haben. Galloa und Ininga aber zusammen, sammt den noch weiter flußabwärts wohnenden Ncomi (Kammaleuten) und Orungu (Cap Lopez-Leuten) sind nur Theile des großen Mpungwe-Volkes, dessen Reste noch die Gabungegend besitzen; die Sprachen aller der genannten Völker sind nur Dialekte des Gabunesischen. Vielleicht hat auch früher einmal ein ausgedehntes Mpungwe-Reich unter mächtigen und einflußreichen Herrschern bestanden; aber wie die Mehrzahl der großen afrikanischen Negerstaaten, ist es zerfallen, die einzelnen Theile haben sich an verschiedenen Orten niedergelassen und sich unter eigenen Chefs selbstständig zu erhalten gewußt; nur die Sprache läßt noch erkennen, was früher einmal zusammengehört hat.

Die Ininga haben nicht immer am Sile-See gewohnt, wie jetzt, und noch leben einzelne alte Leute, vor Allem ihr allmächtiger und als Zauberer gefürchteter König Renoki, die mir von ihren früheren Wohnsitzen am mittleren Rembo Ngunie, noch oberhalb der Fugami- und Samba-Katarakte erzählten. Aber sie wurden verdrängt; von Südosten her zogen die mächtigen und kriegerischen Akelle heran und setzten sich fest in den wildreichen Wäldern zu beiden Seiten des Rembo Ngunie; Theile dieses Volkes überschritten die dicht bewaldeten Bergzüge, die unter dem Namen Aschankoloberge die Südufer des großen Eliva Jonanga begrenzen und errichteten ihre Dörfer inmitten des Galloagebietes, die, zahlreicher als die Ininga, den Akelle doch etwas mehr Widerstand entgegensetzen können, als die letzteren.

Nachdem sich die Akelle in den an allerhand Naturproducten reichen Waldgebieten des Rembo Ngunie festgesetzt hatten, zogen die Ininga weiter flußabwärts, nach Norden zu, bis der große Ogowestrom ihren Wanderungen ein Ziel setzte; denn über denselben konnten die Ininga nicht, da am rechten Ufer dieses Flusses die Fan dieselbe Rolle spielen, wie am linken die Akelle. So sind die Ininga eingeengt und auf ein kleines Stück Terrain beschränkt, das ihnen keine Gelegenheit zu weiterer Ausbreitung gibt.

Aber noch immer fort dauern die Reibereien mit den Akelle; diese letzteren rücken immer vor; der schmale Streifen Landes, der

sich zwischen dem Nordende des Sile-Sees und dem Rembo Ngunie in der Nähe seiner Mündung befindet, ist von den Akelle bereits besetzt, und wenn die letzteren auf die Jagd gehen, so kommen sie bereits in die von Sclaven bewohnten Plantagen der Ininga, und gar nicht so selten kommt es vor, daß die Akelle eine Anzahl dieser Sclaven rauben, was dann zu langwierigen Verhandlungen führt, durch welche die Ininga, zu schwach, um sich mit Gewalt rächen zu können, ihr Eigenthum zurück zu erhalten versuchen.

Die Bestrebungen der aus dem Innern heranrückenden Volksstämme, wie Fan und Akelle, ist offenbar: sie wollen die Vortheile, die der Handel mit den Europäern bringt, direct genießen; sie wollen nicht das auf mühsamen Jagdzügen gewonnene Elfenbein und den aus der Gummiliane bereiteten Kautschuk an die den Zwischenhandel als ihr Monopol betrachtende seßhafte Ogowebevölkerung verkaufen, sie wollen selbst die großen Factoreien der Weißen sehen und sich ergötzen an den ungeheuren Mengen der verlockendsten Güter, den vielen Fässern mit Rum, den großen Haufen von Salz, der unzählbaren Menge von Gewehren und Pulverfäßchen und an all den zahllosen glänzenden Schmucksachen. Und so spielt sich denn in den Gabun- und Ogoweländern seit den letzten drei, vier Decennien ein für dort sehr bedeutendes und tief einschneidendes Stück Weltgeschichte ab; das einer Völkerwanderung gleichende Heranziehen mächtiger und zahlreicher Stämme aus dem Innern nach dem Meere zu muß Veränderungen herbeiführen, die auch für die dort lebenden europäischen Factoristen von größter Wichtigkeit sind.

Die Ininga bewohnen also, wie bemerkt, jetzt den schmalen Landstreifen zwischen dem Sile-See und Ogowefluß; am gegenüberliegenden rechten Ufer dieses hier sehr breiten Stromes aber liegen die am weitesten nach Innen vorgeschobenen Factoreien der europäischen Niederlassungen in Gabun. Dieselben beiden großen Firmen, welche so ziemlich allein den Handel von Gabun in ihren Händen haben, das Hamburger Handelshaus C. Wörmann und Hatton und Cookson in Liverpool, haben das Wagstück unternommen, im Gebiete der Galloa, gegen dreißig deutsche Meilen von der Meeresküste entfernt, Zweigfactoreien anzulegen, und trotz aller Intriguen und gewaltsamen Störungen der am Cap Lopez wohnenden Orungu,

macht der Ogowehandel bedeutende Fortschritte und steht demselben gewiß noch eine größere Zukunft bevor. Begünstigt wird die Möglichkeit und die Entwickelungsfähigkeit desselben besonders dadurch, daß während der Regenzeit, also bei hohem Wasserstande, Dampfboote mit nicht zu bedeutendem Tiefgang den Ogowe herauffahren können bis dicht an die Factoreien; für den Transport der großen Gütermassen flußaufwärts und die Versendung der eingehandelten werthvollen Naturproducte flußabwärts bis in die Hauptfactoreien in Gabun ist dieß von größter Wichtigkeit.

Die Dörfer der Ininga bestehen, wie überhaupt die Mehrzahl der Negeransiedelungen, aus zwei parallelen Reihen von Hütten, die durch eine breite reinlich gehaltene Straße getrennt sind; inmitten der letzteren befindet sich gewöhnlich eine öffentliche größere Halle, die zu Besprechungen und Versammlungen dient; etwas außerhalb des Ortes aber steht ein kleines Fetischhaus, das nur von dem Priester und Zauberer, dem Oganga, betreten werden darf. Die Hütten der Ininga sind hübsch gebaut und ziemlich geräumig; als Baumaterial dienen besonders die prachtvollen, langen und starken, dabei elastischen Blattstiele der Bambu-Palme, deren Blätter man zur Verfertigung von sehr dauerhaften und praktischen Matten verwendet, womit die Seitenwände bekleidet und die Dächer gedeckt werden. An einem solchen Haus, das sehr fest und regendicht ist, findet man nicht ein Stückchen Eisen; das ganze Fachwerk wird nur zusammengebunden, wozu man eine besonders präparirte dünne Liane, das bush-rope der Engländer, benutzt.

Da die Ininga durch die Nähe der Factoreien so häufig mit den Europäern verkehren, so ähnelt auch ihre Kleidung vollkommen der in Gabun üblichen; die Männer tragen ein großes, möglichst buntes Stück Baumwollenzeug, das bis zu den Füßen herabreicht, auch den Oberkörper zum Theil bedeckt und über die linke Schulter geschlagen wird; die Frauen bedienen sich eines ähnlichen Stückes Zeug, nur etwas kürzer; auch lassen sie die Brust unbedeckt. Dafür aber verwenden sie große Sorgfalt auf das Haupthaar, das auf äußerst künstliche Weise in große Toupé's verarbeitet wird; sogar Itondos, das sind vier, fünf Zoll lange, zierlich aus Elfenbein oder Flußpferdzahn geschnitzte Haarnadeln, wie sie am Gabun und in

Cap Lopez allgemein üblich sind, sieht man hin und wieder bei den Ininga-Frauen. Kinder gehen völlig unbekleidet; dagegen tragen alte Männer mit Vorliebe irgend ein europäisches Kleidungsstück, einen alten bunten Soldatenrock oder einen schwarzen Cylinderhut von etwas bedenklicher Façon und ähnliche Dinge. Die Factoreien haben auch immer eine Partie solcher Gegenstände auf Lager, um alten einflußreichen Häuptlingen stets willkommene Geschenke damit machen zu können.

Die Frauen, von denen jeder freie Ininga-Mann so viele besitzt, als er kaufen kann, sind meist in den Plantagen beschäftigt, wo sie von den Sclaven unterstützt werden; sie müssen überhaupt die ganze Sorge für Erhaltung der Familie, das Herbeischaffen und Herrichten der Nahrung u. s. w. auf sich nehmen; der Mann thut nichts, selbst zum Jagen sind die Ininga zu faul und die Fische, die nebst Bananen und Maniok zur täglichen Nahrung gehören, werden zum größten Theil von den Weibern gefangen.

Eine besondere Industrie gibt es bei den Ininga nicht; sie verstehen weder die schönen Schmiedearbeiten, wie die Fan und Akelle, noch können sie jenes hübsche gelbe Mattenzeug verfertigen, wie die Okandebevölkerung (Okota, Apinschi, Okande u. A. m.); nur die Frauen pflegen aus einem dort allgemein verbreiteten gelben Lehm Töpfe, oft von sehr großen Dimensionen, herzurichten; aber auch das nimmt ab, seitdem die Factoreien in der Nähe sind und die umwohnenden Neger sehr bequem und billig die importirten gußeisernen Kochtöpfe erhalten können.

Die Ininga sind, wie überhaupt die Negerbevölkerung am unteren Ogowe, außerordentlich stark dem Trunke ergeben; Rum — alugo — ist ihr erstes und letztes Wort, und nie wird man Etwas von den Leuten erreichen, wenn man nicht vorher ein Geschenk an Rum gemacht hat. Selbst Weiber betheiligen sich in ausgedehntem Maße am Rumtrinken; keine Festlichkeit ist denkbar ohne Rum, oder richtiger, sobald Rum im Dorfe angekommen ist, was eben sehr oft geschieht, so ist man festlich gestimmt; gegen Abend beginnen die lärmenden und theilweise obscönen Tänze, die nicht eher enden, als bis man mit dem Rum zu Ende ist; Trunkenheit und in Folge dessen die blutigsten Raufereien sind die regelmäßigen

Folgen der Tanzvergnügungen. Nächst dem Rum ist es der Tabak, den sie in großen Mengen von den Factoreien beziehen, obgleich in den Wäldern ein recht guter Tabak wild wächst; sie wissen den letzteren auch zu verwerthen, sie trocknen die Blätter und rollen sie zu sonderbar geformten Bündeln, die aber meist an die weiter im Wald wohnenden Negerstämme gegen getrocknetes Fleisch ꝛc. vertauscht werden; sie selbst rauchen fast nur den von Europäern importirten Tabak, der gewiß nicht so gut ist, als ihr eigener; aber es ist das Fremde, was anlockt. Die Jninga rauchen auch sehr stark das Ljambakraut (Haschisch, indischer Hanf), welches sie mit Tabak vermischen; der Einfluß desselben ist kein guter auf die Constitution des Negers, aber es regt ihn momentan auf und erquickt. Jch erinnere mich sehr gut, daß, als ich mit Jningaleuten stromaufwärts durch das Gebiet der Ogowekatarakte reiste, dieselben oft ungemein angestrengt arbeiten mußten, um die großen und schweren Canoes durch die Stromschnellen und über die Felsen weg zu ziehen; eine kurze Rast und einige Züge des beliebten Ljamba erfrischte die Leute auffallend schnell.

Die Hauptbeschäftigung der Jninga, wie auch der ihnen nahe verwandten Galloa, ist ein ausgedehnter Sclavenhandel. Dieser Sclavenhandel, wie überhaupt der ganze Verkehr der verschiedenen seßhaften Stämme am Ogowe ist ziemlich streng geregelt. Die an der Mündung des Stromes wohnenden Orungu dürfen nur bis zu dem Seegebiet hinauf reisen und kaufen die Sclaven von den Jninga und Galloa; diese Beiden aber haben allein das Recht, bis zu den in der Region der Stromschnellen wohnenden Okota, Apinschi und Okande zu reisen. Weiter hinauf reicht der Einfluß der Galloa- und Jninga-Chefs nicht. Vom Okandeland aufwärts bis zu den Oschebo und Aduma beherrschen die Okande den Fluß; dort ist das Gebirge durchquert, die Stromschnellen hören auf und bis zum Volk der Banschaka dürfen nur die erwähnten Aduma und Oschebo ihre Touren ausdehnen; die Banschaka aber stehen oder standen wenigstens mit den bereits im Stromgebiet des Congo wohnenden Akanike und Ateke in Handelsverbindungen.

Die Jninga also reisen so ziemlich jedes Jahr einmal in's Okandeland, um Sclaven zu kaufen, und der Reisende muß diese

Gelegenheit benutzen. Bei meiner ersten Okandereise begleiteten mich weit über 100 Iningaleute, und als wir zurückkehrten, wurden einige vierzig Sclaven mitgebracht, Männer und Weiber. Jungen Männern, von denen man fürchtet, daß sie entwischen, fesselt man die Hände durch eigenthümlich construirte Handschellen, oder es wird ein Fuß in einen schweren Holzblock gelegt, den sie immer mit herumschleppen müssen; aber es kommt fast nie vor, daß ein Sclave zu entfliehen versucht. Es dürfte ihm auch nicht das Mindeste nützen; entweder verhungert er in den Wäldern, oder er wird von Leuten eines anderen Stammes gesehen und eingefangen. Wenn die Stromschnellen sehr heftig waren, so daß die Leute an dem felsigen Ufer gehen mußten, so pflegten die Ininga acht bis zehn Sclaven an einem langen Strick zusammen zu binden, die dann von einem Iningamann geführt wurden. Der Reisende muß sich sehr hüten, Etwas gegen diese Gebräuche zu sprechen. Hätte ich den Iningaleuten Moralpredigten halten wollen über das Unerlaubte der Sclaverei, so hätten sie mich einfach nicht fortgelassen und so viel Hindernisse in den Weg gelegt, daß man die Reise in's Innere aufgeben muß.

Im Uebrigen werden die Sclaven ganz gut gehalten; sie gehören mit zur Familie und werden nie zu anstrengenden Arbeiten angetrieben. Es ist der Stolz eines freien Negers, möglichst viel Diener zu haben, die freilich gewöhnlich nur einige Zeit bei ihm bleiben, um dann an einen anderen Stamm, in unserem Falle an die Orungu und Kamma, verkauft zu werden. Die Sitte, daß beim Tode eines freien Negers eine Anzahl Sclaven getödtet werden, herrscht bei den Ininga und Galloa nicht mehr; vielleicht mag es sein, daß, wenn ein sehr angesehener und gefürchteter Mann stirbt, einer seiner Leibsclaven auch getödtet wird; während meines Aufenthaltes unter diesen Leuten ist mir übrigens nichts Derartiges vorgekommen.

Die Ininga (und Galloa) sind also Herren des Ogoweflusses bis zum Okandeland hinauf und mit ihnen mußte ich mich so gut wie möglich zu stellen suchen, um weiter zu kommen. Es ist aber auch kein anderes Volk außer diesen beiden im Stande, die gefährliche und mühselige Flußreise auszuführen. Sie allein kennen die

Wasserverhältnisse und wissen mit großem Geschick die langen und schweren Canoes durch die heftigsten Strömungen und Wirbel zu bringen. Ich mußte nur immer erstaunen über die genaue Ortskenntniß der Ininga; jede Klippe, jeder Strudel war ihnen bekannt und sie wußten genau, wie derselbe zu überwinden war; die zahlreichen, unter dem Wasser verborgenen Felsen, an denen ja so leicht ein Canoe zerschellen kann, wußten sie vortrefflich zu umgehen. Wenn der Reisende andere Leute, als diese Ininga und Galloa, zum Rudern nehmen würde, wäre er schon in den ersten Tagen verloren, abgesehen davon, daß die Ininga ein solches Vorgehen gar nicht dulden würden.

Kurz vor meiner Ankunft bei den Ininga waren diese letzteren mit den ihnen verwandten Galloa insofern Rivalen, als jedes der beiden Völker einen einflußreichen König aufzuweisen hatte, von denen jeder behauptete, er sei der wahre Ogowebeherrscher; der Galloahäuptling hieß N'kumbe, der Chef der Ininga Renoki. Ersterer aber starb im Jahre 1874, und von nun an blieb der alte blinde Renoki unbestritten der Erste. Der Einfluß dieses letzteren bei den Okande ist ein ganz gewaltiger und das rührt mit von einem nahen Verwandtschaftsverhältniß her, in welchem einer der angesehensten Okandehäuptlinge zu Renoki steht. Der Chef des Districtes Lope im Okandeland, Namens Buaja, ein noch sehr junger Mann, muß der Enkel oder Großenkel Renoki's sein. Die näheren Beziehungen beider Familien rühren noch von der Zeit her, als die Ininga ihre früheren Wohnsitze inne hatten; auch die Dörfer der Okande scheinen sich früher etwas weiter nach Südwest erstreckt zu haben, so daß wahrscheinlich ein Verkehr der beiden Nationen von Rembo Ngunie aus bestanden hat.

König Renoki selbst ist bereits hochbetagt und seit längerer Zeit blind, von großer knochiger Gestalt und im Allgemeinen nicht bösartigem Charakter. Der Grad seiner Freundschaft gegen einen Europäer hängt ab und steht in directem Verhältniß zu der Quantität Rum, die ihm derselbe schenkt. Trotz seiner Blindheit ist er doch von dem geringsten Ereigniß in seinem Dorfe unterrichtet; von seinem Leibsclaven begleitet, läuft er überall im Dorfe umher, um Alles, was bei seinen Unterthanen geschieht, zu erfahren; besonders

ganz genau muß er wissen, was die Leute aus den Factoreien erhalten haben, und wenn Rum dabei war, muß er seinen Theil davon haben. Im Uebrigen ist sein Regiment mild und über Grausamkeiten haben sich die Ininga jetzt wenigstens nicht zu beklagen; früher als er noch in der Fülle seiner Kraft stand, mag es auch anders gewesen sein. Renoki hat noch heute auf dem ganzen Ogowe einen gewaltigen Ruf als Zauberer und Hexenmeister und wer seinen Zorn erregt, ist binnen vier Tagen eine Leiche! Dieser Ruf des Renoki kann dem Europäer nutzen, so lange er mit ihm auf gutem Fuße steht, und umgekehrt kann der Reisende zu völliger Unthätigkeit verurtheilt werden, wenn Renoki dagegen ist.

Um mich nun mit diesem einflußreichen alten Herrn möglichst gut zu stellen, schlug ich in seinem Dorfe meine Wohnung auf und kaufte mir eine Hütte daselbst, stellte mich also gewissermaßen direct unter seinen Schutz, was ihn ohne Zweifel schmeichelte. Ein Fäßchen Rum, sowie ein alter französischer Artilleriemantel wurde mit größtem Wohlwollen angenommen und machte uns zu besten Freunden. Nachdem ich durch meinen Dolmetsch den versammelten Leuten den Zweck meines Kommens hatte auseinander setzen lassen, hielt Renoki selbst eine energische Ansprache an seine Unterthanen, und warnte sie besonders vor dem Stehlen. Dieß war zwar gut gemeint, hat aber nichts genützt. Schließlich umarmte mich der alte Hexenmeister und strich feierlich mehrere Male mit seinen Händen über meine Arme und Schultern, wobei er verschiedene unverständliche Worte murmelte; gegen den Einfluß böser Geister war ich nun jedenfalls gefeit.

Abends wurde dann von der Bevölkerung mir zu Ehren ein großer Tanz veranstaltet, dem ich durch einige Gallonen Rum die rechte Weihe geben mußte. Der Tanz selbst war derselbe, wie ich ihn schon bei den Cap Lopez-Leuten gesehen hatte: er besteht in allerhand Verrenkungen des Körpers, Drehungen und Wendungen, Händeklatschen 2c. und wird von einer höllischen Musik begleitet. Den Beschluß des Tages bildet gewöhnlich Zank und Prügelei, hier kam es sogar so weit, daß ein Neger aus Eifersucht auf einen anderen schoß; zum Glück war das Gewehr nur mit Pulver geladen.

Abz

Der Lärm aber und das Geschrei dauerte fast die ganze Nacht und an Schlaf war nicht zu denken.

Uebrigens hatte Renoki die Gewohnheit, so gegen Mitternacht, wenn ich im besten Schlafe lag, eine Zeit lang vor meinem Hause auf- und abzuspazieren und durch kräftiges Schreien und Ausstoßen verschiedener unarticulirter Töne die bösen Geister zu vertreiben. Es war dieß zwar sehr gut gemeint, aber im Interesse meines Schlafes mußte ich mir diese Beschwörungen doch verbeten. Darin ist Renoki überhaupt groß und bei jeder Gelegenheit sucht er seinen Einfluß als Zauberer geltend zu machen. Als einmal ein gewaltiges Gewitter im Anzuge war, stellte er sich vor meine Hütte, schwang seine Zauberglocke (das Symbol der Macht bei allen Oganga's) gegen den Himmel und schrie: „Ningo mpolo, ningo mpolo! (großes Wasser, großes Wasser) füge dem weißen Mann in meinem Dorfe keinen Schaden zu; verschone auch seine Diener, die Senegalesen, die Gabunesen und den Kruman!“ Diese Worte rief er mit gewaltiger Stimme den schwarzen schweren Gewitterwolken und den grellen Blitzstrahlen entgegen, bis der herabströmende Regen ihn in seine Hütte zurücktrieb.

Häufig machte mir Renoki Besuche in meiner Hütte, meist um ein kleines Geschenk zu bekommen, ein wenig Tabak oder irgend eine Kleinigkeit, und ich mußte ihm dann von den weißen Männern erzählen; mit größtem Interesse und unverkennbarem Erstaunen lauschte er den Berichten meiner Diener von den riesengroßen Schiffen in Gabun, welche all die zahllosen Waaren bringen, von dem großen steinernen Hause des Commandanten und ähnlichen Dingen. Besondere Freude aber hatte er an meiner großen schönen Spieluhr und er konnte sich nicht satt hören an den Melodieen aus „Angôt“, „Czaar und Zimmermann“ ꝛc.

Der früher erwähnte Galloa-König N'kumbe, was Sonne bedeutet, war lange Zeit der Rivale Renoki's, aber der letztere überlebte ihn. N'kumbe, dessen Dorf am rechten Ufer des Ogowe, den Ininga's gegenüber, sich befindet, betrachtete es immer als einen großen Erfolg seinerseits, daß die beiden großen Factoreien auf seinem Gebiet angelegt worden sind und nicht auf dem der Ininga. Die dortige deutsche Factorei ist von Herrn E. Schulze, einem Agenten

des Hamburger Hauses C. Wörmann, im Anfang des Jahres 1871 gegründet worden. Die Verhandlungen darüber dauerten mehrere Tage, und endlich kam eine Art Vertrag zu Stande, nach welchem sich König N'kumbe verpflichtete, den Europäern in der Factorei Schutz zu gewähren und zu gestatten, einen freien Handel mit allen umwohnenden Stämmen anzubahnen. Ferner erhielten die Weißen das Recht, alle Arten Strafen für Uebertretungen der Fetischordnungen und Landesgesetze, die sich Leute, welche in der Factorei leben, zu Schulden kommen lassen, selbst zu bestimmen und auszuführen, wie überhaupt alle Differenzen zwischen den Galloa und den Factoristen vor den jeweiligen Vorstand der Factorei gebracht werden sollten. Auch versprach N'kumbe, beim Erbauen der Häuser Hilfe zu leisten und überhaupt mit allen Kräften dahin zu wirken, daß ein legitimer Handel Eingang fände und der Sclavenhandel dadurch allmählig unterdrückt werde. Dafür versprach Herr Schulze, die Niederlassung bei den Galloa zu einer permanenten zu machen, woraus für dieselben manche Vortheile entstehen müssen, und ließ dem König N'kumbe eine größere Partie europäischer Waaren als Geschenk ausfolgen, über die derselbe sehr befriedigt war, wie auch über eine reich mit Gold gestickte Uniform und einen großen silberbeschlagenen Tambourmajorstock. Einen großen metallbeschlagenen Stock als Symbol der Königswürde tragen die einzelnen Negerhäuptlinge sehr gern; als ich in Renoki's Dorf kam, war das Erste, was er mir zeigte, ein solcher Stock, den er von einem englischen Factoristen als Geschenk erhalten hatte. Auf der Kuppe des Stockes war der Name „Renoki" eingravirt und der alte Herr war im höchsten Grade befriedigt und erfreut, als ich die Aufschrift lesen konnte. Nicht jeder Neger darf sich eines solchen Stockes bedienen; wenn Renoki z. B. einmal Etwas von der Factorei haben wollte, so schickte er einen seiner Sclaven und gab ihm seinen Stock mit; dann wußten die Factoristen ganz sicher, daß die Bestellung von Renoki selbst ausgegangen war, und daß nicht ein beliebiger Neger sich durch Berufung auf diesen Namen Etwas herausschwindeln wollte.

Daß unter diesen Leuten im Laufe der letzten Zeit doch noch die barbarischsten Scenen vorkommen, davon hat mir Herr Schulze

eine Menge Beispiele gegeben und selbst bei dem obigen Vertrag, betreffend die Factorei, ging es nicht ohne Blutvergießen ab. Als man sich geeinigt hatte, fand in dem Dorfe Adolinanlonga, woselbst N'kumbe wohnte, eine Festlichkeit statt, die durch Schießen noch mehr verherrlicht wurde. Herr Schulze erzählt darüber: „Von dem ersten Minister N'kumbe's, Ewungá, einem grundhäßlichen Kerle, mit großem schäbigen Sombrero (Hut) und einer aus alten Beinkleidern zurecht gestutzten Jacke bekleidet, die nach allen möglichen Wanderungen endlich diesen abgelegenen Ort erreicht hatte, wurde ich aufgefordert, mich doch dicht neben Se. Majestät zu setzen, um dem Schießen besser zusehen zu können. Dieser Aufforderung leistete ich nur widerstrebend Folge, da mir der große Leichtsinn und die Unvorsichtigkeit, welche gewöhnlich beim sogenannten Freudenschießen stattfindet, nur zu gut bekannt war und ich nur zu oft Zeuge von Unglücksfällen gewesen bin. Nur um den König nicht zu erzürnen, setzte ich mich neben ihn, doch auch dießmal sollte ich Zeuge von einem gräßlichen Auftritt sein. Nachdem ich N'kumbe gebeten, doch mit dem Schießen aufzuhören, erwiderte er, indem er selbst nach seiner Hütte eilte, um sein großes Jagdgewehr zu holen, daß dieß der letzte Schuß sein würde. Sein Gewehr einem seiner Sclaven übergebend, bedeutete er ihm, dasselbe gegen eine Gruppe herumstehender Männer, Frauen und Kinder abzufeuern, um dieselben zu erschrecken. Seinem Befehle wurde ohne Weiteres Folge geleistet und ein zwölfjähriger Knabe wälzte sich in seinem Blute, denn das Gewehr war scharf geladen gewesen! Ich sprang sofort auf, um die Blutung zu stillen, aber vergeblich, in einigen Minuten hatte ich eine Leiche vor mir. Unwillig wandte ich mich an N'kumbe und machte ihm Vorwürfe über seine große Unvorsichtigkeit, erhielt aber ganz ruhig zur Antwort, daß eine solche gar nicht vorliege, da er das Gewehr selbst geladen und nur seinem Fetische ein Opfer gebracht habe, aus Dankbarkeit, daß sein Wunsch, einen n'tangani (weißen Mann) in seinem Dorfe zu besitzen, endlich in Erfüllung gegangen sei; er müsse noch mehr Menschenopfer bringen, damit die Freundschaft zwischen ihm und mir eine dauernde werde. Daß ich mich hiergegen entschieden auflehnte, braucht wohl nicht erwähnt zu werden; ich drohte sogar mit sofortigem Verlassen des Dorfes, wenn



Aehnliches wieder vorfiele. Meinen Leuten aber (Neger von Gabun und Cap Lopez) schien dieses gräßliche Opfer gefallen zu haben, denn Alle lobten N'kumbe ob dieser That und versuchten mich zu überreden, es nicht bei einem Opfer bewenden zu lassen, da, je mehr Menschen fielen, desto besser alle meine Unternehmungen ausfallen würden! Ich protestirte natürlich auf das Energischste, habe aber später erfahren, daß die Galloa noch mehrere Sclaven in den Plantagen umgebracht haben."

Im Mai des Jahres 1875 kam ich zum zweiten Mal zu den Ininga und nahm wiederum Wohnung in Renoki's Dorf Elimbareni, um von hier aus mit diesem einflußreichen Häuptling die zweite Okandefahrt anzutreten. In Gabun hatte sich mir ein deutscher Zoolog, Professor Buchholz*) angeschlossen, um am Ogowe seine an der Goldküste und am Camerungebirge begonnenen zoologischen Studien fortzusetzen, und da ich durch die länger als gewöhnlich andauernde Regenzeit in Elimbareni zurückgehalten wurde, so beschäftigten wir uns gemeinsam mit der Anlegung von zoologischen Sammlungen, und wurde besonders ein ungemein reichhaltiges Material von Libellen zusammengebracht.

Als Anfang Juni der Regen nachließ und ich nun die Ininga zum Aufbruch drängte, brach plötzlich eine Art Krieg zwischen diesen und ihren nächsten Nachbarn, den Akelle aus; die Letzteren hatten eine Ininga-Sclavin getödtet, wofür dann wieder ein Akelle ermordet und einige Andere gefangen genommen worden waren. Das Palaver darüber dauerte sehr lange und vor Erledigung desselben wagten die Ininga nicht, ihre Dörfer zu verlassen; dieselben anzugreifen,

*) Professor Buchholz hat bekanntlich die zweite deutsche Nordpolexpedition mitgemacht und nach dem Untergang der „Hansa" die schreckliche Fahrt auf der Eisscholle längs der grönländischen Küste überstanden. Nur kurze Zeit in Greifswald unternahm er mit Dr. Reichenow und Dr. Lühders die Reise nach Westafrika, wo er seine Untersuchungen nach dem frühen Tode des Letztgenannten und der Rückkehr Reichenow's bis September 1875 ausdehnte. Kurze Zeit nach seiner Ankunft in Europa starb er leider an den Folgen des westafrikanischen Klimas, ohne die Genugthuung zu haben, seine werthvollen wissenschaftlichen Studien verwerthen und publiciren zu können.

werden die Akelle wohl nicht versuchen, da sie wußten, daß ich mit einer Anzahl gutbewaffneter Senegalesen in Elimbareni wohnte, wohl aber werden sie versuchen, flußaufwärts fahrende Iningacanoes zu überfallen und auszuplündern.

Trotzdem hatte ich, eben unter Hinweis auf meine bewaffnete Begleitung, den alten Renoki und die Ininga zum Aufbrechen veranlaßt, und war endlich der 19. Juni dazu bestimmt. Tags vorher waren die üblichen Feierlichkeiten mit sehr viel Rum vor sich gegangen; ich hatte ein schönes über 80 Fuß langes Canoe von einem Adschumbahäuptling erworben und brachte darin mein ganzes Waarenmagazin unter: Gewehre und Pulver, Salz, verschiedene Arten von Zeug, dicken Kupfer- und Messingdraht, Messer, Kappen, Perlen 2c. Gegen Mittag war Alles zur Abfahrt bereit; die Ruderer standen an ihren Plätzen, ich winkte Freund Buchholz, der am Ufer stand, die letzten Abschiedsgrüße zu, das Canoe wurde vom Ufer geschoben — da neigte es sich erst rechts, dann links, und fast bis an den Rand mit Wasser gefüllt, begann es zu sinken! Die nun folgenden Scenen der Verwirrung und Aufregung entziehen sich jeder Beschreibung. Das Gekreisch der zahlreichen Weiber am Ufer, das Schimpfen und Schreien der Bootsleute, die um ihre Habe besorgt waren, war kaum anzuhören. Mit möglichster Schnelligkeit mußte nun das Canoe ans Land gezogen und entladen werden, wobei die Leute bis unter die Arme im Wasser standen; Kisten und Koffer, Waarenballen und Bananen, Maniok und Kochgeschirr, alles flog durcheinander dem Ufer zu, manches davon ins Wasser auf Nimmerwiedersehen.

Wie immer bei solchen Gelegenheiten hatten sich auch hier Leute eingefunden, welche die Situation zu ihrem Vortheil auszubeuten suchten und stahlen, was ihnen unter die Hände kam. Darin zeichnete sich besonders ein alter Osekiani-Häuptling aus, den ich mehrmals selbst ertappte, wie er Pulver und Salz bei Seite zu schaffen suchte. Die Wuth meiner senegalesischen Diener, wenn ein Dieb erwischt wurde, war übrigens kaum zu mäßigen und ich konnte nur mit großer Mühe Blutvergießen verhindern. Bei einem Haar wäre der erwähnte alte Osekiani erschlagen worden, der allerdings die Frechheit besaß, mich, als ich ihn erwischt und gepackt hatte, mit

einem Messer zu bedrohen; ein Senegalese von mir, Foby mit Namen, stürzte wie ein Tiger auf den alten Kerl und hätte ich nicht noch zu rechter Zeit den beabsichtigten Hieb mit einem großen Seitengewehr aufgehalten, es wäre ein Unglück geschehen, das mir viel Kosten und Zeitverlust verursacht haben würde.

Als nun die Gegenstände ans Land geschafft waren und ich eine Uebersicht gewonnen hatte, ergab sich, daß mir allerdings nur sechs Gewehre und drei Faß Pulver, sowie eine Anzahl Kleinigkeiten, die aber nicht immer leicht zu ersetzen sind, besonders Küchengeschirr fehlte, dagegen war Alles in einem furchtbaren Zustande durchnäßt.

Alle Koffer, ob von Blech oder von Holz, waren voll Wasser, und meine Provision, besonders Kaffee, Thee, Reis, Zucker, Bisquits ꝛc., überhaupt Alles, was nicht in zugelötheten Blechbüchsen sich befand, war zum größten Theil ganz verdorben. Es war dies um so bedauerlicher, als gerade damals in den Factoreien ein großer Mangel an Allem herrschte und ich absolut nichts bekommen konnte. Nach Gabun schicken hätte mehrere Wochen gekostet und so mußte ich mich behelfen, so gut es ging. Uebrigens benahmen sich die Ininga-Leute und besonders Renoki sehr anständig. Der letztere hielt in gewohnter Weise Ansprachen an sein Volk, worin er sie energisch warnte, die Verlegenheit des Weißen zu benutzen und zu stehlen; ich konnte in der That Vieles durch Trocknen wiederherstellen, besonders die Zeuge; auch von dem für die Okandereisen so wichtigen Salz hatte ich nur verhältnißmäßig wenig verloren, was leicht aus den Factoreien zu ersetzen war; dagegen war das Pulver fast ganz ruinirt. Das sehr grobkörnige im Handel gebräuchliche Pulver hatte sich zu festen Klumpen geballt, die beim Zerschlagen in Staub zerfielen, und die Neger weigerten sich späterhin energisch, diese metamorphosirte Substanz als Zahlung anzunehmen.

Uebrigens muß ich bei alledem noch froh sein, daß ich mit verhältnißmäßig geringen Verlusten davon gekommen bin; wären wir an diesem Tage wirklich aufgebrochen, so hätten wir Abends ein Rencontre mit den Akelle gehabt, die in vier großen Kriegscanoes hinter einer Insel bei der Rembo Ngunie-Mündung auf uns gewartet hatten. Ist nun auch bei der hiesigen Kriegführung kaum anzunehmen, daß Leute getödtet worden wären, so hätte ich doch

alle oder den größten Theil meiner Güter verloren; denn die Jninga sind im Grunde genommen doch unglaublich feig und beim Anblicke von Akelle-Canoes hätten dieselben Alles im Stich gelassen. Die Akelle, die Strauchdiebe ersten Ranges sind, scheinen überhaupt einen Grund zum Zwist gesucht zu haben, um mein Canoe, von dem sie wußten, daß es viele Güter enthält, plündern zu können.

Die nächsten Tage benutzte ich nun dazu, meine Sachen wieder in Ordnung zu bringen und ein zweites großes Canoe zu beschaffen, denn das erste war wohl etwas überladen gewesen. Ebenso suchte Renoki die Streitigkeiten mit den Akelle zu schlichten, was denn auch nach mehrtägigen Hin- und Herpalavriren endlich gelang. Acht Tage später war denn auch Alles soweit hergerichtet, daß ich losgehen konnte und schon nach einer Reise von zwanzig Tagen erreichte ich das Okandeland, wo ich mich für einen längeren Aufenthalt einrichtete mit der Absicht, von dort aus und mit dort gemietheten Leuten weiter nach Osten vorzudringen.

Derartige Zwischenfälle, wie der eben geschilderte, passiren den Reisenden in diesen Theilen Westafrikas oft genug, und wenn es nicht gelingt, sich mit einer Art fatalistischer Resignation in das Unvermeidliche zu fügen, sondern wer sich darüber aufregt und zu den durch das Klima hervorgebrachten körperlichen Leiden noch in seiner geistigen Ruhe stören läßt, der wird dort nie mit Erfolg reisen können. Ebenso zeigt sich hierbei, wie viele völlig uncontrollirbare und unvorgesehene Vorfälle einen gefaßten Beschluß unmöglich machen können und daß es rein undenkbar für einen Reisenden ist, etwaige vorgeschriebenen Reiserouten in festgesetzten Zeitabschnitten ausführen; absolute Actionsfreiheit ist die erste Bedingung für Reisende in diesen Gegenden.

V.

Die Fan,

ein Anthropophagenvolk.

Fünftes Capitel.

Die Fan, ein Anthropophagenvolk.

Bevölkerung im Stromgebiet des Ogowe. — Heimath und Verbreitung der Fan. — Aeußere Erscheinung und Charakter. — Name. — Sprache. — Wohnungen. — Waldvesten. — Kleidung. — Schmuck. — Tättowirung. — Begrüßungsform. — Ehe. — Krieg und Jagd. — Industrie. — Handel mit den Europäern. — Religiöse Anschauungen. — Tänze. — Cannibalismus. — Analogien mit den Njam-Njam und Monbuttu. — Politische Verhältnisse. — Wanderung. — Ein Gefecht mit den Fan. — Ermordung eines Galloa-Negers.

Das Stromgebiet des Ogowe wird von einem bunten Gemisch meist kleiner Völkerschaften bewohnt, von denen zwar die Mehrzahl als Glieder einer einzigen großen Negerfamilie zu betrachten sind, zwischen welcher sich aber andrerseits wieder Stämme finden, die nach jeder Richtung von ihrer Umgebung verschieden, eben durch ihr isolirtes Auftreten, wie auch durch ihren meist sehr energischen Einfluß auf die Verhältnisse der zur Zeit seßhaften Bevölkerung ein größeres Interesse in Anspruch nehmen.

Alle diese verschiedenen Stämme zerfallen in drei natürliche Gruppen: 1) in die ursprüngliche, jetzt zersprengte und verdrängte Bevölkerung; dahin gehören die zerstreut lebenden Abongo (Akoa), ein sog. Zwergvolk; 2) in die seit Jahrhunderten seßhafte Bevölkerung; dahin gehören alle Mpungwe-(Gabun-)Völker (z. B. Mpungwe, Orungu, Galloa, Jninga, Ncomi, Adschumba), ferner alle Okande-Völker (Okota, Yalimbongo, Apinschi, Okande, Asimba u. A. m.); 3) in die seit den letzten Decennien eingedrungenen Stämme; dahin rechne ich die wahrscheinlich von Süden kommenden Akelle und Mbangwe

(französisch Bacalais) und die Fan (auch Oscheba und Mpangwe genannt), deren Heimath, oder wenigstens frühere Wohnsitze im fernen Osten oder Nordosten zu suchen ist. Mit allen diesen Völkern, besonders aber auch mit den in vieler Beziehung so hochinteressanten Fan bin ich nun während meines dreijährigen Aufenthaltes in Westafrika vielfach in die innigste Berührung gekommen.

Was zunächst die gegenwärtige Verbreitung der Fan betrifft, so bildet im Allgemeinen das rechte Ufer des Ogoweflusses, dessen Unter- und Mittellauf zwischen dem Aequator und 1° südlicher Breite sich erstreckt, die südliche Grenze ihres Gebietes; nach Westen hin haben sie, wenigstens stellenweise, die Küste des atlantischen Meeres bereits erreicht; nach Norden hin reichen sie bis zum 4.° oder 5.° nördlicher Breite, während sich in östlicher, oder richtiger, nordöstlicher Richtung keine Grenze angeben läßt. Ihre Wohnsitze erstrecken sich außerordentlich weit in's Innere und alle meine Erkundigungen bei den verschiedensten Familien der Fan hatten immer nur dasselbe Resultat, daß nämlich in der erwähnten Richtung nur Fan wohnen und mir nie der Name eines anderen Volkes genannt wurde. Nun, es steht jetzt wohl so ziemlich fest, daß diese Fanleute mit den von Schweinfurth besuchten Mombuttu und Njam-Njam in mehr oder weniger innigem Zusammenhange stehen, ein Umstand, auf den ich später noch einmal zu sprechen komme.

Die ersten etwas genaueren Nachrichten über dieses Anthropophagenvolk verdanken wir dem bekannten Reisenden und Gorillajäger Duchaillu, der besonders die Fan am Muni und Mundah, zwei kleinen in die Bai von Corisco mündenden Flüssen kennen lernte. Während dieses Volk aber noch zu Duchaillu's Zeit nur vereinzelt vorkam, haben die Fan jetzt bereits das ganze Gebiet zwischen dem Ogowe, dem Aestuarium von Gabun und den genannten Flüssen Muni und Mundah inne, so daß die frühere Bevölkerung entweder auszuwandern genöthigt war, oder sich, wie insbesondere die eigentlichen Gabunstämme, mehr dem französischen Schutz (Gabun ist seit einigen dreißig Jahren französische Colonie) anvertrauen, und in Folge dessen auch, bis zu einem gewissen Grad wenigstens, den europäischen Gesetzen und Gebräuchen unterwerfen mußte.

Bilden auch die Fan ein großes und mächtiges Volk (eine auch nur annähernde Schätzung ist unmöglich, da man ihre Ausdehnung nach Osten und Nordosten nicht kennt), so ist doch ihr Gebiet dünn bevölkert; denn das von ihnen beanspruchte Land ist enorm groß, und die Dörfer liegen so isolirt, daß man oft viele Tage im unwegsamsten Urwald reisen kann, ohne auf menschliche Wohnungen zu stoßen.

Die Fan unterscheiden sich schon in ihrem Aeußeren sehr auffallend von allen anderen umwohnenden Völkerschaften. Sie sind verhältnißmäßig gut gebaut, schlank und kräftig gewachsen; ihre Hautfarbe ist durchschnittlich viel lichter, manchmal stark in's Gelbliche spielend, während die übrigen Negerstämme durchgängig eine dunkel-chocoladbraune Haut besitzen; ihr Haar und Bartwuchs ist auffallend stark, besonders sieht man häufig sehr große Kinnbärte, welche oft durch Einflechten anderer Haare oder schwarzer Wolle zu tief auf die Brust herabhängenden Spitzen verlängert werden. Sehr charakteristisch ist ferner für die Fan ein eigenthümlich starrer und stierer Blick, dessen Wildheit noch durch das Ausreißen der Augenwimpern erhöht wird. Im Verkehr mit anderen Stämmen behalten sie ein äußerst ernstes, fast finsteres Benehmen bei, selten sieht man sie lachen, während sie unter sich recht wohl zu Scherzen aufgelegt sind, von denen man freilich nie recht weiß, ob sie sich nicht im nächsten Augenblick in den blutigsten Ernst verwandeln.

Auch in ihrem Charakter sind die Fan verschieden von den übrigen Negerstämmen Westafrika's. Sind sie freilich einerseits sehr grausam und, einmal im Krieg, unbarmherzig gegen ihre gefangenen Feinde, so sind sie doch andererseits wieder nicht so feig und hinterlistig, wie z. B. die verschiedenen Okandestämme und die Akelle. Man kann den Versprechungen eines Fan im Allgemeinen mehr Glauben schenken, als den schwülstigen Betheuerungen und Beschwörungen eines anderen Negers, ja, sie haben sogar eine Art Ehrgefühl, gewisse übernommene Verpflichtungen Anderen gegenüber einzuhalten. Eine unglaubliche Feigheit ist die häßlichste Eigenschaft der Mehrzahl der von mir besuchten Negervölker, davon aber muß man die Fan, bis zu einem gewissen Grade wenigstens, freisprechen, und ein Volk, das tapfer ist, hat in der Regel auch eine Reihe

anderer guter Eigenschaften. Die Fan sind jedenfalls intelligenter, als ihre Nachbarn; sie wissen ihre Fähigkeiten zu benutzen und ich zweifle nicht, daß sie in dem seit einigen Decennien in jenen Gegenden sich abspielenden Kampf um's Dasein als Sieger hervorgehen werden.

Was den Namen dieser Eindringlinge betrifft, so bezeichnen sie sich selbst als Fan; die anderen Negerstämme nennen sie entweder Mpangwe, wie in Gabun, oder Oscheba, wie weiter im Innern. Der Name Fan kommt entweder von fa, was Messer bedeutet, oder von fana, was Wald, Busch heißt; Beides paßt zur Herleitung, indem es sowohl charakteristisch für dieses Volk ist, große, selbstgearbeitete Messer und Schwerter zu tragen, als auch diese Leute mit Vorliebe in stark bewaldeten Gegenden leben und wohnen, während die übrigen Neger es vorziehen, ihre Dörfer an offenen Stellen, besonders dicht bei größeren Flüssen, zu errichten. Ich möchte mich eher für die Herleitung ihres Namens von fana entscheiden, so daß dieser wilde Stamm als echte Buschmänner zu bezeichnen wäre.

Die Schreibweise Fan ist nicht ganz richtig, da hierbei ein bei der Aussprache des Wortes wesentlicher Nasallaut nicht zum Ausdruck kommt; man findet manchmal geschrieben Faon, Faõn, Fang &c.; aber alles dieß entspricht doch nicht recht den für die Sprache dieses Volkes so recht charakteristischen Nasenlauten, die nachzuahmen den Europäern sowohl, als auch den übrigen Negerstämmen kaum gelingt, so daß man an den ersten Worten schon den wirklichen Fan von einem fansprechenden Gabun- oder Ogoweneger recht gut unterscheiden kann. Ich hatte übrigens einen Diener, Namens Orichinoa, der das Fan ganz correct sprach und mir von großem Nutzen beim Verkehr mit diesem Volke gewesen ist; er wurde von diesen für Einen ihresgleichen gehalten, da auch seine ganze Erscheinung sehr fanähnlich war. Ich hatte denselben immer in Verdacht, daß er ein geborener Fan sei und als Kind von Gabunesen geraubt und als Sclave gehalten worden ist; er wollte übrigens diese meine Vermuthung durchaus nicht gelten lassen, sondern fühlte sich ganz als Gabunese und sah mit Verachtung auf seine menschenfressenden Landsleute herab.

Was den auf französischen Karten gebräuchlichen Namen Pahouins betrifft, so ist dieß nur die französische Schreib- und Sprachweise des Gabunwortes Mpangwe.

Die Fan haben ihre eigene Sprache, die völlig verschieden ist von den Sprachen und Dialekten der übrigen Negerstämme. Wie schon bemerkt, sind sehr viele, schwer nachzuahmende Nasallaute in derselben enthalten; ferner gibt es auffallend viel einsilbige Wörter, die rauh und kurz hervorgestoßen werden, so daß sich schon beim Sprechen die natürliche Wildheit dieser Leute offenbart, welche durch die fast allen Negern eigenthümlichen heftigen Gesticulationen selbst bei den harmlosesten Unterhaltungen noch mehr hervortritt. Schon wenn sich zwei Freunde die unschuldigsten Sachen erzählen, so geschieht dieß gewöhnlich in einem Tone, daß der Fremde in diesen Kreisen glaubt, es müsse im nächsten Augenblick ein Handgemenge vor sich gehen. Dialektverschiedenheiten weist die Fansprache gleichfalls auf und man kann ziemlich gut die Fan der Gabungegenden (Mpangwe) von denjenigen unterscheiden, welche tiefer im Innern, besonders an den Flüssen Lolo, Ofuë, Ivindo u. A. m. wohnen und die von den umwohnenden Negern als Oscheba bezeichnet werden.

Als echte Buschmenschen errichten die Fan ihre Dörfer immer mitten im dichtesten Wald, entfernt von den in jenen Gegenden alleinigen Verkehrsstraßen, den Flüssen; sie sind unbehilflich und furchtsam auf dem Wasser, verstehen überhaupt keine Canoes zu bauen, und wo sie genöthigt sind bei ihren Wanderungen, Kriegs- und Jagdzügen, einen etwas breiteren Bach oder Fluß zu überschreiten, so errichten sie in sehr primitiver Weise Flösse, indem sie einige 8—12 Fuß lange Holzpflöcke zusammenbinden und auf einem solchen gebrechlichen Fahrzeug einzeln oder zu Zweien das Wasser durchkreuzen. Etwas anders verhält es sich schon bei den am Gabun wohnenden Fan, die ich öfters in Canoes fahrend erblickte; überhaupt sind die nahe den Ansiedelungen der Weißen wohnenden Fan nicht mehr so ganz typisch und ursprünglich, wie ihre Verwandten im Innern, welche noch nie einen weißen Mann gesehen haben. So zäh sie sonst an gewissen Eigenthümlichkeiten hängen, so verstehen sie sich doch auch den Umständen zu accommodiren, sobald sie einen Vortheil dadurch erreichen zu können meinen.

Die Dörfer der Fan sind sämmtlich sehr gleichförmig und regelmäßig gebaut; sie bestehen aus zwei oft sehr langen schmalen Reihen von kleinen Häusern, die ohne Zwischenraum dicht neben einander gebaut sind, so daß die Wand des einen zugleich die Wand des Nachbarhauses bildet. In der Mitte des Dorfes, das also eigentlich nur aus einer einzigen Straße besteht, stehen gewöhnlich einige größere Hütten oder öffentliche Hallen, in denen die Palaver gesprochen werden.

Hinter den Häusern sind Reihen von Bananen gepflanzt, die das Dorf von dem Wald trennen; denn man braucht nur einige Schritte aus dem Dorfe hinauszutreten, so befindet man sich bereits mitten im Urwald; von diesem letzteren wird nur so viel niedergeschlagen und abgebrannt, als genügt, die kleinen, elenden Hütten zu bauen, die immer eine viereckige Form haben.

Die Wände der höchstens 6—7 Fuß hohen Häuser bestehen aus einem Fachwerk von dünnen Stäben, das mit Baumrinde überdeckt ist; das Dach besteht nur aus großen und festen Blättern oder Lagen von Schilf, die durch quer darüber gelegte Stangen festgehalten werden. Trotz des so leichten Baues ist das Ganze aber sehr fest und regendicht und widersteht jedem Tornado, jenen äußerst heftigen, von Gewitter begleiteten Orkanen, die während der Regenzeit in gewisser Regelmäßigkeit auftreten und reinigend und erfrischend die schwüle Treibhausluft durchsausen.

Die Fan verstehen nicht jene festen Matten zum Dachdecken zu verfertigen, wie die Okande- und Gabunvölker, noch auch werden die schönen langen Blattstiele der Bambu-Palme (an der Küste häufig fälschlich als wirklicher Bambu bezeichnet) in Anwendung gebracht. Mit Hilfe dieser 25—30 Fuß langen, ebenso festen als elastischen Blattstiele wissen besonders einige Okandestämme recht geschmackvolle, hohe und geräumige Hütten zu errichten. Nebenbei sei bemerkt, daß in dem ganzen von mir bereisten Gebiet die Häuser immer viereckig gebaut wurden, den Rundbau kennt man nicht. Nur einmal sah ich bei einem Trupp Abongo, die sich für einige Monate an einem fischreichen Platze niedergelassen hatten, elende, höchstens vier Fuß hohe, runde Hütten, mit einer kleinen Oeffnung am Boden, durch welche ein Mensch nur auf dem Bauche kriechend in das

Innere gelangen kann, das Primitivste, was ich je von menschlichen Wohnungen gesehen habe.

Das Innere der Fanhäuser ist dem Aeußeren entsprechend im höchsten Grade einfach. Eine Stelle zum Schlafen, oft nur um ein paar Zoll vom Erdboden erhaben, dicht dabei das unvermeidliche Feuer, ein paar roh aus Holz geschnitzte, sehr niedrige Sessel, an den Wänden Bogen, Pfeile und Gewehre, ein paar roh gearbeitete Kochgeschirre, welche die Fan nicht einmal selbst verfertigen, sondern von umwohnenden Stämmen gegen getrocknetes Fleisch eintauschen, — das ist so ziemlich Alles, was man in einer solchen Hütte findet. Fenster kennt man natürlich nicht, die schmale kleine Thür wird immer geschlossen gehalten, so daß der Rauch des ewig brennenden Feuers nur langsam durch kleine Ritzen und Oeffnungen des Daches und der Thür entweichen kann; dazu das Rauchen des schweren Tabaks Seitens der dicht zusammen gedrängten Insassen des Hauses, das Alles gibt der Atmosphäre in einem solchen Negerhause einen unbeschreiblichen haut goût, der noch erhöht wird durch das Kochen von zur Nahrung bestimmten fleischigen Massen höchst zweifelhafter Herkunft.

Da die einzelnen Familien und Dörfer der Fan in fast ununterbrochener Fehde sowohl unter sich, als mit den umwohnenden Stämmen liegen, so sucht man den Zugang zu den Dörfern möglichst zu erschweren, um vor einem plötzlichen Ueberfall gesichert zu sein. Am Ein- und Ausgang eines Dorfes werden gewöhnlich große Bäume über den Weg gelegt, sowie allerhand Buschwerk und Schlinggewächse angehäuft, zwischen denen schmale, nur dem Dorfbewohner kennbare Pfade zu den Häusern führen; stellenweise sah ich sogar eine hohe starke Holzwand errichtet, die nur eine kleine Thür zum Ausgang hatte, so daß nie eine größere Anzahl von Personen zu gleicher Zeit in das Dorf eindringen kann. Die durch den Wald zum Dorf führenden Wege, soweit solche überhaupt existiren, sind schmal und für den Europäer nicht zu erkennen, an beiden Seiten befinden sich tiefe Fallgruben, deren schwache Bedeckung mit Zweigen und Blättern der Uneingeweihte unmöglich unterscheiden kann. Es ist daher dringend nothwendig, ein solches Fandorf nur mit ortskundigen Führern zu betreten.

Außerdem hat man den Wald um das Dorf herum mit zahlreichen, höchstens zwei Zoll aus dem Boden hervorragenden, oben zugespitzten Holzpflöcken gespickt, die den nackten Füßen der Neger äußerst gefährliche Wunden verursachen. Es war mir manchmal komisch, wie dringend ich von meiner Begleitung gewarnt wurde, auch nicht einen Fuß breit vom vorgeschriebenen Wege abzuweichen, besonders im Hinblick auf diese spitzen Hölzer; man konnte sich nicht vorstellen, daß dieselben auf mit dicken Lederschuhen versehene Füße keinen Eindruck machen. Eine solche Waldveste der Fan bietet denn auch den an und für sich sehr wachsamen Bewohnern einen guten Schutz gegen unverhoffte Ueberfälle; es kommt aber auch bei diesen Leuten selten zur Eroberung eines Dorfes, sondern der Krieg besteht meist nur in gegenseitigen Ueberfallen kleinerer Trupps oder einzelner Personen, die sich der Jagd halber oder aus irgend welchen Gründen weiter vom Dorfe entfernen, wobei dann von der gerade mächtigeren Partei alle Gegner, die sich nicht durch Flucht retten können, getödtet und aufgefressen werden; auf Gefangennahme und Verkaufen ihrer Feinde als Sclaven lassen sich die Fan nicht ein. Daher rührt denn auch die unglaubliche, oft bis zum Lächerlichen gehende Furcht der übrigen Negerstämme, die sich durch eine seltene Feigheit auszeichnen, vor diesem Cannibalenvolk.

Die Wachsamkeit und das Mißtrauen dieser Fan ist auffallend. Wir waren bei unserem Marsch durch das Fangebiet oft noch stundenweit von einem Dorfe entfernt, aber die Bewohner wurden durch ihre zahlreichen Späher sofort unterrichtet und konnten sich einrichten; wir selbst sahen Niemand im Wald und glaubten uns völlig unbeobachtet. Und daß es so ist, ist auch wieder gut. Einmal hatte ich mich mit einem Trupp Fanleuten auf einem etwas ungewöhnlichen Wege einem früher nie von einem Europäer besuchten Dorfe unbeobachtet genähert und die erschrockenen und aufgeregten Bewohner griffen nach ihren Gewehren und wollten schießen; erst als sie in meinem Führer einen ihnen befreundeten Häuptling erkannten, beruhigten sie sich, machten ihm aber Vorwürfe, daß er so plötzlich erschienen sei, denn es hätte leicht durch dieses Mißverständniß ein Unglück geschehen können, das für beide Theile verhängnißvoll gewesen wäre.

Die Bekleidung der Fan ist ungemein einfach. Die Männer tragen nur ein kurzes Stück Zeug um die Lenden, welches von ihnen selbst und zwar aus Baumrinde verfertigt wird. Die weiße Rinde eines gewissen Baumes wird abgeschält, einige Tage in Wasser gelegt und darauf mit Hilfe großer hölzerner Klöppel, die auch zum Lockern der Rinde am Baumstamm selbst verwendet werden, platt und weich geschlagen. Die Fasern der erweichten Rinde erweitern sich durch das Schlagen, ohne sich völlig von einander zu lösen, und man erhält auf diese Weise eine Art Zeug, welches man mit einer aus Rothholz gewonnenen Flüssigkeit etwas roth färbt und dann trägt. Bei manchen Familien der Fan, deren Dörfer nicht zu weit von den mit den Europäern verkehrenden Negerstämmen liegen, sieht man auch schon das schöne gelbe Mattenzeug, welches die Okande- und Asimbaleute an die Fan verkaufen, ja einige ältere Häuptlinge, die öfters mit den genannten Stämmen verkehren, hatten bereits von diesen etwas Baumwollenzeug eingetauscht.

Die Kleidung der Frauen ist womöglich noch einfacher und höchst sonderbar. Die rückwärtige Partie des Körpers wird durch ein kleines Affenfell bedeckt, ein schmales Stück des erwähnten Rindenzeuges, oft auch nur ein paar Blätter, werden vorn umgehängt, so daß die Hüften und Schenkel völlig unbedeckt bleiben. Trotz dieser einfachen Art und Weise, die Blöße zu bedecken, ist doch das Gefühl der Schamhaftigkeit bei den Fan mehr entwickelt, als bei den anderen Negern; denn während man bei den letzteren die Kinder bis in ein ziemlich hohes Alter hinauf völlig nackt herumlaufen läßt, waren die Knaben und Mädchen der Fan im Alter von fünf, sechs Jahren schon mit etwas Kleidung versehen. Auch sind die Fanfrauen und Mädchen Fremden gegenüber durchaus nicht so zudringlich, wie es bei allen anderen Negervölkern Sitte ist.

Wie die Mehrzahl der Naturvölker, verwenden auch die Fan, besonders die Frauen, bei sonstiger Vernachlässigung der Toilette, große Sorgfalt auf die Pflege des Haupthaares. Und auch hierin unterscheiden sich die Fanfrauen vortheilhaft von einigen anderen Negerstämmen, besonders den Okande-, Apinschi- und Okota-Frauen. Denn während die letzteren — tout comme chez nous — das Bedürfniß haben, der Natur durch Addition großer Mengen

fremder Stoffe zu Hilfe zu kommen, so daß oft die abenteuerlichsten Frisuren und Toupé's hervorgebracht werden, manchmal wirklich von erschreckenden Dimensionen, begnügen sich die Fanfrauen mit der Schmückung und Verzierung ihres eigenen wolligen Haupthaares. Gewöhnlich sieht man rings um den Kopf herum kurze dicke Zöpfe gedreht, von denen jeder einzelne mit dünnem Messingdraht umwickelt und mit Glasperlen behängt ist, und zwar sowohl bei Frauen, als auch bei der jeunesse dorée der Fan; große blaue Glasperlen, dann aber auch Kaurischnecken werden vielfach in symmetrischen Reihen am Kopf befestigt, ebenso wie man aus beiden Artikeln Schnüre bildet, die um den Leib getragen werden. Eine eigenthümthümliche Haartracht mancher Fanfrauen besteht auch noch darin, daß man das Haar in zahllosen langen, dünnen Zöpfen auszieht und dieselben wirr um den Kopf hängen läßt, was diesen Negerinnen ein äußerst wildes und verwegenes Ansehen verleiht. Eine ähnliche Frisur, nur schöner und regelmäßiger als hier, beobachtete ich übrigens auch bei Frauen vom Senegal, den Gorre, die man an vielen Punkten der Westküste antrifft, wo ihre Männer sich an die Europäer als Händler verdingen.

Tättowirungen auf Brust, Armen und Rücken, oder richtiger Narben, die in Folge von Einschnitten in die Haut entstehen, sind unter den Fan allgemein zu finden, sowohl bei Männern als bei Frauen, oft von wunderbarer Schönheit der Zeichnung; die zierlichsten und regelmäßigsten Figuren, Sterne, Kränze rc. sind auf der Haut in Reihen oder kreisförmig eingeschnitten, und da man außerordentlich stolz auf diese Leibeszierath ist, so verbietet sich von selbst das Tragen von Kleidungsstücken, die diesen Reiz verdecken würden. Das Spitzfeilen der Vorderzähne ist gleichfalls allgemeiner Gebrauch bei beiden Geschlechtern und gilt als Zierde, hat vielleicht auch noch einen mehr praktischen Zweck.

Kupfer- und Messingschmuck ist, wie überall, auch bei den Fan recht beliebt; die Frauen tragen mit Vorliebe große, dicke und schwere Messingringe um die Knöchel; diese Ringe werden von den Fan selbst verfertigt, und zwar aus den im Elfenbeinhandel eine Hauptrolle spielenden Neptuns (Messingblech in Form von großen, runden Pfannen); Arme und Finger werden gleichfalls gern

mit Messingringen geschmückt, besonders am Daumen trägt man vielfach einen unförmlich dicken Ring, und selbst die Fußzehen sind in dieser Weise verziert.

Das junge Volk beider Geschlechter pflegt sich die Nasenscheidewand, sowie die Ohrläppchen zu durchbohren, um Holzstäbchen, die fünf bis sechs Zoll Länge erreichen, einzufügen, oder auch kleine Ringe von Glasperlen und ähnlichen Dingen in die so entstandenen Oeffnungen zu stecken. Diese sehr sonderbar ausschauenden Verzierungen werden aber nur bei besonderen Gelegenheiten, bei öffentlichen Tänzen und anderen Lustbarkeiten getragen. Das Bedürfniß, den Körper zu schmücken und zu gefallen, ist eben ein allgemeines und findet sich selbst bei den allerrohesten, auf tiefster Entwickelungsstufe stehenden Naturvölkern.

Einer recht eigenthümlichen Begrüßungsform bei den Fan muß ich noch erwähnen, wie ich sie origineller nirgends gefunden habe. Wenn ein Fan von einem längeren Ausfluge in sein Dorf zurückkommt, oder wenn er bei seiner Wanderung eine befreundete Familie besucht, so begrüßt er die in der öffentlichen Halle des Dorfes halbkreisförmig herumsitzenden Freunde und Freundinnen dadurch, daß er sich der Reihe nach Jedem auf den Schooß setzt; der so Begrüßte schlägt dann seine Arme um den Ankömmling, umarmt ihn also gewissermaßen von rückwärts. Es machte mir einen ungemein komischen Eindruck, als ich im Fanlande und mit Fanbegleitung reiste, wie meine Leute sich schweigend dem Kreis ihrer Stammesgenossen näherten, und nun langsam und feierlich in der erwähnten Weise vorgingen. Bei den übrigen Ogowe-Bewohnern erfolgt das Begrüßen in der Art, daß man sich gegenseitig die Hände auf die Schultern legt, ohne eine vollständige Umarmung auszuführen, und dabei langsam mehrmals das Wort: samba, samba ruft.

Vielweiberei ist natürlich, wie überall, auch bei den Fan in Gebrauch. Jeder kauft sich so viel Weiber, als er eben zahlen kann; als Kaufpreis dienen europäische Waaren, besonders Pulver, Gewehre und das so werthvolle Salz, bei den Familien weiter im Innern auch Elfenbeinzähne. Von besonderen Hochzeitsfeierlichkeiten habe ich nichts bemerkt, es werden höchstens Tänze aufgeführt, was

eben bei jedem Anlaß geschieht und wobei es zwar lärmend zugeht, aber doch nicht Ausschreitungen in der Weise vorkommen, wie bei denjenigen Stämmen, zu denen das einflußreichste Civilisationsmittel der Europäer, der Rum, bereits gelangt ist. Die Fan haben kein irgendwie berauschendes Getränk, sie trinken nur Wasser, sehr selten Palmwein, und der ist im frischen Zustand und ohne Zusatz gewisser Stoffe völlig unschädlich.

Die einzige Beschäftigung der Fan ist Krieg und Jagd. Ihre Bewaffnung besteht jetzt bereits zum großen Theil aus Feuersteingewehren, die von den Factoreien an der Küste durch Tausch von einem Volk zum anderen sich bis tief in das Innere hinein verbreitet haben. Jedermann, selbst kleine Burschen von höchstens zehn Jahren, hat sein Gewehr, das beständig geladen herumgetragen wird. Statt der Kugeln verwenden sie kleine Stücke von Eisen, Messing, Kupfer, Steine ꝛc. und sie haben dabei die Gewohnheit, das Gewehr recht voll zu laden, um einen heftigen Knall hervorzubringen, was ihnen ungemeines Vergnügen bereitet. Ich habe eine vollkommen berechtigte Angst nie ganz los werden können, wenn ein Neger in meiner Nähe sein vollgepfropftes Gewehr losschießt; Unglücksfälle durch Springen des Laufes kommen auch oft genug vor.

Es ist sonderbar zu sehen, wie alle Welt in den Fandörfern stark bewaffnet umherläuft; Keiner verläßt seine Hütte, ohne das Gewehr mitzunehmen, selbst wenn er nur im Dorfe spazieren geht oder sich ein paar Schritte von demselben entfernt. Große und breite, sehr hübsch gearbeitete Messer, die man an der linken Schulter trägt, und Speere sind gleichfalls überall in Gebrauch, die prachtvolle große Armbrust aber, sowie Bogen und Pfeile, sind so ziemlich durch die Feuerwaffen verdrängt. Dieß gilt wenigstens von den am weitesten nach Westen vorgerückten Fan; bei den mehr im Innern wohnenden spielen Speere und Armbrust noch eine große Rolle, wie auch dementsprechend Schilde, von denen mir zweierlei Formen bekannt geworden sind: die aus dicker Elephantenhaut gearbeiteten sind kurz und breit, während die sehr schön aus Binsen geflochtenen und mit einem starken Holzeinsatz versehenen Schilde fünf Schuh lang, aber sehr schmal sind; die letzteren sind von ungemein geschmackvoller und eleganter Arbeit. Die Armbrust ist gegen

vier Fuß lang, aus sehr hartem Holz gearbeitet und häufig mit recht hübschen Schnitzereien versehen; die Sehne derselben ist so schwierig zu spannen, daß die Fan Hände und Füße dazu benützen; Duchaillu gibt davon eine ziemlich richtige Abbildung.

Die zum Erlegen kleinerer Thiere benutzten Pfeile sind dieselben wie bei den Abongo, d. h. ein ungemein einfacher kleiner Bogen, mit welchem stark vergiftete Pfeile auf sehr bedeutende Strecken und mit großer Sicherheit geschossen werden können. Das Pfeilgift ist außerordentlich schnell wirksam und wird von einer Liane gewonnen. Diese große und dicke Schlingpflanze hat eine 5—6 Zoll lange, cylindrische, schotenartige Frucht; öffnet man diese Hülle, so sieht man die Frucht angefüllt mit langen, haardünnen, weißen, seideglänzenden Fäden, zwischen welchen die kleinen linsenartigen Samenkörner liegen. Diese werden sorgfältig herausgelesen, mit einigen Tropfen Wasser auf einem Stein zu einer klebrigen Masse zerrieben, womit man dann die Pfeilspitzen bestreicht. Physiologische Versuche, die in Paris mit diesem Pflanzengift an kleinen Thieren gemacht worden sind, haben ergeben, daß durch diese Substanz die Functionen der Athmungsorgane unterbrochen werden, daß also eine Art Erstickungstod eintritt. Die Fan behaupteten, ein Mittel zu haben, um Menschen, die mit diesem Gift verwundet worden sind, zu retten, aber ich konnte nicht erfahren, worin dieß besteht.

Wie bei den Abongo, den Akelle und anderen eigentlichen Buschvölkern, werden auch bei den Fan große Netze zur Jagd verwendet; dieselben werden im Wald halbkreisförmig ausgespannt und das Wild von einer Seite her hineingetrieben, wo es dann leicht mit Speeren erlegt werden kann. Die Netze sind großmaschig und werden aus einem Bindfaden gestrickt, den man auf sehr geschickte Weise aus Pflanzenfasern darzustellen versteht. Fallgruben, sowie zwischen Bäumen aufgehängte Fallspeere, die mit am Boden laufenden Stricken in Verbindung stehen, werden ebenfalls zur Anwendung gebracht, besonders zur Erlegung von wilden Schweinen, des häufig vorkommenden Pinselohrschweines.

Das Land ist reich an Wild; außer Schweinen finden sich häufig Antilopen, zahlreiche Arten von Affen, Stachelschweine, Tigerkatzen, wilde Rinder und stellenweise sind auch Leoparden und Ele-

phanten recht häufig, während im Ogowestrom das Flußpferd überall anzutreffen ist und der Manga (Manatus, ein 6—8 Fuß langes Wassersäugethier) zwar in dem brackischen Unterlauf des Flusses vorherrschend sich findet, doch auch noch oberhalb der Mündung des Rembo Ngunie, also mehr als dreißig deutsche Meilen vom Meere entfernt, von mir beobachtet wurde.

Alles, was nur einigermaßen an Fleisch erinnert, wird von den Fan gegessen, vom Nebenmenschen an abwärts bis zu den Ameisen und Termiten, während andere Negerstämme in dieser Richtung etwas wählerischer sind. So fanden es meine Gabunneger, die mich als Diener und Dolmetscher begleiteten, ganz barbarisch von Seiten der Fan, Termiten und Frösche zu verzehren und sie hielten sich für bedeutend höher stehend, was sie mir auch noch damit zu beweisen suchten, daß, während bei allen Negern Affen ohne Ausnahme gern gegessen werden, die Gabuneser den Pavian verschmähen; ich erinnere mich noch recht wohl, als wir eines Tages bei Fleischmangel auf die Jagd gingen und nur einige Paviane erlegt wurden, daß meine Mpungwe-Begleitung sich mit trockenen Bananen und Maniok begnügte und das erlegte Wild den „Buschnegern“ überließ.

Fehden und Streitigkeiten sowohl untereinander als auch mit den umwohnenden Stämmen haben die Fan beständig und die einzige Tagesbeschäftigung der Männer besteht darin, sich in der öffentlichen Halle des Dorfes zu versammeln und die eben durchgeführten oder beabsichtigten Kriege nach allen Richtungen zu discutiren. Sie sind grausam im Kriege; Kriegsgefangene werden immer getödtet und aufgefressen, während andere Stämme dieselben gewöhnlich als Sclaven verkaufen, und diese Sitte der Fan hat sie denn auch so ungemein in Verruf gebracht bei den übrigen Negern.

Während also die Männer ihre Zeit entweder im Wald oder im Palaverhaus verbringen, ist es Aufgabe der Frauen, die Plantagen zu besorgen und überhaupt Alles, was zum Leben nöthig ist, herzurichten. Gewöhnlich besitzt jedes Dorf an irgend einer Stelle im Wald eine Art Plantage, d. h. man hat ein paar Bäume gefällt und das Unterholz abgebrannt, und dort werden von den Frauen Bananenbäume und Maniok cultivirt. Von Reizmitteln wird Taback verwendet, der sich nicht so selten wild wachsend in den

Wäldern findet. Das Blatt ist, gut getrocknet, außerordentlich fein und zart, die Qualität des Tabacks ist jedenfalls eine sehr gute, nur ist er, wohl infolge der rohen Manier, denselben zu präpariren, ungemein schwer; ich sah junge Burschen, die das Rauchen noch nicht gewöhnt waren, in Krämpfe fallen. Man raucht entweder aus kleinen hölzernen und thönernen Pfeifen, oder auch, wie bei anderen Stämmen, durch ein 5—6 Fuß langes Rohr, wozu man gewöhnlich die große dicke Blattrippe eines Bananenblattes verwendet. Das Hanfrauchen (Ljamba bei den Negern genannt, Haschisch) verschmähen die Fan und dadurch zeichnen sie sich sehr vortheilhaft vor den umwohnenden Negerstämmen aus, bei denen diese Unsitte allgemein verbreitet ist.

Was die Entwickelung der Industrie betrifft, so steht dieselbe bei den Fan insofern auf einer etwas höheren Stufe, wie bei den übrigen Negern, als es bei ihnen recht tüchtige Schmiede gibt. Die großen und seltsam geformten Messer, Speere, Aexte rc. sind von verhältnißmäßig sehr guter Arbeit und mit geschmackvollen Verzierungen versehen. Die Fan in der Nähe der Küste erhalten jetzt das Eisen aus den Factoreien geliefert, die weiter im Innern wohnenden aber wissen dasselbe aus einem überall massenhaft vorkommenden thonigen Brauneisenstein herzustellen; auch besitzen sie einen seltsam, aber sinnreich geformten Blasebalg, sowie einen merkwürdigen eisernen Ambos zur Bearbeitung der Messerklingen. Ja ich war erstaunt, bei Leuten, die noch nie mit Europäern in Berührung gekommen waren, Holzkohle beim Eisenschmelzen verwendet zu sehen, die sie aus einem harten Holz derart darzustellen wissen, daß sie kleine Meiler errichten, die außen mit Erde bedeckt sind, so daß das angezündete Holz im Innern verkohlt. Wie bei gewissen anderen Naturvölkern steht auch bei den Fan das Schmiedehandwerk in hohem Ansehen; gewöhnlich gibt es in einer Familie, d. i. in einem Complex von mehreren Dörfern, nur einen Schmied, der in der Regel auch gleichzeitig der Priester oder Medizinmann ist.

Merkwürdigerweise fand ich bei einigen Negerstämmen, wie bei den Galloa, Ininga u. A. m., die nichts von der Bearbeitung des Eisens verstehen, in deren Fetischhäusern unter allerhand anderen Gegenständen auch einen Blasebalg der Fan hängen, der ihnen ein

verehrungswürdiges Gebild zu sein schien, und den zu kaufen mir vielfach abgeschlagen wurde.

Von anderen Erzeugnissen der Kunst und Industrie bei den Fan beobachtete ich häufig sehr hübsch aus Holz, Knochen oder Elfenbein geschnitzte Löffel, ferner die erwähnten hübsch verzierten großen und schönen Armbrüste; von Musikinstrumenten war mir besonders eine Form auffallend, bestehend aus einem ungefähr vier Fuß langen Schaft, mit vier aus einer dünnen Liane verfertigten Saiten und einer als Resonanz dienenden Calabasse. Harfen, wie sie bei den meisten übrigen Ogowe-Bewohnern oft sehr hübsch gearbeitet vorkommen, sowie die großen und kleinen Trommeln, Tam-Tam, fand ich bei den Fan nicht vor. Auch verstehen sie nichts von der Töpferei, die ich sonst, wenn auch in etwas primitivem Zustand, bei den meisten Stämmen entwickelt fand; die nothwendigen Kochgeschirre suchen die Fan bei ihren Nachbarn gegen getrocknetes Wild einzutauschen.

Ein directer Handelsverkehr der Fan mit den Europäern besteht nur in Gabun, wo manchmal ein Trupp dieser Leute vom Como oder Rembo herabkommt, um Elfenbein zu verkaufen; aber auch da drängt sich immer ein Gabunese als Vermittler dazwischen. Als tüchtige Jäger sind die Fan für die Entwickelung des Handels gewiß von Vortheil, aber die eigentliche Küstenbevölkerung sucht dieselben so wenig wie möglich aufkommen zu lassen.

Die wichtigsten europäischen Artikel für die Fan sind: Pulver und Gewehre, Messing und Kupfer und Salz. Das letztere spielt überhaupt in den von mir besuchten Gegenden eine außerordentlich große Rolle. Das Bedürfniß darnach ist allgemein, Steinsalz aber gibt es nirgends. Der Werth des Salzes steigt von der Küste nach dem Innern zu in ganz gewaltigen Proportionen. An den äußersten von mir erreichten Punkten, wo nie Europäer waren und äußerst selten Etwas von den europäischen Tauschartikeln hinkommt, suchte man sich dadurch zu helfen, daß man aus einer in sumpfigen Gegenden wachsenden Pflanze Salz darstellte, indem man dieselbe verbrannte und die Asche auslaugte; das Product war ein ungemein übelriechendes und schlecht schmeckendes Salz, mit dem sich diese Stämme begnügen mußten.

Religiöse Anschauungen sind bei den Fan nur in untergeordnetem Grade zu finden, es gibt bei ihnen durchaus nicht einen so intensiv entwickelten Feticismus wie bei den Okande- und Aduma-Negern, oder wie bei den im Stromgebiet des Congo wohnenden Stämmen. Es zeigt sich wie bei den meisten Negern eine rein kakodämonistische Weltanschauung; sie stellen sich ein böses Wesen, einen Teufel vor, der alles Unheil, was auf Erden passirt, anrichtet, und den sie durch eigenthümliche Gesänge anrufen, zu besänftigen oder zu vertreiben suchen. Bei diesen Ceremonien ist einer der Chorführer, der auf einem kleinen hohlen Elephantenzahn schauerlich klingende Töne hervorzubringen weiß, und das Volk wiederholt die vorgesungenen Worte. Es gibt auch eine Art Priester oder Medizinmänner, die bei Krankheiten helfen müssen und auch sonst Einfluß besitzen, aber doch nicht in dem Maße, wie die Oganga bei den Okande-Leuten. Auch der strenge Unterschied zwischen Medizinmann und Häuptling, also gewissermaßen zwischen weltlicher und geistlicher Macht, existirt bei den Fan nicht; der Chef eines Dorfes oder eines Complexes von Dörfern (Familie) ist gleichzeitig der Oganga, also ein Priesterkönig. Interessant war mir bei diesem Volk die bereits erwähnte Thatsache, daß das Schmiedehandwerk gewissermaßen ein heiliges ist und daß nur den Häuptlingen die Ausführung dieser Kunst gestattet ist, eine Erscheinung, die sich übrigens auch bei Naturvölkern anderer Gegenden in analoger Form wiederfindet.

Auch Frauen genießen zuweilen als Zauberinnen einiges Ansehen und in einem von mir besuchten Dorfe übte ein junges Weib, das gleichzeitig als vorzügliche Tänzerin allgemein bewundert wurde, einen sehr energischen Einfluß aus. Es wurde bei meiner Ankunft daselbst mir zu Ehren ein großer Tanz aufgeführt und die auf das Phantastischste aufgeputzte Zauberin producirte sich da in höchst origineller, durchaus nicht unschöner Weise. Der laute Beifall der umstehenden Fan und die zahlreichen Geschenke, die ihr von allen Seiten zuflossen, spornte denn auch die Künstlerin zu den höchsten Leistungen an. Diese Geschenke bestanden meist aus Kupfer- und Messingringen, die sich die Leute von den Fingern, Armen, Beinen oder Zehen nahmen und der Tänzerin mit einigen passenden, scherzhaften Worten überreichten; ja Einige von meiner Fanbegleitung, die

solche Schmuckgegenstände nicht mit sich hatten, entluden ihre Gewehre und verehrten der Zauberin die darin enthaltene Pulverladung, welche auch mit großem Dank angenommen und sorgfältig, damit ja kein Körnchen dieser kostbaren Substanz verloren ging, aufbewahrt wurde. Als nun die Ekstase der Tänzerin ihren Höhepunkt erreicht hatte, sprang dieselbe plötzlich unter die erschrockenen und verstummten Zuschauer, zog einen jungen Mann aus dem Kreise derselben hervor, berührte ihn mit den Händen an Kopf und Brust, führte ihn mehrmals im Kreise herum, kurz übte ihre Zauberkraft an demselben aus. Als sie ihn dann wieder losließ, erscholl allseitig lauter Beifall. Wie man später berichtete, bedeutet diese Ceremonie, daß der so ausgezeichnete Mann der Erste unter den Dorfbewohnern sein wird, der einen Menschen tödtet! Dieser junge Mann hatte denn auch nichts Eiligeres zu thun, als am nächsten Tag in die Wälder zu gehen, um daselbst jagenden oder arbeitenden Negern eines anderen Stammes aufzulauern und einen davon niederzuschießen, was er denn auch zu seinem und der Zauberin Ruhme am dritten Tage ausgeführt hat.

Tänze und Gesänge lieben die Fan überhaupt sehr, und jede Gelegenheit wird dazu benutzt, irgend ein größeres Palaver, ein gelungener Jagdzug, eine glücklich ausgegangene Fehde, das Beschneidungsfest der Knaben u. A. m. Auch Vermummungen kommen bei diesen Tänzen vor und ein Trupp von Fan, der mich einmal im Okande-Land aufsuchte, führte zum großen Schreck der feigen Bewohner dieses Gebietes eine Reihe von schauerlichen Tänzen auf, bei denen sich ein Mann durch Umhängen von Tüchern und Matten in alle möglichen wilden Thiere verwandelte und unter dem Jubelgebrüll seiner Landsleute äußerst groteske Bewegungen ausführte.

In directen Beziehungen mit den religiösen (wenn man dieses Wort anwenden darf) Anschauungen dieses Volkes scheint mir nun auch die Sitte zu stehen, durch welche sich die Fan so allgemein gefürchtet gemacht haben und wodurch sie sich auch von allen übrigen Negerstämmen in den Gabun- und Ogowe-Ländern unterscheiden, der Cannibalismus. Als Duchaillu's erste Berichte über die Fan nach Europa kamen, zweifelte wohl Mancher an der Glaub-

würdigkeit dieser Mittheilungen und in der That sind die Beschreibungen dieses Reisenden von Land und Leuten in manchen Fällen zu phantastisch und nur zu sehr auf Effect berechnet. Andererseits waren die heftigen Angriffe, die man diesem Manne ins Gesicht schleuderte, im Großen und Ganzen völlig ungerechtfertigt. Die Fan sind bis auf den heutigen Tag Anthropophagen, wenn man in ihren Dörfern auch keine Fleischerläden, in denen Menschenfleisch verkauft wird, findet. Ueberhaupt ist es ja durchaus nicht Regel, dieser Unsitte zu huldigen, sondern nur bei besonderen Feierlichkeiten, bei Siegesfesten ꝛc. kommt es vor, daß die gefangenen oder getödteten Feinde aufgefressen werden. Diese Orgien finden auch nicht öffentlich als etwas Alltägliches statt und ebensowenig lassen sie Fremde dazu. Sie fühlen selbst, daß sie Etwas thun, was sie in den Augen der anderen Neger herabsetzt, und üben diese Unsitte nur im Verborgenen und ganz unter sich aus. Es ist durchaus nicht Mangel an Nahrung, welcher die Fan zu diesem gräulichen Gebrauch veranlassen könnte, sondern ich kann es nur ihrer Wuth und der grausamen Lust, ihre Feinde so vollständig als möglich zu vernichten, zuschreiben. Die schwarzen Händler am Gabun und Ogowe, die tief in die Wälder hineinziehen, um von den Fan Gummi und Elfenbein einzuhandeln, erzählten mir freilich noch eine Menge schauderhafter Details, die bei diesen Festen vorkommen sollen und wohl auch vorkommen mögen, ja von allen Seiten versicherte man mich, daß die einzelnen Fan-Familien ihre Todten untereinander verhandeln, um sie zu essen! Ich habe wiederholt Fan darüber interpellirt, sie gaben mir darauf keine bestimmte Antwort, waren überhaupt unangenehm berührt, wenn ich das Capitel Menschenfleisch aufbrachte. Es wird überhaupt in diesem Gebrauch verschiedene Abstufungen geben: die Fan, welche verhältnißmäßig nahe der Küste wohnen, sogar manchmal mit Europäern in directen Verkehr treten, werden dieser gräulichen Unsitte viel weniger huldigen, als diejenigen Glieder dieses großen Volkes, welche noch tief drin in ihren Wäldern stecken und zu denen vielleicht noch gar nicht einmal das Gerücht von der Existenz weißer Menschen gekommen ist. Hier mögen noch jene grausigen Menschenschlächtereien vorkommen, die von den glaub-

würdigsten Reisenden aus allen denjenigen Theilen unserer Erde geschildert werden, wo Anthropophagie überhaupt in Gebrauch ist.

Der Cannibalismus ist eine Eigenthümlichkeit der Fan und der mit ihnen verwandten Völker, weder nördlich noch südlich von dem Verbreitungsgebiet dieses Volkes hat man sichere Nachrichten von einer ähnlichen Erscheinung, und nur im fernen Osten, bei den Monbuttu und Njam-Njam, hat Schweinfurth analoge Verhältnisse getroffen.

Die Schilderungen, welche dieser Reisende von seinen Anthropophagen-Stämmen gibt, passen so vollständig auf die von mir besuchten Fan, daß man wohl annehmen kann, es existire im äquatorialen Theile Afrikas eine von Osten nach Westen sich erstreckende Zone von dem Namen nach verschiedenen, sonst aber untereinander verwandten Stämmen, die sämmtlich Anthropophagen sind und sich durch diese sowie eine Reihe anderer gemeinsamer Eigenschaften auf das Bestimmteste von allen übrigen, nördlich und südlich wohnenden Negerstämmen unterscheiden. Auf seiner abenteuerlichen Reise den Congo abwärts hat übrigens Stanley gleichfalls Anthropophagen-Stämme gefunden, die dann wahrscheinlich als das vermittelnde Bindeglied der in Westafrika wohnenden Fan mit den von Schweinfurth zuerst ausführlicher geschilderten Monbuttu und Njam-Njam des Ostens zu betrachten sind. Die Aehnlichkeit der bei Schweinfurth abgebildeten Njam-Njam mit meinen Fan-Leuten ist geradezu auffallend; die Formen der Waffen, überhaupt die ganze Art und Weise der Eisenbereitung, wie sie Schweinfurth schildert, paßt auch auf die Fan; eine ganze Reihe Analogieen ließe sich noch aufzählen, so daß wohl in diesem Falle an den intimen Beziehungen dieser verschieden benannten Stämme untereinander nicht mehr gezweifelt werden kann.

Was die politischen Verhältnisse der Fan betrifft, so trennen sich dieselben, soweit ich wenigstens hiervon Kenntniß erlangen konnte, in zwei große Hauptgruppen: die am Ofuë, einem linken Nebenfluß des Ogowe (mündet unter 12° ö. L. v. Greenw.), und am linken Ufer des Ogowe (oberhalb des Okande-Landes) wohnenden, inclusive einiger Familien am rechten Ufer dieses Flusses, bezeichnen sich als Maké-Fan, während die Fan am Gabun (Mpangwe), am

Remboe, Como ꝛc. unter dem Namen Mbele=Fan zusammengefaßt werden. Diese zwei großen Gruppen theilen sich nun wieder in zahlreiche Familien, von denen jede aus mehreren Dörfern zu bestehen pflegt. Jede Familie hat einen Chef; von irgend einem besonders mächtigen und einflußreichen Häuptling oder König, wie es z. B. König Munsa bei den Monbuttu war, oder wie es der Muata Yamvo noch heute ist, konnte ich nirgends etwas erfahren. Das ganze große Volk ist in staatlicher Auflösung begriffen, jedenfalls infolge der Wanderungen, die seit Jahrzehnten andauern und eine seßhafte Regierung nicht aufkommen lassen. Aber die Kriege der Fan erstrecken sich nicht bloß auf die umwohnenden Negervölker, auch die verschiedenen Fan=Familien leben in beständiger Feindschaft unter sich, und blutige Fehden, oft um der geringsten Kleinigkeiten willen, gehören zur Tagesordnung. Freilich sind es nicht Schlachten in unserem Sinne, die diese Leute ausführen; der Krieg besteht zunächst nur darin, daß eine Familie der anderen melden läßt, aus dem und dem Grunde wäre von heute an Feindschaft zwischen beiden Theilen und jetzt kommt es nur darauf an, daß jede Partei einzelne Personen der Gegner, die sich der Jagd wegen oder aus irgend einem anderen Anlaß entfernt von ihrem Wohnsitz im Walde aufhalten, abzufangen und zu tödten sucht. Aeußerst selten kommt es vor, daß zwei größere Trupps Neger sich einander gegenüberstehen und kämpfen, und wenn es geschieht, so hat der Kampf ein Ende, sobald eine oder mehrere Personen kampfunfähig gemacht worden sind. Die geschädigte Partei flüchtet dann eiligst in ihre Wälder und befestigten Ortschaften, um eine Gelegenheit zur Revanche abzuwarten.

Wie bereits bemerkt, sind die Fan in ununterbrochener Bewegung; es drängt sich dieses Volk aus dem Osten immer weiter westwärts ziehend zwischen die seßhafte Bevölkerung der Flüsse Ogowe, Gabun, Munda, Muni ꝛc. ein. Das Gerücht von einem großen Wasser, von den vielen weißen Männern, welche europäische Waaren, besonders Pulver und Gewehre, bringen, ist bereits tief in das Innere eingedrungen, und um mit den Europäern selbst zu verkehren und die ersehnten Güter nicht erst auf großen Umwegen zu bekommen, rücken die Fan unwiderstehlich weiter und ihre Vorposten

haben bereits das Meer erreicht, so daß sich im Laufe der nächsten Decennien Veränderungen in den Bevölkerungsverhältnissen dieses Theiles von West-Afrika ergeben werden, deren Bedeutung heute noch schwer zu ermessen ist. Ueberall aber, wo Fan auftreten, drängen sie gewaltsam die anderen Neger zurück, die bei ihrer Schwäche, Feigheit und Zerfahrenheit nicht im Stande sind, einen energischen Widerstand entgegen zu bringen. Ist nun die Furcht der seßhaften Negerbevölkerung vor den Fan schon an und für sich sehr groß, so hatte dieselbe während meines Aufenthaltes in diesem Theile West-Afrikas, also zwischen den Jahren 1874 bis 1877 ihren Höhepunkt erreicht durch ein in seinen Folgen für mich recht unangenehmes Ereigniß.

Im Jahre 1873 bereisten Marquis Compiègne*) und Mr. Marche den Ogowe; bei dem Versuch, vom Okande-Land aus weiter vorzudringen, wurden sie, oder richtiger ihre Okande-Begleitung von den in der Nähe des Flusses Ivindo wohnenden Fan angegriffen, und bei dem nun folgenden Gefechte sind zahlreiche der letzteren getödtet worden. Die französische Expedition aber erreichte damit ihren Abschluß, denn die feigen und erschrockenen Okande eilten in wilder Flucht ihrem Heimathlande zu. Die Fan nun können den Tod von einzelnen ihrer Landsleute nicht vergessen, der Haß gegen die Okande ist unvermindert, und auch die Reisenden müssen darunter leiden. Man versicherte mich von allen Seiten her auf das Bestimmteste, daß, wenn ich vom Okande-Land aus weiter reisen wollte, ich gewiß angegriffen werden würde, und so kam es, daß ich trotz monatelangen Wartens und Versprechungen aller Art die Okande nicht bestimmen konnte, mir Leute zur Reise zu stellen.

Ich bin nun weit entfernt, das Vorgehen des Marquis Compiègne zu tadeln; er ist angegriffen worden und mußte sich vertheidigen. Ich mußte späterhin an derselben Stelle auch einen Angriff bestehen, und war schließlich auch genöthigt, dazwischen zu schießen, obgleich ich wußte, daß hinter mir eine neue französische

*) Es ist derselbe Marquis Compiègne, der im Jahre 1877 in Cairo an den in einem Duell erhaltenen Wunden gestorben ist.

Expedition zu operiren angefangen hatte. Dagegen ist von englischer Seite viel auf Marquis Compiègne geschimpft worden und unter Anderem hat man ihm den Vorwurf gemacht, er habe mir den Weg verdorben. Mir war lange Zeit von diesem Plaidoyer zu meinem Gunsten durchaus nichts bekannt; ich würde auch etwas Derartiges nicht geschrieben haben, denn bei einer Reise in solchen Ländern und unter solchen Menschen ist sich Jeder selbst der Nächste. Hiemit will ich, nebenbei bemerkt, das Vorgehen Stanley's des „Streitbaren“ durchaus nicht entschuldigen.

Mein Rencontre mit den Fan war, wenn es auch schließlich für mich günstig ausfiel und keine großen Dimensionen annahm, doch recht unangenehm; zum besseren Verständniß des Ganzen will ich Folgendes vorausschicken:

Das Okande-Gebiet, ungefähr 70 deutsche Meilen im Innern, befindet sich am linken Ufer des Ogowe, und reicht nach Osten zu bis zum Ofuë, einem linken Nebenfluß des ersteren. Die Fan bewohnen das rechte Ufer des gerade dort sehr mächtigen Ogowe-Stromes, von dem erwähnten Ofuë an aber ziehen sie sich auch auf die linke Seite herüber. Will man also vom Okande-Land aus die weiter östlich wohnenden Stämme besuchen (und es ist dort kaum anders möglich, als auf den natürlichen Verkehrswegen, den Flüssen, zu reisen), so muß man durch das feindliche Fan-Gebiet hindurch, und zwar braucht man bei den ungünstigen Wasserverhältnissen wenigstens 8—10 Tage, ehe man wieder auf andere, friedlichere Stämme stößt. Die Okande-Leute hatten im Jahre 1873 mit Marquis Compiègne durchzudringen versucht, waren aber mit großen Verlusten zurückgetrieben worden, und die Furcht vor den Fan war noch so groß, daß ich eben auf ihre Hilfe nicht rechnen konnte. Da ich aber fest entschlossen war, unter allen Umständen weiter zu kommen als meine Vorgänger, so unternahm ich schließlich Etwas, was den Okande-Männern unglaublich schien: ich ging, nur von einem entschlossenen Diener begleitet, allein in das feindliche Fan-Gebiet, blieb daselbst einige Tage, und machte mir durch Geschenke und Versprechungen einen einflußreichen Fan-Chef zum Freund, der mir versprach, einige vierzig Träger für mein Gepäck zu stellen und mich mit Umgehung der am meisten gegen mich aufgebrachten

Dörfer und Familien, durch den dichtesten Urwald bis zur Grenze des Fan-Gebietes zu dem friedlicheren Volk der Osaka zu begleiten.

Die Okande, als sie dieß erfuhren, waren über mein Beginnen außer sich, und sie wollten ihren Augen nicht trauen, als eines schönen Tages einige fünfzig Mann Fan, alle wohlbewaffnet, mit großem Pomp in mein Lager einzogen. Der Häuptling dieser Truppe, Namens Mbia, der einzige anständige Negerfürst, der mir überhaupt vorgekommen ist, hat sein Versprechen ehrlich gehalten. Wir sind länger als vierzehn Tage im dichtesten, unwegsamen Urwalde herumgezogen, wo ich bald alle Orientirung verlor; alle feindlichen Dörfer wurden geschickt vermieden, seine Leute trugen willig mein umfangreiches Gepäck, und ohne daß das Geringste verloren oder gestohlen worden wäre, erreichten wir die Grenze des Fan-Gebietes beim Flusse Lolo. Es war allerdings ein furchtbarer Marsch und ich kam aufs Aeußerste erschöpft bei den Osaka an, aber diesem Manne allein verdanke ich es, daß ich weiter in das Innere eingedrungen bin, als irgend Jemand vor mir, und eine ganze Reihe Völker kennen lernte, die bisher nicht einmal den Namen nach bekannt waren. Als Gegenstück zu dem Benehmen der wilden Fan will ich nur erwähnen, daß auf einem kleinen Landmarsch von nur drei Stunden, als ich mein Lager von einem Platz auf einen anderen verlegen wollte, im Okande-Land und mit Okande-Trägern, also mit Leuten, die sich immer mit ihrer Freundschaft und Ergebenheit für mich brüsteten, mir auf die unverschämteste Weise eine große Anzahl Sachen gestohlen wurden, von denen ich nur unter Anwendung von Gewalt später einen Theil wieder bekommen habe. Nachdem ich einmal mit den Fan zu verkehren angefangen hatte, zog ich diese Leute allen Anderen vor; sie sind wilde und grausame Bursche, aber auch tapferer als alle anderen Negerstämme zusammen, und haben infolge dessen auch einen besseren Charakter.

Mit reichlichen Geschenken versehen (worunter ein alter französischer Artilleriemantel und ein glänzender Pompierhelm die Hauptrolle spielten) entließ ich meinen Freund Mbia und reiste allein weiter. Ein halbes Jahr später berührte ich auf der Rückreise wieder den Punkt, bis zu welchem er mich begleitet hatte, und da er natürlich schon lange zurückgekehrt war, so mußte ich jetzt allein

durch die mir feindlich gesinnten Fan-Stämme reisen. Ich besaß nur noch ein, allerdings sehr großes (gegen 70 Fuß langes) Canoe, vier von meinen Dienern waren noch übrig, und ein Dutzend feiger unbewaffneter Aduma-Männer hatte ich mit großer Mühe als Ruderer erhalten.

Mit diesen wenigen Menschen mußte ich also die Reise durch das Fan-Gebiet bis hinab zum Okande-Land antreten. Den bei der Herreise benützten, so überaus mühsamen Weg durch den Wald konnte ich ohne mächtige Fan-Begleitung unmöglich einschlagen; es blieb mir nur die Flußfahrt und da es flußabwärts ging und der Ogowe eine sehr starke Strömung besitzt, so hoffte ich schnell das gefährliche Gebiet passiren zu können. Freilich kostete es unendliche Mühe, meine Ruderer aus dem Aduma-Land dazu zu bewegen, und ich mußte dieselben Tag und Nacht von meinen wohlbewaffneten Dienern bewachen lassen, damit sie mir nicht entflohen.

Die ersten vier Tage ging die Reise ganz glatt von Statten; wir passirten nur wenige Fan-Dörfer und an einigen Orten war man uns sogar freundlich gesinnt und brachte uns Lebensmittel zum Verkauf: Bananen und Maniok, Hühner und Ziegen rc.

Am nächsten Tage jedoch änderte sich die Sachlage plötzlich. Wir hatten ungefähr die Hälfte der Reise hinter uns, als mein Canoe gegen Abend mit großer Heftigkeit auf einen Felsen im Fluß auflief und festsaß. Die zahlreichen mitten im Fluß isolirt stehengebliebenen Schieferfelsen verursachen starke Strömungen und Katarakte, selbst kleine Wasserfälle, während die unter dem Wasserspiegel verborgenen Felspartieen äußerst heftige Strudel und Wirbel erzeugen, so daß es trotz der größten Aufmerksamkeit seitens der Ruderer doch oft genug vorkommt, daß die Canoes auf die Felsen getrieben werden.

Mein Canoe war also mit aller Heftigkeit auf einen solchen unter dem Wasser befindlichen Felsen aufgelaufen, und während meine Leute beschäftigt waren, dasselbe wieder flott zu machen, kamen zahlreiche Fan aus den umliegenden Ortschaften herbei, um sich unsere Verlegenheit zu Nutze zu machen. Wir bemerkten natürlich sofort, daß sie feindliche Absichten hätten; ich ging mit einem Dolmetsch möglichst nahe zu ihnen und redete sie in beruhigender Weise

an, aber sie antworteten mit einigen Schüssen. Bald kamen sie immer näher, das Feuern nahm größere Dimensionen an, hinter allen Felswänden waren Fan verborgen, und die Eisen- und Messingstücke, sowie kleine Steine, womit sie ihre schlechten Steinschloßgewehre luden, schlugen bereits dicht vor meinen Füßen nieder in das Wasser und die Canoewände, so daß ich meinen Leuten das Signal zum Feuern geben mußte. Wir hatten im Ganzen nur fünf Gewehre und großen Mangel an Patronen; meine unbewaffneten, überaus feigen Aduma-Ruderer hatten sich längst hinter Felswänden verborgen, und ich war mit meinen vier letzten treugebliebenen schwarzen Dienern, die ich von der Meeresküste her mitgenommen hatte, allein. Unser Feuern war denn auch bald von Erfolg und die Fan zogen sich, die Superiorität unserer Hinterlader anerkennend, bald zurück.

Unterdessen war es dunkel geworden, und wir konnten der heftigen Strömung wegen nicht weiterfahren, da wir ohne Zweifel Schiffbruch erlitten haben würden. Es mußte also die Nacht im Angesicht der feindlichen Dörfer, hinter Felsen versteckt, zugebracht werden. Wir zündeten mächtige Feuer an, zogen das Canoe an das Land und durchwachten auf diese Weise eine Nacht, die ich mein Lebtag nicht vergessen werde. Ich vertheilte meine paar Leute an verschiedene Punkte der kleinen Felseninsel, auf der wir uns befanden, und diesen selbst war ihr Leben viel zu lieb, als daß ich nöthig gehabt hätte, sie zur Wachsamkeit zu ermahnen.

Die uns gegenüberliegenden Fan-Dörfer waren natürlich auch in voller Aufregung, wir hörten die ganze Nacht hindurch deutlich die Kriegsgesänge der Männer und die Klagelieder der Weiber um die paar Verwundeten; aber einen neuen Angriff wagten sie doch nicht. Wohl aber sahen wir deutlich einen großen Trupp dieser Leute mit Fackeln weiter flußabwärts gehen, an eine schmälere Stelle des Stromes, woselbst sie uns am anderen Tage bei unserer Vorüberfahrt abfangen wollten.

Noch etwas Anderes beunruhigte uns sehr. Bisher hatten nur einige am rechten Ufer des Ogowe-Flusses gelegene Dörfer uns angegriffen; plötzlich hörten wir auch Fan am linken Ufer, also in unserem Rücken auftauchen, deren Dörfer weiter waldeinwärts lagen

und die durch das Schießen herbeigelockt waren; indeß verhielten sich dieselben doch ruhig.

Am nächsten Morgen rückte die ganze Fan-Gesellschaft wieder an, der Chef derselben stellte sich auf einen Felsen und forderte uns in einer längeren Rede auf, in sein Dorf zu kommen; er wolle die Feindseligkeiten einstellen und das Schießen von gestern Abend beruhe auf einem Mißverständniß! Natürlich merkten wir nur zu deutlich die Absicht und wurden nur noch verstimmter als wir ohnehin waren; denn es war auf eine Plünderung meines Canoes und die Gefangennahme meiner Begleitung abgesehen. Ich hielt also die Kerle durch allerhand Redensarten eine Zeitlang hin, ließ unterdeß mein Canoe in Ordnung bringen, und plötzlich fuhren wir, von der heftigen Strömung unterstützt, mit großer Schnelligkeit ab; meine feigen Aduma-Ruderer brauchte ich nicht erst zur Arbeit anzuspornen. Die verblüfften und erbosten Fan schickten uns noch einige Schüsse nach, die uns aber nicht mehr erreichten. Wohl aber bemerkten wir an der während der Nacht besetzten Flußenge einen Trupp Fan, wir paßten aber scharf auf, schossen öfters in den Wald und passirten so ohne weiteren Unfall auch diese Klippe.

Die ganze Affaire war mir deshalb so unangenehm, weil sie am Schlusse meiner Reise stattfand und ich in meinem Canoe sämmtliche Tagebücher 2c. von fast dreijährigen Reisen in diesem Gebiete mit mir führte. Wäre mir der Unfall im Anfange der Reise passirt, so hätte mir viel weniger daran gelegen; ich hätte gesehen, daß es an dieser Stelle nicht weiter geht und wäre umgekehrt; so aber hatte ich mit unsäglichen Mühseligkeiten etwas erreicht und war in der Gefahr, schon so nahe der Heimkehr, die ganzen Resultate zu verlieren. Dieser Gedanke war mir schrecklich und versetzte mich während dieser verhängnißvollen Nacht in begreifliche Aufregung.

Die nächsten zwei Tage vergingen ohne Störung, bis wir an einen großen, die ganze Breite des Stromes einnehmenden Wasserfall, der den Namen Oboö führt, kamen, den zu passiren ungemein schwierig war. Dicht dabei befanden sich auch einige Fan-Dörfer, deren Bewohner aber, der Familie der Bintschimili angehörig, uns freundlich gesinnt waren; ich vertheilte möglichst viele Geschenke, und so halfen uns diese Leute sogar das große und schwere Canoe, sowie

das ganze Gepäck am Ufer hin weiterschaffen, über den Fall hinaus, was nach anderthalbtägiger Arbeit auch ohne weitere Störung vor sich ging.

Nachdem wir nun auch dieses Hinderniß überwunden hatten, ging die Fahrt bis zum Okande-Land ohne weiteren Unfall von Statten. Meine Begleitung begrüßte mit aufrichtiger Freude die Mündung des Ofuë, wo sich die ersten Okande-Dörfer zeigten, und ich muß schon gestehen, mir war es auch recht, nach dieser abenteuerlichen Reise wieder einige Zeit Ruhe und relative Sicherheit zu finden.

Aber hiermit sollten meine Abenteuer mit diesem Volk noch nicht abschließen. Ich war durch die Strapazen der Reise so angegriffen worden, daß eine schleunige Rückkehr nach der Meeresküste unbedingt geboten war und so begann ich denn auch sofort die Einleitungen dazu zu treffen. Während es aber noch ein halbes Jahr früher verhältnißmäßig leicht gewesen wäre, Okande-Leute als Ruderer zu bekommen bis hinab zu den Ininga, wurden mir jetzt die größten Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Die Gründe waren mir übrigens klar: seit Jahren hatten die Okande von den Okota und Apinschi, wie auch von den Galloa und Ininga Waaren bekommen als Vorschuß auf Lieferungen von Sclaven. Im Okande-Land aber gab es keine schwarze Waare auf Lager und man war genöthigt, die eine Zeit lang unterbrochenen Beziehungen mit den Aduma und Oschebo wieder aufzunehmen. Immer aber fürchteten sich die Okande dahin zu reisen, der dazwischen wohnenden Fan wegen, obwohl sie wiederholt die Vorbereitungen zur Reise getroffen hatten. Schließlich wurden die Okota und Ininga unwillig; sie verlangten ihre Waaren zurück oder die zugesicherten Sclaven, und es traten ernste Störungen ein in den früher guten Beziehungen dieser verschiedenen Stämme. Es war nun leicht erklärlich, warum die Okande sich weigerten flußabwärts zu gehen; sie fürchteten einfach abgefangen und als Geißeln behalten zu werden, bis ihre Landsleute den eingegangenen Verpflichtungen nachgekommen waren. Nur nach langen Unterhandlungen und guter Bezahlung gelang es mir zwölf Burschen aufzutreiben, die mich bis zum Okota-Land begleiten wollten, also wenigstens durch das gefährlichste, ohne des Wassers kundige Leute

überhaupt nicht zu passirende Stromschnellengebiet des Ogowe. Viel Leute brauchte ich ja nicht; mein ganzes, sehr geringes Gepäck und der Rest der Sammlungen gingen ziemlich bequem in ein großes Canoe; ich hatte noch sechs Diener von Gabun, die auch mit rudern mußten, und so konnte ich die Reise schon wagen. Aber die Schwierigkeiten fingen sehr bald an. Wir hatten kaum die ersten Apinschi-Dörfer erreicht, als mir eines Nachts die sämmtlichen Okande-Leute davon liefen, und zwar aus folgendem Grunde. Sie hatten durch die Apinschi erfahren, daß Tags zuvor zwei in einem kleinen Canoe reisende Galloa-Männer von einigen am rechten Ufer des Flusses wohnenden Fan getödtet worden seien; die Okande fürchteten nun ein ähnliches Schicksal und wollten nicht weiter. Ich erfuhr übrigens, daß sie sich in einem benachbarten Apinschi-Dorf verborgen hielten, ging sofort hin und brachte sie durch Versprechungen und Drohungen endlich so weit, mit mir weiter zu reisen. Ich wäre in großer Verlegenheit gewesen, denn die Apinschi zeigten sich durchaus nicht bereit, mir Leute zur Verfügung zu stellen, gleichfalls aus Furcht vor den Fan, und mit meinen paar Dienern hätte ich die äußerst schlimmen Stromschnellen, besonders am Berge Otombi, unmöglich passiren können.

Nach Ueberwindung dieses Hindernisses ging es denn am anderen Tage vorsichtig weiter; ich und meine Diener mußten beständig die Gewehre bereit halten, denn es war gar nicht unmöglich, daß sich noch mehr Fan in der Nähe versteckt hielten, während die Okande das Boot durch die Katarakte lenkten. Bald erblickten wir dann auch an einem Felsen ein kleines Floß von der Form, wie es die des Canoe-Bauens unkundigen Fan errichten, um die Flüsse zu kreuzen; es war dasselbe Floß, auf welchem einige Fan am Tage vorher die Galloa angegriffen hatten. Meine Okande-Leute zitterten am ganzen Körper, während ich mit den Gabunesen sorgfältig die bewaldeten Ufer inspicirte; indessen ging es ohne Hinderniß ein Stück weiter. Plötzlich aber hörten wir am linken Ufer einen menschlichen Ton; vorsichtig näherten wir uns und erblickten in völlig hilflosem Zustande einen Galloa-Mann mit zahlreichen Schußwunden; derselbe konnte sich nicht weiter bewegen und wäre ohne unser Kommen zweifellos bald gestorben. Wir nahmen ihn mit in

das Boot auf und erfuhren durch ihn, daß er mit einem Landsmann in einem kleinen Canoe zu den Apinschi hätte reisen wollen, sie seien aber von drei Fan angegriffen worden. Sein College sei getödtet und von den Fan mitgenommen worden, um verspeist zu werden, er habe durch Schwimmen das Ufer erreicht, sei aber so von Schüssen verfolgt worden, daß er hier liegen geblieben wäre!

Am Abend dieses Tages erreichten wir noch das kleine, nur aus einigen kleinen Dörfern bestehende Volk der Yalimbongo (zwischen den Apinschi und Okota), wo wir unsern schwer verwundeten Galloa bei einem ihm befreundeten Sclavenhändler zurückließen; was dann aus ihm geworden ist, habe ich nie erfahren.

VI.

Die Abongo,

ein sogenanntes Zwergvolk.

Sechstes Capitel.

Die Abongo, ein sogenanntes Zwergvolk.

Nachrichten über afrikanische Zwergvölker im Alterthum. — Kimos oder Vazimba auf Madagascar. — Berikomo. — Doko. — Mala-Gilagé. — Akka oder Tikki-Tikki. — Kenkob. — Mimos oder Bakke-Bakke. — Matimbo oder Dongo. — Obongo Duchaillu's. — Mein erstes Zusammentreffen mit den Abongo. — Runde Hütten. — Kleidung. — Schmuck. — Waffen. — Beschäftigung. — Religion. — Tänze. — Polygamie. — Größenverhältnisse der Abongo. — Sclaverei. — Sprache der Abongo. — Verbreitung.

Zu allen Zeiten und bei allen Völkern sind unnatürliche und monströse Menschenformen, besonders aber die sogenannten Zwerge, ein Lieblingsthema für Volkspoesie, für Mährchen und Sagen aller Art gewesen und die Mythologien und Nationalepen der verschiedensten Nationen leisten ja bekanntlich das Unglaublichste. So finden wir denn auch schon bei den alten Griechen die Sage von den Pygmäen, kleinen, nur zwei bis drei Spannen hohen Menschen, die tief im Innern Afrikas, da wo der Nil entspringt, wohnen, und die mit den jedes Jahr regelmäßig in großen Schaaren von Norden heranziehenden Kranichen schwere Kämpfe zu bestehen hatten.

Freilich verweist schon der alte kritische Geograph Strabo diesen in der Homerischen Iliade geschilderten Kampf der Pygmäen mit den Kranichen in das Gebiet der Sage; er begreift und verzeiht es, wenn Dichter wie Homer und Hesiod etwas Derartiges erzählen, aber ein nüchterner Schriftsteller dürfe es nicht glauben. Ueberhaupt verhält sich Strabo gegenüber den Mittheilungen der Reisenden aus jener Zeit, die allerdings häufig in Erdichtung von menschlichen Monstrositäten ihrer Phantasie den freiesten Lauf ließen, sehr

zurückhaltend und erklärt einmal ebenso deutlich als grob: „Alle Diejenigen, die über Indien geschrieben haben, sind Lügner."

Aristoteles und nach ihm Plinius glauben an die Existenz einer zwerghaften Menschenrasse, ob auf Grund der Homerischen Pygmäensage allein oder auf andere, bestimmtere Nachrichten hin, ist nicht auszumachen. Bei Aristoteles z. B. findet sich folgende Stelle: „Die Kraniche ziehen aus den skythischen Ebenen in die oberhalb Aegyptens liegenden Sümpfe, von wo der Nil kommt, und daselbst sollen sie nach der Sage Pygmäen bekriegen. Es ist nämlich keine Fabel, sondern es gibt in Wirklichkeit daselbst einen Schlag kleiner Menschen und Pferde, welche Höhlenbewohner sind."

Viel bestimmter und ohne alle mythologische Ausschmückung berichtet Herodot über eine kleinere Menschenrasse in Inner-Afrika. Bei ihm findet sich die bekannte Erzählung einer großen abenteuerlichen Reise, welche einige Männer vom Stamme der Nasamonen an der großen Syrte in Nordafrika nach Süden durch die libysche Wüste unternahmen. Jenseits derselben fanden sie Leute nicht einmal von mittlerer Größe, die an einem großen krokodilreichen, von West nach Ost fließenden Strome wohnen. Es sind in diesem Bericht die Worte „nicht einmal von mittlerer Größe" sehr wohl zu bemerken, eine Beschränkung und Mäßigung des Ausdrucks in der Schilderung dieser in Wahrheit existirenden Völker, die sich neuere Reisende und Schriftsteller nicht immer auferlegt haben.

Das Mittelalter trug Nichts bei zur Kenntniß der afrikanischen Zwergvölker und erst im Jahre 1661 finden wir eine Angabe von kleinen Menschen auf Madagascar, die von dem damaligen französischen Gouverneur dieser Insel, Etienne de Flacourt, herrührt. Derselbe gibt eine Schilderung von diesem Volke, das den Namen Kimos führen soll. Nach anderen Nachrichten, besonders von französischen Missionären, existirt auf dieser großen Insel das Zwergvolk der Vazimba, die wahrscheinlich mit dem identisch sind, was man früher Kimos nannte.

Aus den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts stammen die Nachrichten über das Zwergvolk der Berikomo, die nördlich von dem großen Schneeberg Kenia wohnen sollen, und im Jahre 1840 berichtete der Missionär Dr. Krapf über die Doko am oberen Djubflusse, süd-

lich vom Lande Kaffa; weiter im Innern aber, südlich von Bagirmi, spricht man von den Mala-Gigalé, den geschwänzten Menschen.

Alle diese Nachrichten aber sind nur unbestimmt; keiner der Berichterstatter hatte die geschilderten Menschen gesehen, sondern nur durch Erkundigungen bei weit aus dem Innern stammenden Sclaven etwas erfahren; mit auf solche Weise erhaltenen Nachrichten kann man nicht vorsichtig genug sein. Andrerseits aber darf man nicht zu weit gehen und die Mittheilungen der Eingebornen völlig ignoriren. Ich habe eine Menge Erkundigungen auf diese Weise eingezogen, die sich später zum großen Theil bestätigt haben; bei längerem Verkehr mit den Eingebornen lernt man allmählig ziemlich gut unterscheiden, was an den Erzählungen Wahres ist und was, wie es gewöhnlich geschieht, in tendenziöser Weise entstellt wird. Freilich wurden die erhaltenen Mittheilungen über die Zwergvölker im Innern nicht selten in der ungeheuerlichsten Weise entstellt und ausgeschmückt, so daß sie alle Glaubwürdigkeit in Europa verloren. Die ganze Frage der Zwergvölker wurde lange Zeit bei uns in das Gebiet der Fabel und Absurditäten geworfen, weil der Kern von Wahrheit, der in allen den eingezogenen Erkundigungen steckt durch absichtliche oder unabsichtliche Uebertreibungen und Hinzufügen von unglaublichen Monstrositäten verdeckt worden war.

Die ersten sicheren Daten über sogenannte Zwergvölker in Ostafrika, auf Grund von Messungen und einer nüchternen kritischen Beobachtung, verdanken wir Schweinfurth. Derselbe fand am Hofe des Monbuttu-Königs Munsa einige Individuen des Volkes der Akka oder Tikki-Tikki, und erfuhr, daß deren Wohnsitze südlich vom Monbuttu-Land sich befinden. Dieses kleine Jägervolk wird von allen umwohnenden Stämmen wegen seiner Harmlosigkeit und Schwäche geduldet, und König Munsa hielt sich sogar einige Exemplare derselben als Schaustücke an seinem Hofe. Auch Marno traf auf seiner letzten Reise mit dem englischen Capitän Long mehrfach diese Akka und seine Schilderungen stimmen im Allgemeinen ganz mit denjenigen Schweinfurth's überein.

Auch von Westafrika besitzen wir schon verschiedene Nachrichten über Zwergvölker. Der Missionär Rev. Kölle, welcher längere Zeit in Sierra Leone lebte und von da aus Touren in das

Innere unternahm, erfuhr von einem Lande Namens Lufum, südlich von Bagirmi, in welchem kleine Negerstämme wohnen sollen, die mit dem Namen Kenkob und Bezsan bezeichnet werden.

An der Loango-Küste spricht man von kleinen Leuten, die sehr gute Elephantenjäger sind und welche Mimos oder Bakke-Bakke genannt werden, und nördlich davon am oberen Settefluß sollen die Matimbo oder Dongo wohnen, die gleichfalls zu den Zwergvölkern gerechnet werden. Nach dem, was man jetzt von den Akka und den gleich zu erwähnenden Abongo weiß, ist es kaum zweifelhaft, daß alle die genannten kleinen Volksstämme wirklich existiren, nur sind die näheren Details darüber bis jetzt außerordentlich mangelhaft und unsicher.

Etwas ausführlichere Nachrichten über die westafrikanischen Zwergvölker haben wir erst seit der Entdeckung der Abongo (oder Obongo) durch den bekannten Gorillajäger Duchaillu. Bekanntlich ist dieser Reisende aufs Heftigste angegriffen und ihm eine schwindelhafte Darstellung seiner Reisen vorgeworfen worden, ja gewisse in seinem Reisewerke beschriebene Touren soll er gar nicht unternommen haben. Ich habe nun vielfach Gelegenheit gehabt, die Spuren dieses Reisenden zu finden und habe gesehen, daß seine Schilderungen von Land und Leuten im Allgemeinen vollständig der Wahrheit entsprechen; ich habe noch eine Menge Neger gesprochen, die sich sehr wohl auf „Paul" erinnern konnten und mit ihm gereist waren. Am meisten hat sich Duchaillu geschadet durch eine Reihe seinen Büchern beigegebener, nur auf Effekt berechneter und ganz falsche Vorstellungen erweckender Abbildungen, und das ist vielleicht weniger seine Schuld, als die seines Verlegers, in dessen Interesse natürlich möglichst drastische Bilder liegen. Ich habe Bilder von Obongo-dwarfs von ihm gesehen, die allerdings lächerlich sind, und solche Sachen haben dann beigetragen, die Glaubwürdigkeit des Reisenden zu bezweifeln. Ich muß schon gestehen, daß ich in Duchaillu's Schilderung der Obongo-dwarfs im Aschiraland vollkommen meine Abongo im Okandeland wieder erkannte.

Zum ersten Male traf ich mit Abongoleuten zusammen auf einer Fahrt nach dem Okandeland, die ich mit dem damaligen Beherrscher des Ogowestromes, dem alten blinden Inningakönig Renoki

unternahm. Wir hatten das Gebiet der Apinschi, eines kleinen, mitten in der Region der Stromschnellen gelegenen Negerreiches, erreicht, als uns ein Chef dieses Volkes aufmerksam machte, daß sich in der Nähe seit einiger Zeit eine Abongoniederlassung befände. Natürlich begab ich mich sogleich an Ort und Stelle, und fand denn auch mitten im Wald eine kleine Lichtung, woselbst diese Leute einige elende Hütten und Schutzdächer errichtet hatten. Der Ort lag völlig versteckt und war vom Fluß aus nicht zu beobachten; nirgends war die Spur eines dahin führenden Pfades zu entdecken und erst einige im Wald herumstreifende Apinschijäger waren zufällig auf diese kleine Ansiedlung gestoßen. Es befand sich in der Nähe ein kleiner, fischreicher Bach, der dem Ogowe zufließt, und die Abongo beabsichtigten sich hier einige Zeit des Fischfangs wegen aufzuhalten. Es ist dieß eine unter allen Negern ziemlich allgemein verbreitete Sitte, daß oft ganze Dörfer während der trocknen Jahreszeit auswandern, und zum Zweck der Jagd und des Fischens sich an einem passenden Platze für mehrere Monate ansiedeln, die gewonnene Beute an Ort und Stelle trocknen und räuchern, um damit einen Tauschhandel mit anderen, weniger der Jagd obliegenden Stämmen zu treiben gegen Palmöl, Töpferwaaren, Messer u. A. m.

In dieser Abongoniederlassung beobachtete ich das erste Mal den Rundbau der Hütten; bei allen anderen von mir besuchten Negerstämmen errichtet man nur viereckige Häuser, und es scheint, daß diese Art zu bauen in directem Zusammenhang steht mit der geographischen Verbreitung einer Palmenart, Raphia vinifera, deren bis zu dreißig Fuß langen Blattstiele (an der Küste oft fälschlich Bambu genannt) ein ganz vortreffliches Material zu den leichten, aber doch den heftigsten Tornados und den gewaltigen tropischen Regengüssen trotzenden Hütten der Eingebornen abgeben. Auch Schweinfurth erzählt von diesem so vortrefflichen Baumaterial bei Schilderung der großen Prachthallen des Königs Munsa, und kennt, außer vielleicht Fischbein, kein europäisches Material, was nach allen Richtungen hin so zweckentsprechend zu verwenden wäre.

Bei den Abongo also fielen mir die dürftigen runden Hütten auf, die höchstens vier Fuß hoch, nur aus einer Anzahl dünner, quer übereinander gebogener, mit beiden Enden in die Erde gesteckter

Stangen bestanden, und dieses so entstandene halbkugelförmige Gerüst wurde in sehr geschickter Weise mit Baumblättern überdeckt. Eine kleine Oeffnung, so klein, daß man sich auf die Erde legen mußte, diente als Eingang; im Innern aber war außer dem unvermeidlichen Feuer fast Nichts zu finden, höchstens eine Art Schlafstelle von Blättern. Nicht einmal alle Mitglieder der Familie wohnten in solchen Hütten, Manche lagen nur unter einfachen Schutzdächern aus Baumblättern, die eben genügten, um nicht ganz unter freiem Himmel zu schlafen.

Ich fand eine Familie von einigen zwanzig Abongoleuten vor, Männer, Weiber und Kinder, die bereits eine Menge getrocknetes Fleisch und Fische aufgehäuft hatten, um es gelegentlich an die für die Jagd zu faulen Apinschi und Okande zu verkaufen. Ihre Kleidung war ungemein einfach; Einige trugen ein kleines Stück Mattenzeug, Andere nur einen aus breitgeschlagener Baumrinde verfertigten Schurz, ähnlich dem der Fan, Mädchen und Knaben in schon recht erwachsenem Zustande gingen völlig nackt.

Unser plötzliches Erscheinen hatte zwar einige Verwirrung unter die Leute gebracht, und Einige waren sogar entflohen, aber die Stumpfsinnigkeit und Gleichgiltigkeit überwog doch die Furcht. Wie oft ist es mir passirt, daß, wenn die Bewohner eines Dorfes von meinem Anrücken Kunde erhielten, die ganze Gesellschaft in den Wald floh und ich nur leere Häuser fand; auch von den Abongo hatte ich das erwartet, aber diese blieben im Allgemeinen unberührt von der ihnen neuen Erscheinung.

Während sich die übrigen Negervölker sehr gern zu schmücken pflegen, zu welchem Zwecke man Glasperlen, Messing- und Kupferdraht und ähnliche Dinge verwendet, zeigten die Abongo eine ziemliche Gleichgiltigkeit gegen diese Dinge, und mein sonst so bewundertes Waarenmagazin und überhaupt die verschiedenen Utensilien des Europäers erregten durchaus nicht die Neugierde und Habsucht, wie es gewöhnlich der Fall war. Nur als die Abongo Salz sahen, wurden sie lebhafter und baten dringend um ein kleines Geschenk. Die Gier nach Salz ist in diesem Theile Westafrikas ganz ungemein groß und mit Salz kann man Alles erreichen. Es bildet denn auch dasselbe ein außerordentlich wichtiges Tauschobject in dem Han-

delsverkehr mit den Eingebornen und jährlich werden viele Schiffsladungen voll nach Westafrika geführt.

Von Hausgeräthen fand sich bei den Abongo fast nichts, einige roh gearbeitete Kochtöpfe ausgenommen, die sie von den Okande ausgetauscht hatten. Als Waffen benutzen sie in der Regel Speere, sowie Bogen und vergiftete Pfeile, außerdem verstehen sie große weitmaschige Netze zu stricken, mit denen sie ein Stück Wald halbkreisförmig einschließen und das Wild in die so entstandene Oeffnung von der entgegengesetzten Seite treiben, wo es dann mit Speeren erlegt wird Zum Fangen der Fische stellen sie eigenthümlich geflochtene Körbe auf; außerdem aber verwenden sie die Frucht einer Palme, die zerstoßen und aufs Wasser gestreut wird, wovon die Fische betäubt werden und an der Oberfläche des Wassers leicht gefangen werden können. Diese Manier des Fischens ist übrigens sehr verbreitet unter den Negerstämmen dieses Theiles von Westafrika; auch Gabunesen, Akelle, Okande u. A. m. verhelfen sich auf diese bequeme Weise zu großen Quantitäten von Fischen, die getrocknet, geräuchert und längere Zeit aufbewahrt werden.

Die Abongo sind unter all den zahlreichen Negerstämmen im Stromgebiet des Ogowe die gewandtesten Jäger und sie werden deshalb von den übrigen Völkern nicht nur geduldet und in Ruhe gelassen, sondern man sieht es sogar nicht ungern, wenn sich ein Trupp solcher Abongo in der Nähe eines Dorfes ansiedelt. Auch Schweinfurth erwähnt, daß die Akka tüchtige Jäger sind und dasselbe wird von allen den sogenannten Zwergvölkern berichtet, soweit überhaupt verläßliche Nachrichten über diesen Gegenstand vorliegen.

Als echtes Jägervolk verachten die Abongo den Ackerbau, der sich auch bei ihrer unstäten Lebensweise gar nicht hätte entwickeln können; Viehzucht kennen sie ebenso wenig, sie leben eben nur von Dem, was Jagd und Fischfang ergeben. Diese Vorliebe für das Leben in den düsteren, unwegsamen Urwäldern, die sich zu beiden Seiten der großen Flüsse Westafrikas in enormer Ausdehnung vorfinden, ist wohl zurückzuführen auf die Verfolgungen, denen dieses Volk früher durch fremde, aber mächtigere Eindringlinge beständig ausgesetzt gewesen ist.

Irgend welche Spuren von religiösen Anschauungen oder besondere abergläubische Gebräuche und Ceremonieen konnte ich bei den zahlreichen Abongolenten, mit denen ich im Laufe meiner Reise zusammengetroffen bin, zwar nicht wahrnehmen, wohl aber trugen sie die bei dem jeweiligen Volke, zwischen dem sie ihre Hütten aufgeschlagen hatten, gebräuchlichen Amulette, und zeigten damit an, daß sie an die Macht und den schädlichen Einfluß der Oganga, d. i. der Zauberer, Priester, Medizinmänner, Fetischeurs, oder wie immer man das übersetzen will, glauben. Ich erinnere mich, einmal ein Abongodorf im Okandeland besucht, aber völlig leer gefunden zu haben, weil an diesem Tage in einem nahe gelegenen Walde einige Okande-Oganga ihre mysteriösen Versammlungen abhielten, wozu sie nie Uneingeweihte lassen, weil häufig Menschenopfer damit verbunden sind. Die Furcht vor dem schlimmen Einfluß dieser heiligen Gesellschaft hatte die Abongo aus ihren Hütten vertrieben und sie kehrten nicht eher dahin zurück, als bis sie sicher waren, daß die Oganga sich in ihre Dörfer zurückgezogen hatten.

Das „timor fecit deos“ kann man bei diesen Negerstämmen in seinen ersten Anfängen erkennen, denn alle religiösen (wenn man das Wort gebrauchen darf) Gebräuche und Ceremonieen bestehen einfach in den eingebildeten, aber doch fest geglaubten Mitteln, einen unbestimmten, aber jedenfalls mächtigen Kakodämon, der alles Unheil auf Erden anstiftet, zu versöhnen oder unwirksam zu machen.

Schweinfurth erzählt, daß die Akka oder Tikki-Tikki höchst sonderbare Tänze aufführen und daß sich König Munsa sogar eine Anzahl Akka-Tänzer an seinem Hofe hielt, die ihm, wenn er sich einmal amüsiren wollte, Etwas vortanzen mußten. Ganz dasselbe gilt von den Abongo. Bereits bei den Orungu, den Bewohnern von Cap Lopez, berichtete man mir, daß die im Busch lebenden Akoa (so nennt die Ogowe-Bevölkerung die Abongo) höchst sonderbare und lächerliche Tänze aufzuführen wüßten, und Duchaillu erzählt bei Beschreibung seiner Abongo-dwarfs dasselbe. Für Tanz und Gesang sind die Neger überhaupt sehr eingenommen und so findet man denn auch manchmal bei sonst recht rohen Naturvölkern ganz sinnreich construirte Musikinstrumente. Die Abongo haben frei-

lich etwas Derartiges nicht, sie begnügen sich damit, zwei Hölzer an einander zu schlagen, wozu sie Gesänge improvisiren, die in Nichts weiter bestehen, als in stundenlanger Wiederholung einiger den Verhältnissen entsprechender Worte, wie: „Der weiße Mann ist ein guter Mann, er hat den Abongo Salz gegeben“, oder: „Ambuenja ist ein großer Oganga, er kann Alles“, und Aehnliches. So gern die Neger singen, so habe ich doch bei den von mir besuchten Stämmen nirgends Lieder gefunden, die von Generation zu Generation überliefert worden wären; überall bestand der Gesang aus Improvisiren einiger Sätze, die den Umständen entsprachen: ein charakteristisches Merkmal für den ungemein tief stehenden Entwickelungszustand dieser Leute.



Wie bei allen Negervölkern, herrscht natürlich auch bei den Abongo Polygamie, und zwar im verwegensten Sinne des Wortes; man müßte diese Verhältnisse eigentlich mit Pantogamie bezeichnen, denn bei dem abgeschlossenen Leben der Abongo in kleinen Gemeinden, oft nur von 15—20 Personen, dürften Verbindungen der allernächsten Verwandten, von Bruder und Schwester, Vater und Tochter, gar nicht selten sein. Dieß aber ist gewiß mit ein Umstand, vielleicht der wichtigste, der zu der körperlichen Degeneration dieser Leute Veranlassung gegeben hat. Es kommt zwar manchmal vor, daß ein Abongoweib von einem Neger eines anderen Stammes zur Frau genommen wird, aber selten, und daher trifft es sich denn auch, daß man hin und wieder einen Abongo von etwas größeren Dimensionen und vollerem Körperbau findet; dieser ist dann kein Vollblut-Abongo. Auf diese Thatsache macht übrigens auch schon Schweinfurth bei der Schilderung seiner Akka aufmerksam, wie sich denn überhaupt zahlreiche Analoga zwischen Tikki-Tikki und Abongo auffinden lassen.

Die Stellung der Frauen ist, genau genommen, die von Sclavinnen und alle schwere Arbeit wird denselben zugetheilt; bei den Abongo sind sie noch insofern besser gestellt, als bei der Jagdlust derselben die Frauen nicht für Herbeischaffung der Nahrungsmittel zu sorgen haben, während bei den anderen Negerstämmen Weiber und Mädchen die ganze Feldarbeit besorgen müssen, das Pflanzen

der Bananen, Erdnüsse, Yams u. s. w. Diese Gegenstände tauschen die Abongo in der Regel von den Bewohnern ihrer Umgebung aus gegen getrocknetes Fleisch und Fische; andere Bedürfnisse, wie Taback oder geistige Getränke, haben die Abongo nicht, wie sie denn ungemein gleichgiltig und stumpfsinnig sind. Ohne politisches und sociales Leben vegetiren diese Menschen dahin, zufrieden, wenn sie nur jeden Tag soviel zu essen haben, um gesättigt zu sein; die häufigen Veränderungen ihrer Wohnsitze und das ruhelose unstäte Leben sind nur eine Folge der Furcht vor ihren Nachbarn, denen sie zwar recht nützlich sind, die sich aber andererseits gar nicht scheuen, ihre Vorräthe an Sclaven aus den, jeder ernstlichen Gegenwehr unfähigen Abongo zu completiren.

Was nun die Größenverhältnisse der Abongo betrifft, so hat, wie früher bemerkt, Herodot bereits den richtigen Ausdruck gebraucht: „Leute, die nicht einmal die mittlere Größe erreichen". Schwächlicher Körperbau, dünne, ziemlich lange Gliedmaßen, ein stumpfsinniger Gesichtsausdruck, ein unruhiges, scheues Auge, sehr dolichocephaler Schädel mit ziemlich stark prognather Kieferstellung, kleine zierliche Hände und Füße, die Hautfarbe ein ziemlich lichtes Chocoladebraun, aber nicht so stark ins Gelbliche gehend, wie bei den Fan, kurzes wolliges Haupthaar und eine Durchschnittshöhe von 132—142 Centimeter bei ausgewachsenen Männern, bei Frauen bedeutend weniger, — das sind in wenig Worte zusammengefaßt die charakteristischen Merkmale der von mir besuchten Abongo. Ich habe selbst eine ganze Reihe Leute verschiedenen Alters und Geschlechts gemessen, was bei der Furchtsamkeit dieses Völkchens nicht sehr leicht ist. Der kleinste erwachsene Abongo, der mir vorgekommen ist, war der Vorsteher einer kleinen Niederlassung im Okandeland, die sich nur wenig Stunden von meinem, während der Regenzeit errichteten Quartier befand, den ich aber trotz wiederholter Besuche des Abongodorfes nie erwischen konnte, so scheu war er; trotz aller Vorsicht, mit der ich mich den Leuten näherte, war dieser alte Häuptling, der den Namen N'dungule führte, immer mit einigen Stammesgenossen in den Wald entwischt, wo es natürlich ganz vergeblich gewesen wäre, ihn zu suchen. Erst am letzten Tag meines Aufenthaltes im Okandeland überhaupt, als

schon Alles zur Rückkehr an das Meer bereit war, hatte ich das Glück, ihn zu fangen. Meine Canoes waren bereits unterwegs, was er von irgend einem Versteck aus gesehen haben mußte; in der Meinung nun, ich sei gleichfalls im Canoe gewesen und mit abgereist, kehrte er wohlgemuth in seine Niederlassung zurück. Wegen einiger heftiger Stromschnellen aber hatte ich das Canoe verlassen und ging eine größere Strecke durch den Wald, wo ich plötzlich ganz unerwartet meinem vielgesuchten Abongo-Chef begegnete. Er wollte fliehen, wurde aber unter ungeheurem Halloh meiner Diener eingefangen und mir zugeführt, um gemessen zu werden. Er war wenigstens 50 Jahre alt und maß nur 130 Centimeter! Dabei war er durchaus nicht abnorm gebaut, sondern Kopf und Glieder standen in ziemlich gutem Verhältniß, Füße und Hände waren auffallend klein und nett. Ich hätte diesen Abongo gar zu gern behalten und mit nach Europa gebracht, aber ich konnte mein bisher recht gutes Renomé bei den Okande nicht verderben, die natürlich gemeint hätten, ich wollte den Mann als Sclaven mitnehmen und später verkaufen. Ich mußte den am ganzen Körper zitternden armen Burschen nolens volens wieder laufen lassen.

Wenn einzelne Abongo die Höhe von 150—152 Centimeter erreichen, so kann man wohl annehmen, daß sie aus einer Kreuzung von Abongos mit den umwohnenden Negern hervorgegangen sind. Eigentliche Verheirathungen mit Abongofrauen kommen allerdings nicht vor, denn die Okande und andere Stämme halten sich bedeutend besser und die freien Okandeweiber würden eine Abongofrau nicht unter sich dulden.

Die nachstehende Tabelle, welche dem anthropologischen Theile des großen Novara-Werkes entnommen ist (bearbeitet von Dr. Weisbach) gibt eine recht interessante Vergleichung der Maßverhältnisse verschiedener Völker:

	Centimeter.
Patagonier	178—180.
Schwaben, Kaffern, Polynesier	179.

	Centimeter.
Tscherkessen	173.
Engländer	169—171.
Deutsch-Oesterreicher	166—168.
Neger	165—168.
Nordfranzosen	166.
Baiern	164.
Südfranzosen, Chinesen	163.
Australier	162.
Amboinesen, Timoresen	159.
Malayen von Malakka	157.
Andamanen	156.
Akka	150.
Semangs	142—145.
Lappen	138—150.
Abongo	133—152.
Buschmänner	130—137.
Eskimo	130.

Die in dieser Tabelle angegebenen Variationen in den Größenverhältnissen der Abongo sind sehr bedeutend; ich habe nie so bedeutende Zahlen erhalten, gebe aber zu, daß man einzelne Individuen von solchen Dimensionen findet, die dann aber kaum echte Abongo sein dürften.

Die Ursachen der geistigen und körperlichen Verkommenheit der Abongo dürften wohl zunächst in rein äußerlichen Verhältnissen, besonders in der Lebensweise dieser Leute zu suchen sein. Die Abongo bilden keine zusammenhängende Nation mehr, sie wohnen zerstreut mitten zwischen anderen Völkern, die sie ihrer Harmlosigkeit wegen nicht bloß dulden, sondern wegen ihrer Geschicklichkeit in manchen Dingen sogar gern sehen. Es gibt sowohl Abongo bei den Bewohnern von Kamma, als bei den Aschango und Aschira am Rembo Ngunie; ich fand dieselben im Gebiete der verschiedensten seßhaften

Ogowe-Nationen, wie Okande, Okota, Apinschi ꝛc., wie auch zwischen den erst im Laufe der letzten Decennien von Süden her eingewanderten Akelle; nur bei den Fan ist mir nirgends etwas von diesem Zwergvolk vorgekommen, sie erstrecken sich überhaupt nicht in nördlicher Richtung über den Ogowe hinaus, wohl aber weit nach Süden zu in die Congoländer.

Freilich completiren noch oft genug die großen Sclavenhändler ihre Vorräthe an diesem gesuchten Artikel von den Abongo und unter meinen Augen spielte sich einst eine Scene ab, die ich mit dem besten Willen nicht verhindern konnte. Während ich das erwähnte Abongolager im Apinschigebiet besuchte, waren einige Canoes mit Leuten aus den benachbarten Dörfern gekommen, aus Neugierde wie es schien. Als ich dann diesen Ort verließ, hörte ich plötzlich in einem Canoe hinter mir ein furchtbares Schreien; einige Apinschi hatten einen jungen Abongoburschen gepackt, gebunden und in's Canoe geschleppt. Alle meine Einredungen nützten nichts; es hieß, es sei ein entflohener Sclave, den man wieder eingefangen habe, und ich konnte natürlich nicht das Gegentheil beweisen. Ueberhaupt ist es für den Reisenden äußerst mißlich, sich in die internen Angelegenheiten dieser Stämme zu mischen; es wird so schon jeder Europäer mit dem äußersten Mißtrauen angesehen, und wenn er sich dann beikommen ließe, aus ganz begreiflichen philanthropischen Rücksichten sich der Unterdrückten anzunehmen, so kann er sicher sein, daß ihm sein Aufenthalt bald so verleidet wird, daß er die Gegend verlassen muß. Ich ließ demnach die Dinge gehen, bin selbst mit Sclavenhändlern gereist, wenn eben keine andere Chance war, einen wichtigen Punkt zu erreichen, und bin auf diese Weise ganz gut mit den verschiedenen Stämmen ausgekommen.

Es ist demnach begreiflich, wenn die Abongo nicht gern längere Zeit in ein und derselben Niederlassung bleiben, aus Furcht vor der Freundschaft der Nachbarstämme, und in Folge dessen ein unstätes, ruheloses Dasein führen; bald haben sie Ueberfluß an Nahrung, bald irren sie wochen- und monatelang in den Wäldern umher, sich dürftig von Wurzeln, Waldfrüchten ꝛc. ernährend, denn nicht zu allen Jahreszeiten ist die Jagd ergiebig, bis sie endlich ein

abgelegenes Plätzchen gefunden haben, wo sie für einige Zeit ihre primitiven Hütten errichten können. Es sind die wahren Zigeuner unter den Negern. Dazu kommt, daß sie nicht in größeren Gemeinden leben, sondern in zahlreiche kleine Familien, oft kaum fünfzehn Seelen zählend, zersplittert sind, die ohne irgend welche Beziehungen untereinander, völlig isolirt dahin leben; unter diesen Umständen ist es dann erklärlich, wenn Verheirathungen, oder überhaupt Verbindungen der allernächsten Verwandten vorkommen, was sicherlich, wie schon früher hervorgehoben, mit die Hauptursache der physischen Degeneration der Abongos ist.

Die Abongo haben zwar eine eigene Sprache, aber für gewöhnlich bedienen sich dieselben der Sprache desjenigen Volkes, zwischen welchem sie wohnen. Es ist ungemein schwierig, ein Vocabular von wirklichen Abongo-Worten anzulegen; einmal macht Angst und Furcht vor dem Weißen die Leute ganz confus, und dann bringen sie immer die Vocabeln der umwohnenden Völkerschaften im buntesten Gemisch durcheinander. Ich glaube eine Anzahl echter Abongo-Wörter in meinem kleinen Vocabular der verschiedensten Negersprachen erhalten zu haben; dieselben stimmen mit keiner anderen im Stromgebiet des Ogowe verbreiteten Sprache überein, und dürfte es selbst dem kühnsten Etymologen schwer gelingen, da einen Zusammenhang zu finden. Nur einige wenige Worte will ich hier beispielsweise anführen von den im Okandeland wohnenden Abongo:

	Okande-Sprache.	Abongo-Sprache.
Ziege:	taba, cabra ?	empodi. bode ?
Sonne:	omanda,	eipó.
Feuer:	ibó,	esako.
Wald:	n'binschi,	magega.
Banane:	n'okonde,	mjuellele.
Dorf:	n'kala,	ekoti.

Das Capitel der afrikanischen Negersprachen ist überhaupt ein sehr schwieriges. Man findet häufig auf einem Flächenraum von einigen Quadratmeilen drei, vier Negerstämme, jeder oft nur ein

paar hundert Individuen stark, und doch völlig verschiedene Sprachen. Man kann dieß wohl nur aus einer Wanderung und Zerstückelung größerer Negervölker erklären; die isolirten Trupps setzten sich irgendwo fest, vermochten allen von Außen kommenden Anfeindungen gegenüber selbständig zu bleiben und so erhielt sich auch ihre Sprache inmitten einer fremden Bevölkerung.

Es kann demnach gar nicht Wunder nehmen, wenn sich manchmal zwischen räumlich sehr entfernten Negerstämmen auffallende Analogien in Bezug auf Sprache und Sitte finden, während andererseits stellenweise, wie eben im Stromgebiet des Ogowe und wohl auch in dem des Congo, zahllose kleine Völker auftreten, die sich untereinander ziemlich scharf unterscheiden und von denen jedes eine Reihe eigenthümlicher Sitten und Gebräuche, neben der Sprache, sich zu erhalten gewußt hat.

Was nun die Verbreitung der sogenannten Zwergvölker in Afrika betrifft, so scheint es mir sehr wahrscheinlich, daß die Abongo am Ogowe, die Dongo am Settefluß, die Bakke-Bakke an der Loangoküste nur Theile eines ursprünglichen großen Negervolkes sind, das sich auch weiter im Innern, nur unter anderem Namen, wiederfindet; als Kenkob oder Bettan im Lufum-Land, als Mala-Gilagé im Süden von Bagirmi und noch weiter im Osten als Akka, oder als Doko und Berikomo ꝛc., und daß dieses große Volk, welches vielleicht die ursprünglichsten Bewohner, die wahren Autochthonen des äquatorialen Afrika bildete, von zuwandernden Stämmen verdrängt und zersprengt worden ist. In ähnlicher Weise verhalten sich die Buschmänner in Südafrika.

Das, was man Zwergvölker nannte, existirt also wirklich als eine Reihe zerstreut lebender Negerstämme, die physisch und geistig degenerirt, ein unstätes Leben führen; nur sollte man bei diesen Zigeunern unter den Negern vorsichtiger mit dem Worte Zwerg sein, da sich daran Vorstellungen knüpfen, die den thatsächlichen Verhältnissen nicht entsprechen. Wie die oben angeführte Tabelle von den Maßverhältnissen verschiedener Völker zeigt, existiren neben den Abongo und ihren afrikanischen Verwandten noch verschiedene Nationen, deren Durchschnittsgröße sich als ebenso groß, ja noch kleiner herausgestellt hat; mit demselben Recht müßte man dann

nicht nur die Buschmänner Südafrika's, sondern auch die Bewohner des hohen Nordens, die Lappen und Eskimo's, als Zwergvölker bezeichnen. Auffallend hierbei ist gewiß die Thatsache, daß sich diese durch geringere Körpergröße charakterisirenden Völker in Gegenden vorfinden, wo die Temperaturverhältnisse die größten Extreme aufweisen.

VII.

Die Handelsverhältnisse in Westafrika.

Siebentes Capitel.

Die Handelsverhältnisse in Westafrika.

Portugiesische Entdeckungsreisen. — Sclavenhandel. — Reichthum der Wälder an Naturprodukten. — Oelpalme. — Elfenbein. — Gummi. — Ebenholz und Rothholz. — Erdnüsse. — Wachs und Schildkrott. — Produkte nördlich von den Gabungegenden. — Die portugiesischen Provinzen. — Die afrikanische Handelsvereinigung. — Unterstützung der Reisenden durch die Kaufleute. — Postschiffverbindung mit Europa. — Factoreien in Gabun. — Tauschhandel. — Europäische Waaren. — Elfenbeinkauf. — Zölle. — Herrenlose Gebiete. — Schwarze Händler. — Trust-System. — Arbeiterfrage. — Croo-boys. — Factoreien am Ogowe. — Akelle. — Senegalesische Händler. — Fan. — Schlechte Verbindung mit Gabun. — Okandeland. — Schwierigkeiten der Reise dahin. — Okande-Reisende. — Zukunft des Handels von Gabun. — Plantagenwirthschaft.

Die erste Veranlassung zur Entdeckung der afrikanischen Westküste dürfte wohl ein dort vermutheter und gehoffter Reichthum an Gold und Silber und edlen kostbaren Gewürzen gewesen sein. Es gibt keine bestimmten Nachrichten darüber, welcher Nation die kühnen Seefahrer angehörten, die zuerst die Länder an dem Aestuarium von Gabun und an der Ogowemündung gesehen haben; aber wahrscheinlich waren es Portugiesen, die auf ihren glänzenden Entdeckungs- und Eroberungszügen auch jenen äquatorialen Theil Westafrika's berührten. Aber das Land daselbst schien ihnen nicht günstig genug zur Besitzergreifung; sie zogen weiter zu dem großen Congostrome und gründeten im Süden dieses mächtigsten der afrikanischen Flüsse die noch heute bestehenden Colonien Angola und Benguela; sie umschifften das Cap der guten Hoffnung und besetzten die Küste von Mosambique, und wenn es ihnen auch nicht gelungen ist, ein großes, quer durch Afrika reichendes portugiesisches Reich zu gründen, so haben doch, lange bevor unsere modernen Afrikareisenden den Con-

tinent in dieser Richtung durchquert haben, einzelne portugiesische Missionäre, sowie Sclavenhandel treibende Mulatten die ausgedehntesten Reisen unternommen, und Mancher mag die Strecke vom Zambesi bis nach Angola zurückgelegt haben, ohne daß uns Kunde davon geblieben ist.

Sclavenhandel ist dann Jahrhunderte hindurch die einzige Beschäftigung der Europäer in Westafrika gewesen; nächstdem kam das kostbare Elfenbein an die Reihe, aber eine rationelle Ausbeutung und Verwerthung der reichen Naturschätze des tropischen Afrika und ein regelrechter, geordneter Handelsverkehr zählt erst nach wenigen Decennien. Es boten sich dem Europäer zu viele Schwierigkeiten; das Klima rafft jährlich eine Menge der Weißen hinweg; die Eingebornen verhindern eifersüchtig das Eindringen der Händler in's Innere, und zu diesen beiden Hindernissen, klimatische Verhältnisse und Neger, kommen noch die ungünstigen Terrainverhältnisse, welche der Entwickelung des Handels nach dem Innern hinderlich in den Weg treten.

Die zahlreichen, zum Theil sehr bedeutenden Flüsse, welche dem atlantischen Ocean zuströmen, haben zu beiden Seiten ungeheure Urwälder, durch welche zu reisen fast unmöglich ist, und nur der Eingeborene gelangt auf unsichtbaren Pfaden von einem Dorf und von einem Volk zum anderen. Der Hauptverkehr ist auf die Flüsse beschränkt, aber auch hier treten in Gestalt von zahllosen Katarakten und Stromschnellen Hindernisse entgegen, welche einen regelmäßigen Waarentransport ganz unmöglich machen. Die großen Waldgebiete sind reich an allerhand nutzbaren Naturprodukten, aber die Verwerthung derselben ist bis jetzt noch eine mangelhafte und vor Allem eine sehr unrationelle.

Unter den Naturprodukten, die von den Gabungegenden, womit ich das Küstengebiet zwischen dem Camerun-Gebirge im Norden und dem Kammafluß im Süden umfassen will, exportirt werden, sind die folgenden die wichtigsten: Palmöl, Elfenbein, Gummi, Ebenholz, Rothholz und (selten) Erdnüsse.

Die Oelpalme (Elaeis guineensis) wächst stellenweise sehr häufig, während sie in anderen Gegenden fast vollständig fehlt. So trifft man dieselbe in den Wäldern zwischen Muni, Gabun und

Ogowe nicht zahlreich, und in Folge dessen spielt auch der Oelhandel in den Factoreien von Elobi, Gabun und in denjenigen am Ogowe gar keine Rolle. Andererseits herrscht derselbe vollständig vor in der sogenannten oil-creeks, also an den Flüssen Camerun, Old- und New-Calabar, Bonny, Opobo ꝛc. und repräsentirt der jährliche Export an diesem werthvollen Oel eine sehr bedeutende Summe.

Das Oel, im Handel als eine dickklebrige, gelbe Masse bekannt, wird von den Früchten der Oelpalme gewonnen. Dieser Baum trägt jährlich mehrere Büschel der gelbrothen, ungefähr nußgroßen Früchte, die aus einer äußeren fleischigen Masse und dem inneren harten Kern bestehen. Auf äußerst rohe Weise, durch Schlagen mit Hölzern oder durch Zertreten der in Gruben aufgehäuften Früchte wird das Fleisch von der Frucht gelöst und ausgepreßt und so das Palmöl erhalten; der Rückstand wird weggeworfen, ebenso werden in manchen Gegenden die Kerne nicht verwerthet, während man sie anderwärts sorgfältig sammelt und an die Factoreien verkauft (palm-kernels). Denn in der harten Schale befindet sich gleichfalls ein öliger Kern, der ausgepreßt wird. Während ich im Okandelande reiste, ein Gebiet tief im Innern, das bis jetzt noch nicht in den Bereich der Handelsbeziehungen einbezogen ist, fielen mir vielfach die großen Haufen zerbrochener Palmfruchtkörner auf und man sagte mir, daß im Jahre vorher in Folge des Ausbleibens von Regen eine Art Hungersnoth entstanden und man genöthigt gewesen sei, die früher weggeworfenen Körner aufzusuchen, zu zerschlagen und zu essen.

In den erwähnten oil-rivers pflegen die Eingeborenen das Oel in großen, meist selbstgearbeiteten Krügen oder Töpfen zum Verkauf in die Factoreien zu bringen, wo man es in Fässer füllt und ohne Weiteres in dieser Form nach Europa verschifft. Die ganze Art und Weise des dortigen Handels in den sog. Hulks, worauf ich später noch zurückkommen werde, gestattet nicht einen Reinigungsproceß auszuführen, wie er besonders in großartiger Weise in den holländischen Factoreien in Banana an der Congomündung gebräuchlich ist. Dort sind besondere Gebäude errichtet mit einer Reihe großer Kessel, in denen das Palmöl drei-, viermal gekocht wird. Erst nachdem es in dieser Weise gereinigt ist, füllt man es in die zur Versendung nach Europa bestimmten Fässer.

Eine Cultur der Oelpalme habe ich nirgends bemerkt, dazu ist die Indolenz und Gleichgültigkeit der Neger zu groß und in Folge dessen ist der ganze Oelhandel von einer Menge Zufälligkeiten abhängig. Die Palme wächst wild, wie jeder andere Baum, und wenn in einer Gegend die Bäume absterben, so sucht man so lange in den Wäldern herum, bis sich irgendwo andere Palmen finden. Wie wenig Mühe würde es den Eingeborenen machen, Oelpalmen anzupflanzen und so jährlich einen sicheren Gewinn daraus zu ziehen! Sie halten so viel Sclaven, daß an Arbeitskräften für dieses sehr wenig mühevolle Geschäft nie Mangel wäre; aber dazu sind diese Leute bisher noch nicht zu bewegen gewesen.

In der französischen Mission in Gabun, die überhaupt eine Musteranstalt ist, hat man Plantagen von Kaffee und Kakao angelegt, auch zahlreiche Oelpalmen gepflanzt und hat sich aus Frankreich eine eiserne Maschine zum Pressen der Früchte kommen lassen, bei welchem Verfahren diese Arbeit nicht nur außerordentlich leicht und schnell von Statten geht, sondern auch viel mehr Oel erzeugt wird; denn die Masse wird viel rationeller und vollständiger ausgepreßt, als dieß bei dem rohen Verfahren der Neger geschieht.

Der Palmölhandel Westafrika's ist ein ganz bedeutender und jährlich werden Tausende von Tonnen davon nach Europa geführt, wo es zur Seifen- und Kerzenfabrikation, zu Wagen- und Maschinenfetten verarbeitet wird und auch in der Weißgerberei Verwendung findet. Aus dem Samenkerne der Palme (palm-kernels) wird gleichfalls Oel gepreßt und Futterkuchen hergestellt.

Das Oel wird an der Westküste vielfach zur Bereitung der Speisen benutzt; es hat einen etwas süßlichen butterartigen Geschmack, an den man sich aber bald gewöhnt. In den Factoreien bildet „palm-chop“, d. i. Huhn in Palmöl gebraten, mit Reis ein sehr gewöhnliches Nahrungsmittel. Ich habe es während meiner Reisen vielfach verwendet zum Braten von Fleisch, besonders aber von Fischen; die großen Ogowe-Welse in Palmöl gebraten bilden ein Gericht, das selbst recht verwöhnten europäischen Gaumen behagen würde. Ebenso sind in Streifen geschnittene Bananen mit Palmöl eine angenehme Speise.

Der Handel mit Palmöl ist sehr einträglich und in den eigent-

lichen Oeldistrikten verdienen die dort Handel treibenden Europäer bedeutende Summen; für diese nicht selten etwas protzenhaft auftretenden englischen Factoristen ist der Spottname „oil-barons“ an der Küste in Gebrauch. Die Eifersucht unter denselben ist übrigens nicht unbedeutend, und wenn sich irgendwo ein paar Händler festgesetzt haben, so dürfte es ungemein schwer sein für einen Dritten, dort auch Handel zu treiben. Es würden da Intriguen aller Art gespielt, um den Eindringling zum Aufgeben seines Unternehmens zu zwingen.

Während also in der Region der oil-rivers fast nur Palmöl gekauft wird und andere Produkte sehr selten sind, bildet das Elfenbein in Malimba, Batta, Elobi, Gabun und am Ogowe, also in Gegenden, in denen das große Volk der Fan (Oscheba, Mpangwe) mehr oder weniger vorherrscht, den bedeutendsten Handelsartikel. Freilich sind im Laufe der letzten Jahrzehnte die Elephanten in Folge der ununterbrochenen Verfolgungen Seitens der Neger in den Küstengebieten theils ganz ausgerottet, theils weit in das Innere vertrieben, und nur in Malimba, einem Orte zwischen dem Munifluß und Camerun, woselbst das Hamburger Haus C. Wörmann eine Factorei angelegt hat, kommen diese Thiere noch manchmal selbst heerdenweise vor.

Das Elfenbein selbst, welches von diesen Gegenden kommt, ist ein sehr gutes und wird in Europa sehr geschätzt. Am besten sind natürlich frische Zähne, d. h. Zähne von noch nicht vor gar zu langer Zeit getödteten Thieren; viel weniger werthvoll sind die sogenannten „todten“ Zähne, welche häufig im Wald gefunden werden, wo sie lange Zeit, manchmal viele Jahre, in der Erde gelegen haben, wovon sie an der Oberfläche beschädigt sind. Als Gegenstück hierzu mag erwähnt werden, daß das fossile Elfenbein Sibiriens, welches von dem ausgestorbenen Elephanten, dem Mamuth, stammt und das Jahrtausende in der durcheisten nordischen Ebene gelegen hat, in keiner Weise angegriffen oder unbrauchbar geworden ist; dagegen sind die Zähne desselben Thieres, welche in den diluvialen Lößablagerungen Mitteleuropa's gefunden werden, meist derart verwittert und zerfallen, daß man kaum im Stande ist, einen Zahn vollständig aus der Erde herauszubringen.

Der Werth der Elephantenzähne hängt nicht immer von der Größe derselben ab; die relativ am besten bezahlten sind diejenigen von mittlerer Größe und möglichst gerader Form; die stark halbkreisförmig gebogenen Zähne sind nicht so werthvoll.

Einzelne ganz besonders große Zähne (und es kommen deren manchmal bis zu 150 Pfund Gewicht vor) werden häufig viele Jahre hindurch in einer Negerfamilie aufbewahrt und man kann sich nicht entschließen, dieselben an die Factoreien zu verkaufen. Immer war den Leuten der Preis nicht hoch genug; es gibt einzelne besonders große Zähne, die schon seit Jahren in alle umliegenden Factoreien geschleppt worden sind, langwierige und schwerfällige Verhandlungen sind geführt worden, die ebenso resultatlos verliefen, wie alle früheren. Andererseits kommen im Handel auch eine Menge außerordentlich kleiner Zähne, sog. scrivillos, vor, die nur beweisen, wie in keiner Weise die Elephanten geschont werden und wie man auch die jüngsten Exemplare verfolgt und ausrottet. Ich habe selbst im Okandeland Elephantenjagden beigewohnt und gesehen, wie es dabei zugeht. Sobald eine Heerde aufgefunden worden ist, sucht man dieselbe in einen Wald zu treiben, zu umzingeln und den Kreis durch ein starkes Gitter von Stangen und Querbalken einzuschließen, um die Thiere am Ausbrechen zu verhindern. Nachdem durch die Medizinmänner die nöthigen Vorbereitungen getroffen worden sind, beginnt ein wüstes Jagen auf die gehetzten Thiere und man sucht mit Speeren und Gewehren Alles niederzumachen. Selten gelingt es einem Elephanten, den dichten Kreis seiner Verfolger zu durchbrechen, und wenn das geschieht, so wird er so lange gejagt und in die Enge getrieben, bis er getödtet werden kann. Es ist ein sonderbares Schauspiel, wie dieses gewaltige und riesenstarke Thier vor seinen doch so kleinen Feinden flieht und nicht einmal sich zu wehren versucht; äußerst selten kommen Unglücksfälle bei diesen Jagden vor.

Der Elfenbeinhandel Westafrika's, wenn auch auf gewisse Punkte beschränkt, ist immerhin recht beträchtlich, wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß früher nicht bloß viel mehr Elfenbein zu haben war, sondern auch zu billigeren Preisen. Die Ausrottung der Elephanten in den Küstengegenden, vor Allem aber der so ver-

derbliche und allen Aufschwung hindernde Zwischenhandel der Küsten-bevölkerung, die eifersüchtig wacht, daß kein Europäer direkt mit den Stämmen des Innern verkehrt — das sind die beiden wichtigsten Factoren, welche genügen, um einen so blühenden und gewinnreichen Elfenbeinhandel, wie er früher bestand, nicht wieder aufkommen zu lassen.

Seit einigen Decennien hat sich im Gabun- und Ogowegebiet ein sehr bedeutender Gummihandel entwickelt, der noch jährlich an Ausdehnung gewinnt. Die ausgedehnten Waldungen, welche sich zu beiden Seiten der großen Flüsse in unendliche Entfernung erstrecken, sind allenthalben reich an den verschiedensten Schlingpflanzen, und unter ihnen befindet sich eine Art, welche den geschätzten Gummi liefert. Die Ranke ist mehr als armdick und außerordentlich lang, schlingt sich von unten zu aufwärts bis zu den höchsten Spitzen der großen Waldbäume, geht von da noch über auf die Nachbarstämme und bildet im Verein mit zahllosen anderen, theils dünneren, theils ebenso dicken Lianen jenes undurchdringliche Dickicht der Urwälder Westafrika's, welches Landreisen daselbst fast unmöglich macht. Der Reisende ist allein auf die ungesunden und äußerst mühsamen Canoereisen auf den Flüssen angewiesen.

Die Bereitung des Gummis geschieht in der Weise, daß ein gegen 6—10 Meter langes Stück der Liane abgeschnitten und horizontal auf einige gabelförmige, einen Meter hohe Stangen gelegt wird. Dann werden in kurzen Entfernungen von einander zahlreiche Schnitte in die Ranke gemacht, aus denen der milchweiße, dicke und klebrige Saft herausquillt und auf unten ausgebreitete Blätter herabfällt, oder auch abgeschabt wird. Der so aufgesammelte Gummi wird darauf am Feuer getrocknet, stellenweise auch mit etwas Salz gemischt und in Klumpen geformt. Diese Ballen haben in verschiedenen Gegenden eine verschiedene Gestalt. Bei den am Muni wohnenden Stämmen wird der Gummi in kleinen, ein bis zwei Zoll langen, gegen ½ Zoll dicken walzenförmigen Klumpen in die Factoreien gebracht und nach der Zahl verkauft. Im Ogowegebiet machen die Eingeborenen gewöhnlich recht große und runde Ballen, die man dann nach dem Gewicht zu verkaufen pflegt. Im Allgemeinen ist der Gummi in kleinen Stücken viel besser, weil reiner,

und wird in den Factoreien viel lieber gesehen. Die großen Klumpen sind sehr oft verunreinigt; man muß dieselben erst zerschneiden und findet darin allerhand Schmutz, Erde, Holz u. A. m., Zumischungen, die natürlich von den schlauen Negern absichtlich hineingebracht worden sind, um das Gewicht zu vergrößern. Es ist diese Betrügerei für die Factoreien sehr unangenehm, denn es entstehen dadurch eine Menge kostspieliger Arbeiten zum Reinigen des Kautschuks; für eine Factorei, die jährlich vielleicht 100,000 Ballen ankauft, ist es ja kaum ausführbar, jeden derselben zu durchschneiden und zu untersuchen. Schon das so nöthige Waschen des Gummis vor dem Einpacken desselben in die zum Export bestimmten Fässer ist eine große Arbeit und ergibt sich dabei durch die Entfernung der äußerlich angehängten Schmutztheilchen bereits ein großes Deficit von dem ursprünglichen Gewicht der gekauften Gummimasse.

Sind auch die Wälder stellenweise noch reich an der Gummiranke, so ist dieselbe doch an anderen Orten schon völlig ausgerottet und man muß schon immer weiter in das Innere vorzudringen suchen, um größere Mengen von Gummi zu erhalten. Im Laufe der letzten Jahre hat besonders am Ogowe der Gummihandel einen bedeutenden Aufschwung genommen, und ist es vor Allem das Volk der Akelle, welches Kautschuk in großen Mengen bereitet. Die ungefähr dreißig deutsche Meilen im Innern, in der Nähe der Mündung des Rembo Ngunie in den Ogowe angelegten Factoreien des Handelshauses C. Wörmann, sowie einer größeren Liverpooler Firma exportiren jährlich sehr bedeutende Mengen von Gummi; überhaupt fängt der Handel am Ogowe an, viel bedeutender zu werden, als in Gabun selbst, wo doch der Sitz der französischen Regierung ist. Trotzdem hat die Letztere bisher noch nicht viel gethan, um eine rationelle Entwickelung dieses gewiß zukunftsreichen Handels zu ermöglichen, und die durch die Räuberei und Habsucht der einheimischen Bevölkerung stattfindenden Störungen sind so häufig, daß sie bedeutende Schädigungen der dort wohnenden Europäer mit sich bringen.

Bekanntlich wird der Gummi in anderen Gegenden, besonders in Süd- und Mittelamerika, von Bäumen der Gattung Ficus gewonnen; in den von mir besuchten Theilen Westafrika's aber sind

mir keine Gummi liefernden Bäume bekannt geworden, sondern überall stammt er von einer Schlingpflanze, die eine große Verbreitung besitzt.

Gummi, Palmöl und Elfenbein sind in dem rein äquatorialen Theile Westafrika's die werthvollsten und gesuchtesten Naturproducte und die jährlich exportirten Massen repräsentiren so enorme Summen, daß die Westküste Afrika's im internationalen Welthandel eine ganz bedeutende Rolle spielt und gewiß noch mehr spielen wird, wenn es einmal Weißen an den verschiedensten Punkten gelingt, ihre Factoreien weiter im Innern des Landes zu etabliren.

Von nutzbaren Waldbäumen sind Ebenholz und Rothholz zu erwähnen, beide am Ogowe und in Gabun, besonders an den das Aestuarium von Gabun bildenden Flüssen Como und Rembo noch immer recht häufig:

Was zunächst den Handel mit Rothholz betrifft, so war derselbe in den letzten Jahren nicht mehr so bedeutend, wie früher. Die Chemie hat neuerdings so viele und schöne Farben für so billigen Preis dargestellt, daß es sich kaum mehr der Mühe verlohnt, die theure Fracht für dieses Holz zu zahlen, besonders wenn dasselbe auch schon an Ort und Stelle ziemlich hoch gekauft werden muß. In Gabun sind es namentlich amerikanische Capitäne, welche das Holz aufkaufen, ein kleiner Theil wird auch noch nach England geführt. Die Eingeborenen bringen das Rothholz in großen Scheiten zum Verkauf, die aber noch von den Arbeitern in den Factoreien behauen werden müssen, ehe das Holz verschifft werden kann. Die Neger lassen nämlich an den Scheiten noch große Partien des weißen unbrauchbaren Holzes, welches erst abgehackt werden muß, weil sonst ein großer Procentsatz völlig unbrauchbaren Materiales mit verfrachtet werden müßte.

Das schwere, werthvolle Ebenholz ist in einigen Waldgebieten zwischen Gabun und Ogowe noch ziemlich häufig, aber im Allgemeinen ist der Handel damit nicht sehr bedeutend. Den Negern macht es zu große Mühe, die umfangreichen Bäume, von denen es mehrere Arten gibt, zu fällen und das sehr harte Holz in Stücke zu schneiden; der leichtere und schnellere Erwerb, den sie durch den Gummihandel erreichen, ist ihnen natürlich viel lieber. Wie das

Rothholz wird auch das Ebenholz nach der Anzahl der Stücke verkauft. Die natürliche Schlauheit der Eingeborenen brachte sie sofort auf den Gedanken, die Stücke möglichst klein und dünn zu hacken, um mehr bezahlt zu bekommen. Während ich am Ogowe war, hatte dieser Unfug solche Dimensionen angenommen, daß die Factoreien einmal erklären mußten, für einige Zeit und zwar so lange kein Ebenholz zu kaufen, als die Neger nicht, wie früher, ordentliche große Stücke zu einem Minimalgewicht von 20—25 Pfund zum Verkauf bringen würden.

Der Handel mit Ebenholz ist jedenfalls vortheilhafter, als derjenige mit Rothholz, dessen Werth in Europa immer mehr sinken dürfte; Ebenholz dagegen wird immer ein gesuchter Artikel bleiben; sein Vorkommen und seine Verbreitung auf der Erde ist nicht so bedeutend, als daß man diesem Zweige des westafrikanischen Handels nicht eine besondere und fortdauernde Aufmerksamkeit schenken sollte. Freilich treten der Entwickelung des Ebenholzhandels die äußerst mangelhaften und hinderlichen Verkehrsverhältnisse in den Weg; in den Küstengegenden ist der Baum schon selten und der Transport auf den Flüssen aus dem Innern vertheuert das Produkt schon wieder sehr bedeutend. Ueberall macht sich in diesem Theile Westafrika's der Mangel an Straßen, die einen regelmäßigen Verkehr gestatten, auf das Empfindlichste geltend.

Erdnüsse (Arachis hypogaea, pistaces) werden in den verschiedensten Gegenden dieses Gebietes gebaut, aber meist nur zum eigenen Gebrauch der Eingeborenen; nur sehr wenig wird von dieser Frucht ausgeführt, während in anderen Theilen der Westküste, ganz besonders aber in dem französischen Gebiet am Senegal und Gambia diese Pflanze einen sehr wichtigen Exportartikel bildet. Diese Erdnüsse werden fast ausschließlich in die Häfen des südlichen Frankreich verschifft und dort auf ihren Oelgehalt ausgepreßt.

Die Erdnüsse sind geröstet eine angenehm schmeckende Frucht; im Okandeland z. B. werden dieselben allenthalben angebaut und allgemein gegessen; mir selbst haben die haselnußähnlichen Früchte der kleinen Pflanze sehr oft zu einer wohlschmeckenden und gesunden Nahrung gedient, an die ich mich sehr rasch gewöhnt habe.

Das sind so ziemlich alle Producte, welche in dem von mir

angedeuteten Gebiet (d. h. Gabun- und Ogoweländer) ausgebeutet werden. Gewiß werden die unendlichen Urwälder noch manches Brauchbare enthalten, aber entweder kennt man es noch nicht, oder die Indolenz der Eingeborenen kümmert sich nicht darum. So möchte ich nur auf den großen Reichthum an Bienenwachs aufmerksam machen, der mir in den verschiedensten Theilen aufgefallen ist und der noch gar nicht berücksichtigt wird; ebenso liefern zahlreiche dort vorkommende Flußschildkröten ein ganz vorzügliches Schildkrot, ohne daß man daran dächte, dasselbe zu verwerthen. Sobald man einmal die Wälder botanisch etwas näher kennen lernen würde, dürfte sich wohl auch ergeben, daß noch manches werthvolle Gewürz und manche wichtige Medizinpflanze darin enthalten ist.

Das sind aber durchaus nicht die einzigen Naturproducte Westafrika's, welche exportirt werden, sowohl nördlich wie südlich von dem mir näher bekannten äquatorialen Küstenstriche gibt es noch die verschiedensten werthvollen Artikel. Besonders wichtig ist im Laufe der letzten Jahre die Negerrepublik Liberia geworden durch ihre ausgedehnten Kaffeeplantagen. Der liberianische Kaffee, eine schöne, großbohnige Varietät, hat sehr bald festen Fuß auf den europäischen Märkten gewonnen und gilt als eine der besten Sorten. Als ich in Monrovia war, traf ich zufällig mit dem Agenten mehrerer großer Plantagenbesitzer in Ceylon zusammen, der die Aufgabe hatte, liberianische Kaffeepflanzen, selbst zu hohem Preise, zu kaufen und mit nach Ceylon zu bringen. Auch Baumwolle, Indigo, Reis wären Artikel, die sich dort wohl cultiviren ließen und auch stellenweise schon gebaut werden. In der Nähe der Voltamündung, bei Lagos und anderen Orten, ist ein kleiner ölhaltiger Samen, der sog. Guinea-seed der Engländer, ein sehr wichtiges Exportproduct, und kommen jährlich große Mengen davon nach Europa, ebenso wie vom Senegal Massen von Erdnüssen verschifft werden, die gleichfalls ein werthvolles Oel liefern.

Viel reicher aber sind die großen portugiesischen Provinzen Angola und Benguela, sowie die Gegenden nördlich und südlich der Congomündung, die noch im Besitz der Eingeborenen sind.

Im Innern des Landes wächst wild ein Kaffeestrauch, der allerdings sehr kleine Bohnen liefert, die aber doch, besonders von

Ambriz aus, in großen Mengen verschifft werden. Ebenso bildet Baumwolle einen Exportartikel, wie auch die Rinde des riesigsten Baumes von Afrika, des Affenbrodbaumes, Baobab, aus der man in England eine besondere Art von Papier verfertigt. Die Orseille, ein Moos, das eine prachtvolle rothe Farbe liefert, und mehrere Arten von Gummiharzen kommen vielfach nach St. Paul de Loanda zum Verkauf.

Der Mineralreichthum Angola's und Benguela's ist groß, und besonders kommen sehr reiche Kupferkiese und Malachite vor, oft nur einige Meilen von der Küste entfernt und bequem durch Tagebau zu gewinnen. Aber der Transport dieses schweren Artikels hat sich bisher noch nicht rentirt; es haben schon verschiedene Gesellschaften bestanden zur Ausbeutung dieser Kupferminen, sie sind aber alle wieder aufgelöst worden; die theure Fracht der Kupfererze bis England hat sich nicht bezahlt.

Seit mehr als zwanzig Jahren hat eine holländische Handelsgesellschaft, die „Afrikanische Handelsvereeniging", die von Rotterdam aus verwaltet wird, fast den ganzen Handel in Niederguinea in ihren Händen. Ursprünglich von zwei unternehmenden Rotterdamer Kaufleuten, Kerdeyk und Pincoffs in's Leben gerufen, hat dieser Handel seit 1869, wo es eine Actiengesellschaft wurde, ganz enorme Ausdehnungen gewonnen, so daß die Gesellschaft jetzt bereits mehr als 40 Factoreien gegründet hat. Die Hauptfactorei befindet sich in Banana, eine schmale, niedrige Landzunge an der Nordseite der Congomündung. Zahlreiche große Dampfer und Segelschiffe vermitteln den Verkehr zwischen der Westküste und Holland, während eine Anzahl kleinerer Fahrzeuge zwischen der Hauptfactorei und den Zweigniederlassungen, die sich auf eine Strecke von Mayumbe (im Norden der Loangoküste) bis Mossamedes im Süden erstrecken, hin- und herfahren. Die Gesellschaft beschäftigt in den Factoreien gegen hundert Europäer, als Agenten, Capitäne und Arbeitsleute; der größte Theil sind natürlich Holländer, doch sind in den Zweigfactoreien auch vielfach Portugiesen beschäftigt.

Die Agenten der „Afrikanischen Handelsvereeniging" haben die Bestrebungen der deutschen afrikanischen Gesellschaft auf's Wesentlichste unterstützt; ging doch sowohl die Güßfeldt'sche Expedition, als

auch diejenige der Herren v. Homeyer, Pogge und Lux von Gebieten aus, wo diese Gesellschaft den größten Einfluß besitzt und ist derselbe auch allenthalben im Interesse der Reisenden verwerthet worden. Ueberhaupt habe ich überall gefunden, daß die an der Küste ansässigen Kaufleute die Pläne der reisenden Naturforscher auf's Eifrigste unterstützen, und daß die letzteren nicht genug die Erfahrungen der ersteren berücksichtigen können. Ohne die kräftigste Unterstützung in Rath und That, die mir bei meinen Reisen durch die Chefs des Hamburger Handelshauses C. Wörmann, sowie deren Agenten, insbesondere des Herrn Wölber, kaiserlich deutscher Consul, sowie der Herren E. Schulze, Schmieder und Lubcke zu Theil wurde, wäre es mir wohl kaum gelungen, die Expedition zu einer nicht ganz erfolglosen zu gestalten und weiter in's Innere zu kommen, als irgend Jemand vor mir; ich nehme mit Vergnügen Gelegenheit, an dieser Stelle die liebenswürdige Hilfe der deutschen Landsleute dankend hervorzuheben.

Bekanntlich besteht eine ziemlich regelmäßige Postschiffverbindung zwischen Liverpool und den westafrikanischen Küstenplätzen, und zwar derart, daß nach Oberguinea, inclusive der Insel Fernando Po, jede Woche ein Dampfer abgeschickt wird, während nach der Küste von Niederguinea, also von Gabun bis nach St. Paul de Loanda, jetzt nur alle Monate einmal die Postschiffe kommen. Außerdem existirt eine portugiesische Linie, die von Lissabon ausgeht, Madeira und die Inseln St. Thome und Principe berührt, darauf bei Ambrisette hält und über St. Paul de Loanda hinaus bis nach Mossamedes in Benguela geht. Die zahlreichen kleineren Factoreien erhalten sämmtlich ihre Güter mit diesen Postschiffen, während sie auch ihre Producte mit denselben nach Europa schicken, die größeren Handelshäuser dagegen haben ihre eigenen Segelschiffe und Dampfer, die jährlich mehrere Male die Factoreien mit neuen Waaren versehen. Die Frachtsätze sind auf den englischen und portugiesischen Steamern natürlich nicht unbedeutend, dagegen werden dieselben allgemein zum Personenverkehr benutzt. Sie sind recht gut eingerichtet, haben Aerzte an Bord und gewähren eine relativ sichere Fahrt, obgleich gerade in den letzten Jahren, besonders zwischen 1873 und 1875, viele derselben gestrandet sind.

Ein solches englisches Postschiff nimmt nun eine Fülle der verschiedensten Naturproducte auf und eine Fahrt auf demselben längs der Küste ist äußerst interessant. In den portugiesischen Plätzen südlich des Congo, also in St. Paul de Loanda, Ambriz, Ambrisette, Quinsembo und Banana, werden verfrachtet Kaffee, Baumwolle, Orseille, große Bündel der Rinde vom Baobab (Affenbrodbaum), Palmöl und Palmkerne, Elfenbein und Gummi; von der Mündung des Congo an weiter nach Norden fahrend berühren die Schiffe Landana, Punta Negra, Kamma, Gabun, Elobi, Camerun und Fernando Po, wo große Mengen Elfenbein, Gummi und Palmöl dazu kommen; dann werden die zahlreichen Oelplätze im Delta des Niger erreicht, Old- und New-Calabar, Bonny, Opobo, Lagos (ein sehr bedeutender Handelsplatz in englischen Händen), wo zu all den erwähnten Producten noch Guinea-seed, ein ölhaltiger Samen, dazu kommt. Es folgt die Goldküste und das Gebiet der Aschanti, wo wiederum Palmöl das wichtigste Product ist (besonders Accra, Christiansburg, Cape Coast Castle, Fort Elmina, alles englische Colonien); bei Cap Palmas aber ist das Kru-Gebiet erreicht und die zahlreichen an Bord befindlichen croo-boys verlassen lärmend das Schiff. In Monrovia, der Hauptstadt der Negerrepublik, wird wieder gehalten und große Mengen des trefflichen liberianischen Kaffee's aufgenommen; ebenso wird in Freetown, dem Hauptplatz der englischen Colonie Sierra Leone angelaufen, und einzelne Schiffe gehen noch nach den französischen Colonien in Senegambien, von wo viele Erdnüsse verschifft werden, während die Mehrzahl direct den Curs nach den canarischen Inseln einschlägt, zwischen dem Festland und den Capverdi'schen Inseln durchfahrend, ohne die letzteren zu berühren. Auf Teneriffa, Gran Canaria u. A. m. kommt zu den schon zahlreich vorhandenen Producten noch die werthvolle Cochenille, die überall auf diesen Inseln in großen Cactusgärten gezüchtet wird; von da an wird nur noch in Madeira Station gemacht, wo der kostbare Wein und Zucker verschifft wird, und dann geht das Schiff, reich beladen mit den Erzeugnissen tropischer und subtropischer Gegenden direct bis Liverpool. Dort kommen all die Artikel in die verschiedenen Auctionen und werden von da aus in die große civilisirte Welt verbreitet.

An den meisten der Küstenplätze entwickelt sich auf dem Schiff, und selbst wenn es nur einige Stunden anhält, ein sehr bewegtes Leben. Die Factoristen kommen, um ihre Fracht aufzugeben, zahlreiche Eingeborene finden sich ein, die allerhand Seltenheiten zum Verkauf bringen, alle Arten Affen, selbst große, schöne Exemplare des Chimpanse sah ich, zahllose Exemplare des grauen Papageien, Felle von Leoparden, Affen, Tigerkatzen ꝛc. ꝛc.; an der Loangoküste kommen dazu die schönen geschnitzten Elfenbeinzähne, ferner geflochtene Körbe, Matten, Insecten aller Art, kurz eine Unmasse der verschiedensten Gegenstände. Die Matrosen des Schiffes haben im Vordertheil desselben einen kleinen Bazar eingerichtet mit allen möglichen Kurzwaaren, wo die Neger das Geld, was sie von den Passagieren für die Naturseltenheiten erhalten, sehr schnell wieder los werden. Besonders interessant ist die Goldküste, wo die Eingeborenen große Mengen recht geschmackvoll gearbeiteter Goldarbeiten zum Verkauf bringen, Ringe mit dem Zodiakus, Kreuze, Brochen, Ohrringe, Ketten, besonders häufig die großen Flügeldecken eines Käfers in Gold gefaßt und zu einer Art Broche verarbeitet, und Vieles mehr.

Freilich kommt es häufig vor, daß das Schiff wegen schlechter See und des Mangels an Häfen weit draußen im offenen Meere liegen bleibt, oder bei starker Calemma gar nicht halten kann (wie dieß in Lagos öfters der Fall ist), aber wo immer es ging, besuchte ich das Land, und wenn es nur für einige Stunden war; die Gastfreundschaft in den Factoreien und in den Missionen ist eine unbegrenzte und man wird überall aufs Freundlichste aufgenommen.

Schon eine bloße Küstenreise mit dem englischen Dampfer ist im höchsten Grade interessant und bringt des Neuen und Seltsamen ungemein viel; vielfach wird eine solche Tour auch von den krank gewordenen Factoristen als Erholungstour benutzt und mit Erfolg. Ich kam sehr schwach und angegriffen nach mehrjährigem Aufenthalt im Innern in Gabun an, und da kein nach Europa fahrendes Schiff vorhanden war, so benutzte ich einen gerade anwesenden englischen Dampfer zur Fahrt bis St. Paul de Loanda; durch die ungemein liebenswürdige Aufnahme in den verschiedenen holländischen

Factoreien hat sich diese Reise, die mir sehr gut bekommen war, auf vier Wochen ausgedehnt.

Was nun speciell den Handel in den Gabungegenden betrifft, so ist derselbe fast ganz in den Händen zweier Häuser, einer größeren Liverpooler Firma und des Hamburger Handelshauses C. Wörmann. Das Letztere hatte bis vor einigen Jahren die Centralfactorei unter Leitung des Herrn Wölber, kaiserlich deutscher Consul, in Gabun selbst, und von hier aus wurden die europäischen Güter in die verschiedenen Zweigfactoreien geschickt, z. B. nach Kamma, Elobi (Insel in der Bai von Corisco), den Munifluß, Batta, Malimba rc., sowie in die später ausführlicher zu erwähnenden Ogowefactoreien. Neuerdings hat man aber auf der erwähnten Insel Elobi größere Magazine erbaut, so daß der Sitz des Hauptagenten jetzt auf diese kleine Insel verlegt ist.

Dasselbe große Handelshaus besitzt übrigens noch an anderen Orten der Westküste Factoreien; in Camerun ist ein besonderer Hauptagent, unabhängig von Gabun, und ebenso sind an der liberianischen Küste eine Anzahl Factoreien, die unter der Centrale in Monrovia stehen.

Der gesammte Handel in Westafrika ist ein reiner Tauschhandel, d. h. es existirt keine gangbare Münze und die Naturproducte, welche die Neger in die Factoreien bringen, werden gegen die verschiedensten europäischen Waaren eingetauscht. Allerdings hat sich im Laufe der Zeit an den verschiedenen Handelscentren irgend eine Einheit entwickelt, nach der die Waaren bemessen werden, und in den Gabungegenden ist es der Dollar oder das französische Fünffrankstück, nach welchem gehandelt wird. Aber das beschränkt sich auch nur auf den eigentlichen Platz Gabun, wo die Neger durch das lange Zusammenleben mit den Weißen etwas andere Begriffe haben vom Verkehr, als die reinen Buschvölker. In einigen Theilen Afrika's, besonders im Innern, gelten Kaurischnecken als Zahlung, aber im äquatorialen Theile Westafrika's haben dieselben gar keinen Werth; nur die Fan benutzen dieselben als Haarschmuck und zur Verfertigung von Gürteln. Früher rechnete man noch nach „slave-bundles“, d. h. eine bestimmte Anzahl von Waaren, die beim

Sclavenkauf gezahlt wurde, ein Beweis, wie tief sich der Sclavenhandel dort eingebürgert hatte.

Die in den Gabungegenden beliebtesten europäischen Waaren sind vorzugsweise die folgenden: Baumwollstoffe in den mannigfaltigsten Mustern und von sehr verschiedener Güte; Gewehre, und zwar nur Steinschloßgewehre, und Pulver. Die Eingeborenen, wenigstens die weiter im Innern wohnenden, mögen keine anderen Flinten haben; gezogene Gewehre an Schwarze zu verkaufen, ist neuerdings von dem französischen Gouvernement verboten worden. Veranlassung dazu gab das immer drohender sich gestaltende Auftreten der Fan, die schon kaum eine Tagereise weit von den Wohnungen der Europäer ihre Hütten errichtet haben. Wichtig sind ferner Rum und Genèvre, sowie Liqueure für die reicheren gabunesischen Händler und deren Frauen; ferner Tabak, Salz (letzteres für den Ogowehandel von größter Wichtigkeit, da es im Innern kein Steinsalz gibt und dieser Artikel sehr geschätzt wird); Neptuns (d. i. Messingblech in Form großer, flacher Pfannen), dicker Kupfer- und Messingdraht, Glasperlen in den mannigfaltigsten Formen und Farben, allerhand Töpferwaaren, die verschiedensten Eiseninstrumente (Messer, Aexte, Feilen rc. rc.), sowie allerhand Kurzwaaren. Selbst alte, möglichst bunte Soldatenuniformen, Helme, große Reitersäbel rc. sind Gegenstände, welche eine Factorei haben muß, da diese Artikel bei den tiefer im Innern wohnenden Stämmen noch immer eine große Anziehungskraft besitzen.

Für diese diversen europäischen Waaren hat sich nun im Laufe der Zeit, wie bereits erwähnt, ein gewisser, im Allgemeinen feststehender Geldwerth entwickelt, wenigstens im Verkehr zwischen Europäern und Gabunesen. Wenn letzterer in eine Factorei kommt und, sagen wir, für 10 Dollars Gummi verkauft, so erhält er dafür eine bestimmte Anzahl von Gütern, die er allerdings willkürlich sich auswählen kann, von denen aber jeder Artikel einen bestimmten Werth hat. Anders ist es beim Verkehr mit den Buschnegern; dort wird durch langwieriges Hin- und Herreden das betreffende Naturproduct eingetauscht.

Uebrigens gibt es auch in Gabun bereits einige reiche schwarze Händler, die recht gut wissen, was baares Geld ist und die auch von den

Factoreien in solchem bezahlt werden; sogar das französische Gouvernement zahlt die von ihm engagirten Kru-Neger in Geld.

Man muß übrigens nicht glauben, daß man jeden beliebigen europäischen Artikel als Tauschmittel oder zur Bezahlung verwenden kann; die Neger haben ebenso eine sich im Laufe der Zeit ändernde Mode, wie wir. Die Factoristen müssen genau wissen, was für Artikel bei einem bestimmten Stamme beliebt sind und ebenso mußte ich mir bei meinen Reisen ein entsprechendes Waarenmagazin einrichten. So sind beispielsweise bei den Ogowestämmen grüne, sowie kleine weiße Glasperlen unbeliebt, dagegen kleine rothe, wie auch sehr große blaue und schwarze Perlen außerordentlich gesucht. Ich erinnere mich, bei meiner ersten Okandereise eine große Quantität kleiner weißer Perlen mitgenommen zu haben; ich hatte sehr viel Mühe, dieselben los zu werden und wurde allgemein getadelt, daß ich diese, nach Okandebegriffen unschönen Schmuckgegenstände mitgebracht hatte. Es läßt sich übrigens nicht leugnen, daß rothe und tiefschwarze Farben der dunkeln Haut der Neger entschieden besser stehen, als z. B. grün, gelb oder weiß gefärbte Perlen; vielleicht ist es auch ein schlummerndes, mehr instinctives ästhetisches Gefühl, welches den Neger veranlaßt, rothen und schwarzen Farben den Vorzug zu geben.

Complicirt wird der Einkauf von Naturproducten in den Gabunländern noch dadurch, daß man für bestimmte Gegenstände auch nur bestimmte Waaren hat; so unterscheidet man z. B. in Gabun ivory-goods und rubber-goods, also Güter, die nur für Elephantenzähne gezahlt werden, und solche, welche zum Einkauf von Gummi dienen.

Besonders der Elfenbeineinkauf ist ein außerordentlich mühsames und die unglaublichste Geduld erforderndes Geschäft. Ich habe wiederholt Verhandlungen über einen Elfenbeinzahn beigewohnt, die oft mehrere Tage dauerten, und habe nur die Geduld der Factoristen dabei bewundern können! To speak an ivory ist der technische Ausdruck für diese Verhandlungen und von der Raffinirtheit der Neger hierbei könnten unsere gewiegtesten europäischen Handelsleute, Juden und Armenier, noch sehr viel lernen. Gewöhnlich verlangt der Neger den Preis für den Zahn nur in zwei Ar-

tikeln, in Gewehren und Neptuns. Ist man nach langem Hin- und Herreden über die Anzahl dieser beiden Gegenstände übereingekommen, so beginnen die Specialverhandlungen darüber, wie viel von den Gewehren wirklich bezahlt und wie viele davon durch andere Artikel ersetzt werden sollen; dasselbe gilt von den Neptuns. Hat man z. B. den Preis eines Zahnes zu 20 Gewehren und 40 Neptuns vereinbart, so verlangt schließlich der Neger nur 12 Gewehre und 25 Neptuns in Natur und für den Rest von 8 Gewehren und 15 Neptuns eine entsprechende Anzahl anderer Gegenstände: Pulver, Salz, Zeuge, Eisenwaaren, Geschirre, Perlen, Kupfer- und Messingschmuck, Hüte, Gürtel, Kappen, kurz zahllose kleine Gegenstände. Diese Auswahl der Gegenstände führt nun meist zu ungemein langwierigen und lästigen Verhandlungen zwischen den Eingeborenen und den Europäern. Es gehört ein großer Tact und eine rasche Orientirungsgabe des Weißen dazu, diese Art des Elfenbeinhandels erfolgreich durchzuführen. Ist man dann endlich zu einer Vereinbarung gekommen, so geschieht es gar nicht selten, daß der Neger in eine andere Factorei läuft und dasselbe Spiel fängt von vorne an. Zeit kennt der Schwarze nicht und wenn er dabei nur ein paar Glasperlen mehr herausschlägt, so fühlt er sich befriedigt.

Uebrigens sind die Ansprüche der Neger, wenigstens in Gabun, bereits so groß, daß der Gewinn der Europäer speciell beim Eflenbeineinkauf durchaus nicht etwa so bedeutend ist, als man zu glauben pflegt; überhaupt gehört der sprichwörtliche ungeheure Gewinn, den die Europäer durch das Ausbeuten dieser uncultivirten Gegenden haben sollen, schon zum großen Theil in das Gebiet der frommen Sage; es hat gewiß eine Zeit gegeben, in welcher die werthvollen afrikanischen Producte sehr billig zu haben waren, und noch jetzt sind dieselben im Innern zu sehr niedrigen Preisen zu kaufen; aber dieses Innere ist dem europäischen Kaufmann bis jetzt immer noch verschlossen und ein häufig an Gaunerei streifender Zwischenhandel der Küstenbewohner hat die Producte im Laufe der Jahre in enormer Weise vertheuert. Dazu kommt an denjenigen Plätzen, in welchen europäische Staaten sich festgesetzt haben, die Erhebung von nicht unbedeutenden Zöllen, und gerade Gabun ist seit einigen Jahren mit ziemlich hohen Steuern belegt worden. Die Colonie

trägt, wie überhaupt die Mehrzahl der kleinen französischen Plätze die Erhaltungskosten nicht und das Mutterland muß jährlich noch viel draufzahlen; kurz nach dem deutsch-französischen Kriege hatte man sogar die Idee, Gabun zu einer bloßen Kohlenstation zu degradiren, es blieb aber schließlich bei einer Reducirung der Garnison. Auch die wiederholt aufgetauchten Gerüchte eines Austausches von Gabun mit einer englischen Insel in Westindien sind nie zur Ausführung gekommen.

Während also in Gabun durch den Einfuhrzoll für die europäischen Waaren und den Ausfuhrzoll für die Landesproducte die letzteren in nicht unbedeutender Weise vertheuert werden, gibt es noch eine ganze Reihe von Punkten an der afrikanischen Küste, welche herrenlos, d. h. noch in unumschränktem Besitz der Eingeborenen sind. Dort ist natürlich der Handel ein freier, aber die Factoreien sind auch so ziemlich ohne allen Schutz und nur auf eigene Hilfe angewiesen. Zu diesen freien Gebieten gehören z. B. die Gebiete an der Congomündung bis nach Kamma hinauf in nördlicher Richtung, während im Süden des Congo die portugiesischen Besitzungen beginnen; dahin gehört ferner die ganze Küste von der Bai von Corisco an bis zu der Negerrepublik Liberia, auf welcher ganzen Strecke nur an einigen Punkten, und zwar an der Goldküste und in Lagos, englischer Einfluß durchgedrungen ist, während z. B. die für den Palmölhandel so wichtige Region der oil-creeks (Camerun, Calabar und einige Mündungsarme des Niger) noch vollständig im Besitz der Eingeborenen ist. So lange friedliche Zustände herrschen, wird demnach der Gewinn der Factoreien in diesen Theilen der Küste ein bedeutenderer sein, als in denjenigen, wo sich Europäer festgesetzt haben. So ganz schutzlos sind übrigens die an solchen Punkten exponirten Weißen nicht; in der Congogegend kreuzen beständig eines oder zwei englische Kriegsschiffe, die, sobald sie zu Hilfe gerufen werden, immer interveniren; andererseits befindet sich auf der spanischen Insel Fernando Po ein englischer Consul, dem gleichfalls ein kleines Kanonenboot zur Verfügung steht und der von da aus verhältnißmäßig leicht die Interessen der Europäer in den Oeldistrikten zwischen Niger und Gabun schützen kann.

Da in die an der Meeresküste gelegenen Factoreien sehr wenig

Producte zum Verkauf gebracht werden, so mußten die Weißen an den verschiedensten Punkten Zweigfactoreien anlegen; aber die Eingeborenen suchen es möglichst zu verhindern, daß bei irgend einem Stamm im Innern eine Niederlassung entstehe. Sie beanspruchen für sich allein den vermittelnden Verkehr zwischen den producirenden Nationen und den Europäern, und da nun die Wälder schon sehr tief hinein ausgebeutet sind, so müssen die Producte weit hergeholt werden; ein Volk verkauft sie an das andere, und so bekommt der Europäer z. B. einen Elephantenzahn erst aus dritter und vierter Hand, und der ursprünglich geringe Preis desselben ist durch diesen Zwischenhandel in enormer Weise gestiegen. Um nun diesem Uebelstande in Etwas wenigstens abzuhelfen, hat man zu einem Mittel gegriffen, das zwar diese Verhältnisse nicht vollständig beseitigt, aber doch schließlich das Einzige ist, um überhaupt größere Quantitäten von Producten zu erhalten. Die Factoreien engagiren eine Anzahl eingeborener Gabunesen, besonders solche, die durch längeren Verkehr mit den Europäern doch in Etwas wenigstens cultivirt sind, als Händler (trade-men) und schicken dieselben mit einer größeren Partie Waaren (trust) in das Innere. So gehen z. B. in Gabun mehrere trade-men auf die Flüsse Como und Rembo, lassen sich für 3—6 Monate in einer ihnen passend scheinenden Gegend nieder und errichten eine fliegende Factorei. Hier kaufen sie nun Alles ein, was ihnen zugebracht wird, schicken auch einzelne ihrer Begleiter in die Ortschaften der Umgebung, um nach Producten zu sehen, und bringen dann, wenn ihre Güter zu Ende sind, oder wenn aller Vorrath aufgekauft ist, die Resultate ihrer Thätigkeit in die Hauptfactorei zurück. Es ist dieß eine Lieblingsthätigkeit der Gabunesen; von einer Factorei trust zu bekommen und zu den Akelle oder irgend einen anderen Stamm im Innern geschickt zu werden, ist das Ideal, welches ein jeder freie Gabunese sich gesteckt hat. Freilich ist es für den Europäer ein großes Risico. Ein größerer Händler erhält oft für eine einzige Campagne Waaren im Werth von mehreren Tausend Dollars anvertraut, eine halbwegs größere Factorei muß aber immer eine ganze Anzahl trade-men halten. Der schwarze Händler erhält nicht nur einen bestimmten Gewinnantheil für die gekauften Waaren, sondern auch gewöhnlich einen festen Monats-

gehalt, dazu Böte und Canoes mit den nöthigen Ruderern, sowie die Kosten des Unterhaltes für sich und seine Leute. Dagegen bietet der Händler dem Weißen gar keine Garantien; werden die Böte ausgeraubt, was ja oft geschieht, so ist das eben Sache der Hauptfactoreien, und verliert der Händler bei einer solchen Affaire etwas von seinem Privateigenthum, oder wird er selbst oder irgend einer seiner Leute verwundet, so muß die Factorei Schadenersatz leisten. Ebensowenig ist eine Controlle des in den Wäldern hausenden Händlers möglich; die Factoristen müssen einfach glauben, daß die Producte so und soviel gekostet haben; wenn dieselben auch überzeugt sind, daß die Preise nicht so hoch waren und daß der Händler von den ihm anvertrauten Waaren für sich genommen und Producte oder Sclaven gekauft hat, so kann man dagegen eben nichts thun.

Das System ist kein gesundes, aber für den Augenblick durch kein anderes zu ersetzen. Die Küstenbewohner dulden nicht, daß die Factoreien im Innern Niederlassungen unter Leitung eines Weißen gründen, und von ihrem Standpunkt aus ist das schließlich auch begreiflich. Andererseits sind aber auch die klimatischen Verhältnisse in den feuchten Waldgebieten so schlecht, daß man diese Gegenden immer den Eingeborenen wird überlassen und einfach versuchen müssen, mit diesen einen möglichst guten modus vivendi zu finden.

Eine nicht unwichtige Angelegenheit für die Factoreien ist die Arbeiterfrage und in dieser Richtung sind die Verhältnisse im Allgemeinen nicht so ungünstig, als man vielleicht erwarten könnte. Zur Erledigung der laufenden Geschäfte bedarf eine nur halbwegs größere Factorei eine ziemlich große Anzahl Arbeiter; das Löschen und Laden der großen Kauffahrer, häufig außerordentlich schwierig bei dem Mangel an ordentlichen Häfen, der die Schiffe nöthigt, auf offener Rhede zu liegen, das Reinigen der großen Quantitäten Gummi, das Herrichten des Nutzholzes u. A. m., dieß Alles sind schwere Arbeiten, für welche Europäer unter den dortigen klimatischen Verhältnissen gar nicht geeignet sind; dieselben würden sehr bald den Anstrengungen unterliegen. Ebensowenig gibt sich aber die große Mehrzahl der einheimischen Bewohner zu solchen Arbeiten her und nur der Stamm der Kru-Neger ist es, welcher fast die ganze

Westküste, von Liberia an bis Benguela hinab, mit Arbeitern für die Factoreien versorgt.

Die Heimath dieser Leute sind die Landstriche im Südosten von Monrovia, der Hauptstadt der Negerrepublik Liberia, bis zum Cap Palmas, und Tausende derselben verdingen sich alljährlich auf Schiffe oder in die zahlreichen Factoreien, welche längs der ganzen Westküste Afrika's zerstreut sind.

Die „croo-boys“ verdingen sich gewöhnlich auf zwei bis drei Jahre für einen monatlichen Sold von 4—6 Dollars, der aber in den meisten Fällen in europäischen Gütern ausgezahlt wird. Bei Aufnahme eines Trupps dieser Neger für eine Factorei ist es Gebrauch, dem betreffenden Kru-Chef, welcher die Leute liefert, zwei Monatsgehalte für jeden Arbeiter pränumerando zu bezahlen, auch in Gütern, besonders Rum, Tabak und Zeug. In den Factoreien pflegt man die Leute in Trupps von 8—10 Mann einzutheilen, deren jeder einen Chef hat; dieser ist gewissermaßen dem Factoristen gegenüber für seine Untergebenen verantwortlich, hat das Recht und die Verpflichtung, dieselben eventuell zu bestrafen u. s. w. Einer der croo-boys wird als Wachmann bestimmt; derselbe ist von aller Arbeit während des Tages befreit, muß dafür aber während der Nacht die Factorei bewachen und durch wiederholtes Pfeifen und Ausrufen seine Wachsamkeit beweisen.

Die croo-boys kommen, wie erwähnt, weit herum, aber doch in der Regel nur längs der Küste; in das Innere gehen sie außerordentlich ungern, aus Furcht, als Sclaven abgefangen zu werden. Diese Furcht ist um so mehr begründet, als sie selbst es in ihrem eigenen Lande ebenso machen und eine große Anzahl Sclaven halten. Die Mehrzahl der in den Factoreien beschäftigten Kru dürften überhaupt nicht Freie, sondern Sclaven sein, die von ihren Herren verdingt werden.

Mit Vorliebe dienen sie auf Schiffen, aber nur auf Küstenfahrzeugen; für größere Reisen ist es schon sehr schwer, dieselben zu gewinnen, obgleich auch Ausnahmen stattfinden. Es kommt gar nicht so selten vor, daß einige Kru bis Liverpool mitfahren und ebenso sind sie auch schon in Hamburg gesehen worden. Während meiner Anwesenheit in Gabun wurde ein dem Hause C. Wör-

mann gehöriger Schooner expedirt, dessen Mannschaft zum größten Theil aus croo-boys bestand. Ja sogar um das Cap der guten Hoffnung sind einzelne dieser Neger gefahren und der aus Indien heimkehrende Reisende v. Schlagintweit-Sakünlünski traf in Aden ein Schiff mit einigen Krunegern. Indessen sind dieß nur vereinzelte Fälle, im Allgemeinen bleiben sie an der afrikanischen Küste, woselbst sie sich ungemein nützlich machen.

Das Auftreten der croo-boys gegenüber den übrigen Negerstämmen, in deren Gebiet die betreffende Factorei liegt, ist in den meisten Fällen ein sehr selbstbewußtes, während andererseits diese die Kru-Arbeiter gern etwas von oben herab ansehen, eben weil sie arbeiten. Fast immer wird der croo-boy bei den so häufigen und unvermeidlichen Streitigkeiten zwischen Eingeborenen und Factoristen auf Seite der letzteren stehen und denselben auf alle Weise energisch unterstützen. Mehr als einmal ist es vorgekommen, daß croo-boys die Factoreien ihrer Herren mit den Waffen in der Hand vertheidigt haben. Ein nicht geringer persönlicher Muth und ein festes Zusammenhalten aller Kru-Neger unter einander, wenn es gilt, gegen die anderen Negerstämme aufzutreten, macht diese Leute zu einer wesentlichen und geradezu unentbehrlichen Stütze für das ganze System der Factoreien.

Andererseits kann wieder nicht geleugnet werden, daß der Nationalfehler aller Neger, das Stehlen, auch mit zu den hervorragendsten Eigenschaften der Kru gehört. Nicht bloß Einbrüche einzelner Individuen in die für sie so verlockenden Magazine der Factoreien, sondern von einem Trupp regelrecht ausgeführte Plünderungen gehören nicht eben zu den Seltenheiten und es bedarf der ganzen Energie und Wachsamkeit der Europäer, um ihr Eigenthum zu schützen. Aber auch in diesem Falle sind die Kru meistens verführt durch die einheimische Bevölkerung; die von ihren Männern dazu aufgeforderten Weiber der letzteren entwickeln eine widerliche Zudringlichkeit gegenüber den Kru und diese greifen natürlich mit Vergnügen zu; dann aber drohen die eigentlichen Ehemänner mit allen möglichen Palavern und treiben die armen croo-boys in die Enge, so daß diese schließlich zur Befriedigung ihrer Gegner zum Stehlen ihre Zuflucht nehmen.

In den meisten Fällen ist es Sitte, daß die croo-boys ihren Lohn nicht jeden Monat ausgezahlt erhalten, sondern erst am Schluß ihrer Dienstzeit; während derselben nehmen sie nur das auf, was sie absolut nöthig haben, und so kommt es vor, daß viele dieser Neger, wenn sie in ihre Heimath zurückkehren, ganze Koffer voll europäischer Waaren mitbringen. Wenn es ihnen dann gelingt, ohne von ihren eigenen Landsleuten ausgeplündert zu werden, ihr Heimathsdorf zu erreichen, so sind sie für einige Zeit wohlhabende Leute. Gar nicht selten verdingen sie sich ein zweites und drittes Mal als Arbeiter, ja, ich habe Leute gesehen, die zehn Jahre zur größten Zufriedenheit ihrer Herren gedient hatten und von diesen mit einer Art Diplom versehen wurden, auf welches sie mit Recht stolz waren und das sie gern vorzeigten.

Selbst die regelmäßig zwischen Liverpool und St. Paul de Loanda verkehrenden Postdampfer nehmen, sobald sie an der Kru-Küste angelangt sind, eine Partie dieser Neger als Arbeiter auf, und setzen dieselben auf der Rückfahrt wieder in ihre Heimath ab.

Die Behandlung der Kru seitens der Europäer ist durchschnittlich eine gute, was ja auch nur im Interesse der letzteren liegen kann; wenn einzelne Ausnahmen vorkommen, so beweisen diese nur die Regel. Das ganze System der Kru-Arbeit ist ein viel humaneres als z. B. der Kuli-Handel; die Kru-Neger genießen überall da, wo das Land im Besitz einer europäischen Macht ist, wie also in Gabun, den ausgedehntesten Rechtsschutz.

Während die croo-boys sowohl zu Wasser als auch in den Factoreien recht brauchbare Arbeiter abgeben, dürfte es aber sehr schwer sein, dieselben an die Plantagenarbeit zu gewöhnen. Andrerseits muß aber die Möglichkeit und Nothwendigkeit der Anlage von Plantagen in vielleicht gar nicht so entfernter Zeit in Betrachtung gezogen werden.

Der mit jedem Jahre immer unbedeutender werdende Handel in der eigentlichen Colonie Gabun zwang die Factoreien, neue Hülfsquellen zu suchen, und besonders günstig schien der große Ogowe-fluß, in dessen Stromgebiete zahlreiche kleine Völkerschaften wohnen und der außerdem Gelegenheit gibt, etwas weiter im Innern des Continentes direct mit den Eingebornen zu verkehren. Aber in

den ersten Jahren wurde dieser Ogowe-Handel vielfach durch die an der Meeresküste wohnenden Orungu gestört, welche einfach behaupteten, ihnen gehöre der Strom und nur durch ihre Vermittelung dürften die Weißen daselbst Handel treiben. Trotzdem legten zwei Handelshäuser, die erwähnte Liverpooler Firma und C. Wörmann (Hamburg) ungefähr 25 deutsche Meilen flußaufwärts, im Gebiete der Galloa, Factoreien an. Die Güter wurden während der Regenzeit bei hohem Wasserstand hinaufgeschafft; während der trocknen Zeit wurden möglichst viel Einkäufe an Gummi und Elfenbein gemacht, welche Producte von den in der folgenden Regenzeit wiederkehrenden kleinen Dampfern hinab nach Gabun befördert wurden. Freilich haben wiederholt die Orungu die friedliche Entwickelung dieses Handels gestört; im Anfange suchte man sie damit zu beruhigen, daß man ihnen von jedem flußaufwärts geschickten Waarentransport ein beträchtliches Geschenk überließ; einerseits aber wurden die Anforderungen immer unverschämter und andrerseits konnten die Factoristen, einmal im Besitz von Dampfern, bequem durch das Gebiet der Orungu durchfahren, ohne von diesen belästigt zu werden, kurz, man unterließ diesen erzwungenen Zoll schließlich ganz, worüber die Orungu natürlich empört waren und ihrem Zorn durch zahlreiche Räubereien und Plünderungen Ausdruck gaben.

Die größten Mengen von Gummi und Elfenbein erhalten die Ogowe-Factoreien durch die Akelle, ein zahlreiches und mächtiges Volk, das am linken Ufer des Ogowe sich in derselben Weise Einfluß zu verschaffen gewußt hat, wie die Fan am rechten. Sie erstrecken sich nach Süden zu bis an den See Jonanga, wo ihre Dörfer dicht bei denen der Galloa errichtet sind, wohnen zahlreich in dem gorillareichen, hügeligen Waldterrain zwischen diesem See und dem Rembo Ngunie und reichen von da in nördlicher und nordöstlicher Richtung bis in das Okande-Land hinauf, wo sie den Namen Mbangwe führen. Die Expeditionen der eingebornen Händler, die von den Factoreien ausgesendet werden, erstrecken sich demnach auch nur in das Akellegebiet. Es ist ein räuberisches und unzuverlässiges Volk, diese Akelle, aber sie sind auch Geschäftsleute ersten Ranges; wiederholt hat man sie die Juden unter den Negern genannt.

Auf dem Rembo Ngunie, der weit nach Süden hinab Atelle-Dörfer an seinen Ufern zeigt, sind leider durch Stromschnellen dem Vordringen der Händler Grenzen gesetzt. Nur wenige Meilen flußaufwärts von seiner Mündung beginnen die Sambakataratte, an welche sich weiterhin die Fugamifälle (Duchaillu hat dieselben Eugeniafälle getauft) anschließen, beide Oertlichkeiten bekannt durch einige Sagen, die im Munde der Eingebornen cursiren. Es ist mit großen Schwierigkeiten verbunden, die beladenen Canoes über diese Schnellen hinwegzubringen, und selbst wenn das gelingt, so sind die Verhältnisse weiterhin so unsicher, daß die Händler nur mit großer Vorsicht und gut bewaffnet sich bewegen können. Ausplünderungen der beladenen Canoes gehören noch immer zu den nicht selten stattfindenden Ereignissen.

Als Händler auf dem Ogowe nehmen die Factoristen gegenwärtig zum großen Theil Senegalesen, während früher nur Gabunesen und Orungu benutzt wurden. Das französische Gouvernement in Gabun hat einige Hundert schwarzer Marinesoldaten, Laptôts, zu seiner Verfügung; es kommt nun sehr häufig vor, daß einige derselben, sobald ihre Dienstzeit vorüber ist, in Gabun bleiben und sich den Factoreien als Händler anbieten. Sie wissen sich den Eingebornen gegenüber in großen Respect zu setzen, besitzen auch in der That einen größeren persönlichen Muth, als die durchschnittlich unglaublich feige einheimische Bevölkerung, und bieten den Factoreien insofern größere Garantien und relativ mehr Sicherheit, als sie sich als französische Unterthanen betrachten und von den Behörden bei etwaigen Veruntreuungen zur Verantwortung gezogen werden können. Es sind nur einige wenige freie Senegalesen, besonders die Familien Djernu, Samba, Bubu u. A. m., welche mit einem großen Anhang von ausgedienten Laptôts nach und nach den Zwischenhandel den eingebornen Gabunesen entziehen und an sich reißen; die letzteren sind natürlich darüber unwillig, können aber nichts dagegen thun.

Diese arabischen Händler dehnen ihre Handelszüge auf dem Ogowe immer weiter aus; bereits sind von ihnen die auf den Inseln innerhalb des Gebietes der Ogowe-Stromschnellen wohnenden Okota besucht worden und ebenso suchen sie mit den so allgemein gefürchteten Fan in directen Verkehr zu treten, und das kann dem

Handel nur von Vortheil sein. Die Fan bewohnen ein ungeheuer großes Waldgebiet und dulden Niemand darin; sie sind tüchtige Jäger und überhaupt arbeitsamer als die übrigen Negervölker; sie wünschen überall mit den Weißen direct zu verkehren, ohne durch die Küstenbevölkerung, die den Zwischenhandel als ihr Monopol auffaßt, auf die unverschämteste Weise betrogen zu werden. Wenn demnach, wie es schon während der letzten Zeit meiner Anwesenheit in den Ogowe-Factoreien der Fall war, die Fan aus dem Inneren ihres Waldgebietes herauskommen und ihre Dörfer dicht am Ufer des Flusses errichten, ja jetzt bereits höchstens eine Tagereise weit von den Factoreien entfernt sind, so kann das einerseits für die Entwickelung des Handels sehr vortheilhaft sein und demselben neue Hülfsquellen öffnen, andrerseits aber sind die Europäer sowohl, als auch die ansässige Ogowe-Bevölkerung genöthigt, die umfangreichsten Vorsichtsmaßregeln zu ihrem Schutz zu treffen, so lange die Regierung in Gabun nicht in der Lage zu sein glaubt, durch Stationirung eines kleinen Kanonenbootes an der Mündung des Rembo Ngunie die Interessen ihrer Unterthanen schützen zu können.

Aeußerst hinderlich für den Handel ist der Umstand, daß nur während der Regenzeit, welche die heißere und ungesundere ist, ein Verkehr mit Schiffen zwischen den Factoreien am Ogowe und Gabun stattfinden kann. Während der trockenen (kälteren und gesunderen) Zeit wird der Fluß stellenweise so flach, daß selbst Canoes über die Sandbänke geschoben werden müssen. Die Differenzen im Wasserstand betragen gegen 15 Fuß und während der trockenen Jahreszeit sieht der sonst majestätische Strom äußerst öde und traurig aus: ausgedehnte, fünf, sechs Fuß und mehr aus dem Wasser hervorragende Sandbänke ziehen sich quer durch den Fluß, eine sterile, gelbe Fläche ohne Leben, nur stellenweise seichte Wasserfäden für einen mühsamen Canoeverkehr übrig lassend. Ende August oder Anfang September beginnen die Gewässer allmählig zu steigen, eine Sandbank nach der anderen verschwindet unter dem Wasser und ist darnach das Bett mit einer imposanten Wassermasse gefüllt, welche gestattet, daß Dampfer mit ziemlich großen Schoonern im Schlepptau bis dicht an die Factoreien gelangen können. Darauf wird der Fluß wieder allmählig seichter, die kleine trockne Zeit bis

zum Dezember tritt ein, worauf ein neues Steigen beginnt, welches während der großen, bis Ende Mai andauernden Regenzeit anhält. Von da an bis gegen August ist ein Verkehr mit größeren Fahrzeugen nicht möglich, nur einzelne Canoes stellen die nothwendigste Verbindung zwischen den Factoreien und Gabun her, und das geht, besonders flußaufwärts, außerordentlich langsam, denn die Strömung des Flusses ist selbst während der trocknen Zeit nicht unbedeutend.

Aeußerst vortheilhaft würde es sein, wenn es einen Landweg gäbe von den Factoreien nach Gabun. Hin und wieder unternehmen einzelne Schwarze die Reise, indem sie zunächst zum Volk der Adschumba reisen und von da durch das Fangebiet an den Fluß Rembo, auf welchem man leicht nach Gabun gelangen kann. Die ganze Tour ist unter günstigen Verhältnissen in vier Tagen möglich und man vermeidet dabei die immer unangenehme Seereise von Cap Lopez zum Cap Pongara; aber andrerseits stören, wie überall, auch hier die Fan den freien Verkehr. Man hat zwei Tage durch einen nur von Fan bewohnten sumpfigen Wald zu marschiren, und es ist schon wiederholt vorgekommen, daß diese Cannibalen den Durchzug verweigert haben. Auch liegen dieselben in beständiger Fehde mit den Nachbarstämmen, besonders den Akelle, so daß dieser Weg immer unsicher sein wird.

Was die klimatischen Verhältnisse anbetrifft in dem Theile des Ogowe-Gebietes, in welchem sich die Factoreien befinden, so gehören dieselben nicht zu den ungünstigsten und bei rationeller Lebensweise kann es ein Europäer schon einige Zeit aushalten. Freilich fehlt hier der regelmäßige Wechsel von Land- und Seebrise, der für Gabun so wichtig ist und diesen Ort so ziemlich erträglich macht.

Versuche, das System der Factoreien von der Mündung des Rembo Ngunie aus weiter nach dem Innern hin zu erweitern, sind mehrfach gemacht worden und besonders hat man das Okande-Land im Auge gehabt. Ich bin zweimal daselbst gewesen, einmal länger als ein halbes Jahr und habe Land und Leute genau kennen gelernt. Gegenüber den trostlosen, monotonen, düsteren Waldlandschaften, die sich nicht bloß an der Küste finden, sondern noch weit in das Innere reichen, macht das Okandegebiet einen außerordentlich angenehmen Eindruck. Eine meilenweit ausgestreckte, grasbewachsene

Prairie, unterbrochen von einzelnen Waldpartien, und durchströmt von einer Anzahl kleiner Bäche, nach allen Seiten hin von Hügelreihen umgrenzt, bildet den Wohnort der mehrere Tausende zählenden Okandebevölkerung. Man kann drei Districte unterscheiden: den von Mbombi, den Lopedistrict und Aschuka; letzterer bildet den östlichsten Theil des Landes, ist schon ziemlich bergig und wird nur durch den dem Ogowe zuströmenden Ofuë von den Fan getrennt; nach Süden hin aber schließt sich das Volk der Asimba an.

In diesem hübschen, hochgelegenen, offenen und nicht sehr ungesunden Lande ist bis jetzt noch gar kein Handelsverkehr; nur Sclavenhändler, besonders der einflußreiche und wegen seiner Zauberkraft gefürchtete Ininga-König Renoki kommt fast jedes Jahr einmal hinauf, um Sclaven zu kaufen; Lope ist ein großer Platz dafür und die Okande bringen nicht nur ihren Vorrath von diesem Artikel dahin, sondern selbst die weiter im Innern wohnenden Oschebo und Aduma kommen manchmal so weit herab; gleich den Ininga und Galloa kommen auch Okota und Apinschi nicht selten in das Okandeland, so daß zu gewissen Zeiten in der Ebene von Lope ein sehr interessantes Leben und Treiben herrscht.

Das Land ist fruchtbar und reich; zahlreiche Heerden von wilden Rindern durchstreifen die Ebenen, die Waldpartien sind reich an Antilopen und Wildschweinen, in den Dörfern selbst aber werden zahllose Hühner und Ziegen gehalten. Ausgedehnte Plantagen enthalten Anpflanzungen von Maniok, Bananen, Erdnüssen, Yam, Mais ꝛc., der Ogowe ist voll von großen welsartigen, sehr gut schmeckenden Fischen, kurz das Land ist in jeder Weise geeignet für einen stationären Aufenthalt von Europäern.

Die Anlage von Factoreien in einem so günstig gelegenen Gebiete wie das Okande-Land würde also gewiß zu empfehlen sein, wenn Gelegenheit gegeben wäre, die Güter auf eine weniger kostspielige und riscante Weise dahin zu schaffen. Bis jetzt ist überhaupt der Verkehr der in der Nähe der Mündung des Rembo Ngunie wohnenden Stämme, also der Ininga und Galloa, mit den Okande ein außerordentlich seltener und unregelmäßiger, und dann nur zum Zweck des Sclavenhandels. Der Verkehr zu Lande ist kaum möglich, denn ein undurchdringlicher Urwald dehnt sich zu

beiden Seiten des Flusses aus und reicht tief in das Innere hinein; man ist also auf die natürlichen Verkehrsstraßen, die Flüsse, angewiesen, und diese sind auch nur auf eine verhältnißmäßig kurze Strecke befahrbar. Von der Mündung des Ogowe bei Cap Lopez bis einige Meilen oberhalb der Mündung des Rembo Ngunie, also im Ganzen höchstens vierzig deutsche Meilen, kann dieser Fluß selbst von kleinen Dampfern mit geringem Tiefgang befahren werden, wenigstens bei hohem Wasserstand; von da aber beginnt die Region der Stromschnellen und die Schwierigkeiten und Hindernisse mehren sich zusehends. Der Fluß hat hier im Allgemeinen einen ostwestlichen Lauf, senkrecht darauf, also von Nord nach Süd, streicht ein langer, aus einer Reihe paralleler Bergreihen bestehender Gebirgszug, und beim Durchbrechen desselben bildet der Fluß zahllose Katarakte, Strudel, Stromschnellen, selbst kleine Wasserfälle, die dem Canoeverkehr äußerst hinderlich sind. Wie oft mußte ich die Canoes entladen lassen, und die zahllosen Gegenstände, besonders das Waarenmagazin, das man bei einer Reise in das Innere mit sich zu führen genöthigt ist, mußten äußerst mühsam längs des Ufers über Felsen geschleppt werden. Stellenweise muß sogar das Canoe ans Land gezogen und eine Strecke weit über den felsigen Boden geschleift werden, und da diese Fahrzeuge außerordentlich groß und schwer sind (bis 80 Fuß lang und 50—60 Menschen fassend), so braucht man gewöhnlich mehr als hundert Leute, um innerhalb dieses Stromschnellengebietes zu reisen. In dieser Weise kann wohl eine Expedition vorgehen, die den Zweck hat, das Land kennen zu lernen; ein regelmäßiger Handelsverkehr aber, also ein Hinaufschaffen der europäischen Güter und ein Rücktransport einheimischer Producte, kann unter diesen Umständen wohl kaum hergestellt werden. Die Kosten sind bedeutend, die Gefahr des Verlustes von einer Menge Werthobjecten durch das sehr häufige Umwerfen oder Sinken der Canoes ist zu groß, außerdem ist die Verläßlichkeit der als Arbeiter und Ruderer engagirten Eingebornen sehr gering; dazu kommt der Umstand, daß die räuberischen Fan das ganze rechte Ufer des Ogowe besetzt halten und die Bewohner der Inseln und der gegenüberliegenden Seite — Okota, Apinschi, Okande rc. — bei jeder Gelegenheit angreifen. Außerdem stehen

die Iuinga und Galloa, also die in der Nähe der Ogowe-Factoreien wohnenden Stämme, welche allein berechtigt und befähigt sind, die Okande-Reise auszuführen, mit den erwähnten Nationen nicht immer auf bestem Fuße, so daß sich hier eine Menge Schwierigkeiten aufhäufen, die eine Reise durch das Gebiet der Stromschnellen noch heute zu einer der gefährlichsten, kostspieligsten und zeitraubendsten Expeditionen machen. Es sind auch bisher nur sehr wenig Europäer dort gewesen. Die ersten waren Mr. Walker, der Hauptagent eines Liverpooler Hauses, und Herr E. Schulze, der Agent von C. Wörmann, dann kam die Expedition des verstorbenen Marquis Compiègne und Mr. Marche, darauf folgten meine beiden Reisen ins Okande-Land 1874 und 1875 und später die noch dort verweilende Expedition des Grafen Brazza. Bis zum Okota-Land, das auch bereits im Gebiet der Stromschnellen liegt, ist außerdem Herr Schmieder, gleichfalls Agent von C. Wörmann, gereist, um eventuell eine Factorei zu gründen, aber es scheint, daß das Risico bei den durchaus unsicheren Zuständen dieses kleinen Inselvolkes doch zu groß ist; dagegen kommen einzelne schwarze Händler doch hin und wieder in jene Gebiete, um daselbst Gummi und Elfenbein einzukaufen. —

Was nun die Zukunft des Handels in den Gabun- und Ogowe-Ländern betrifft, so mag auf Folgendes aufmerksam gemacht werden.

Durch ein völlig unrationelles Ausrottungssystem seitens der Neger sind die Wälder in der Nähe des Meeres auf weite Strecken hin ihrer werthvollen Producte beraubt. Die Elephanten haben sich fast überall weit in das Innere zurückgezogen, und bei den unausgesetzten Verfolgungen, denen diese Thiere ausgesetzt sind, muß die Zeit bald heranrücken, in der das Elfenbein immer seltener wird. Die Nutzhölzer nahe der Küste sind niedergeschlagen und die Bewohner des Inlandes haben keine Gelegenheit, diese schwer zu transportirenden Producte in die Hände der Europäer gelangen zu lassen. Die Gummiliane ist in der Nähe des Meeres bereits ganz verschwunden und die Händler der Europäer müssen schon weit reisen, um größere Quantitäten Gummi zu erhalten. Freilich sind tiefer im Innern die Wälder noch reich an dieser Ranke, und ich

erinnere mich hierbei an die Reise vom Okande-Land durch das Fan-Gebiet zu den Aduma. Mein Fan-Führer machte mich beständig auf die zahlreichen mächtigen Schlingpflanzen aufmerksam und schnitt mit seinem Messer daran, um mir den weißen Gummisaft zu zeigen; aber diese Gebiete liegen zu weit, um schon in den Bereich einer regelrechten Ausbeutung gezogen werden zu können. Die Schwierigkeiten des Transportes auf dem Ogowe innerhalb des Gebietes der Stromschnellen sind ganz unüberwindlich, und der Reichthum dieser Gebiete wird noch für längere Zeit unzugänglich bleiben; die Zustände aber unter den dortigen Bewohnern geben keine Hoffnung, daß in dieser Richtung bald eine Aenderung zum Besseren eintreten wird.

Vor der Hand hat der Ogowe-Handel wohl seinen Höhepunkt noch nicht erreicht; sobald aber auch hier eine Aenderung eintreten sollte, und sie wird eintreten, müssen die dort handelnden Europäer als auch die Eingebornen von Gabun auf neue Erwerbsquellen denken, und von selbst ergibt sich da der Gedanke an die Anlage von Plantagen. In den großartigen Gartenanlagen der französischen Mission in Gabun sind Kaffee- und Kakaosträucher angepflanzt und die Producte beider Pflanzen sind ganz vorzüglich. Die klimatischen Verhältnisse in den Gabun-Ländern sind also geeignet; Raum ist gleichfalls genügend vorhanden in den meist bewaldeten Gebieten zwischen dem Mundah-Fluß und Gabun, besonders aber auch in den mehr offenen, stellenweise prärieartigen Landstrichen zwischen Cap Lopez und dem linken Ufer der Gabun-Bai. Es handelt sich nur um die Arbeiter. Man hat versucht, auf den portugiesischen Inseln St. Thomé und Principe Kru-Neger als Plantagenarbeiter zu gewinnen, aber bis jetzt (d. h. bis Ende 1876) ohne Erfolg. Hunderte und Tausende derselben hat man durch Versprechungen aller Art dahin gebracht; die Behandlung und der Lohn sollen ausnehmend gut gewesen sein, die Arbeit viel weniger anstrengend, als in den Factoreien, aber die croo-boys benutzten jede sich bietende Gelegenheit zum Entfliehen; sie sind eben nicht zu einer regelmäßigen landwirthschaftlichen Arbeit zu gebrauchen. Wo sie ein Canoe auftreiben konnten, bemächtigten sie sich desselben und

riskirten lieber die gefährliche Meerfahrt, als daß sie länger die ihnen verhaßte Arbeit verrichtet hätten.

Andrerseits gewinnen die Kaffeeplantagen in Liberia eine immer größere Ausdehnung; dafür aber haben die „coloured gentlemen" dieser Negerrepublik einen großen Vortheil in der Behandlung der Negerarbeiter gegenüber dem Europäer; aber vielleicht ist es doch im Laufe der Zeit möglich, Plantagenarbeiter heranzubilden.

Die Idee, Kulis aus Asien einzuführen, ist schon mehrfach aufgetaucht; es ist jedenfalls ein sehr kostspieliger Versuch, aber es ist kaum anzunehmen, daß die französische Regierung etwas gegen diese im Interesse ihrer Colonie auszuführende Einrichtung haben würde. Immerhin aber würde es nach allen Richtungen hin vortheilhafter sein, wenn man eingeborne Arbeiter gewinnen könnte, und wenn besonders die einflußreichen schwarzen Händler, die im Besitz von zahllosen Sclaven sind, die ihnen jetzt nicht mehr viel nützen, ja sogar nur eine Plage und Gefahr bilden, diesen ihren Einfluß zur Heranziehung ihrer Untergebenen für Plantagenarbeit verwenden möchten. Europäer, die so etwas in Angriff nehmen wollten, würden sich gewiß finden.

Wäre die Sclaverei noch im Schwunge, so wäre es ein Leichtes, Plantagen herzurichten und zu erhalten; mit sogenannten freien Arbeitern ist es allerdings ein sehr schweres Unternehmen.

VIII.

Elephanten- und andere Jagden.

Achtes Capitel.

Elephanten- und andere Jagden.

Seltenheit der Elephanten in den Küstenregionen. — Große Jagd im Okandeland. — Theilung der Beute. — Schwimmende Elephanten. — Elephantenfleisch. — Flußpferde. — Das Manga (Manatus). — Kassengu. — Das wilde Rind, njare. — Das Pinselohrschwein. — Antilopen. — Leopard. — Schlangen. — Hausthiere. — Der Gorilla. — Erste Nachrichten. — Junger Gorilla lebend in der Factorei in Gabun. — Ein anderer in der Ogowefactorei. — Gegenwärtige Verbreitung der Gorillas.

Trotzdem jährlich eine große Anzahl von Elephantenzähnen von der Westküste Afrikas aus nach Europa verschifft wird, so sind doch fast überall die Elephanten in den der Meeresküste zunächst liegenden Regionen ausgerottet und nur selten lassen sich einmal einzelne versprengte Exemplare in den dicht bewaldeten Mündungsgebieten der großen Ströme blicken. Mir ist nur die Küste von Malimba, zwischen Gabun im Süden und Camerun im Norden, bekannt, wo diese gewaltigen Thiere noch heerdenweise auftreten und gar nicht selten bis in die Nähe der Negerdörfer und der wenigen Factoreien daselbst kommen. Seitdem sich Europäer an den verschiedensten Theilen der Küste stationär gemacht haben und ein regelmäßiger und geordneter Tauschhandel den früher allgemein herrschenden Sclavenhandel verdrängt hat, ist von Seiten der Eingebornen ein so intensives Ausrottungs- und Vernichtungssystem gegen die Elephanten eingeführt worden, daß man jetzt schon ziemlich weit in das Innere reisen muß, wenn man auf diese Dickhäuter stoßen will.

In den ungeheuren, fast nur von Fan bewohnten Waldgebieten des mittleren Ogowe sind noch zahlreiche Elephantenheerden zu

treffen; von da aus verlaufen sie sich auch wohl manchmal in die offeneren Gegenden und im Okandeland hatte ich einmal Gelegenheit, einer interessanten Elephantenjagd beizuwohnen.

Eines Tages kam ein junger Okandehäuptling, Namens Buaja, ein Verwandter des einflußreichen Iningakönigs Renoki, nebst einigen Leuten vom Stamme der Mbaugwe (ein Glied des großen und weit verbreiteten Volkes der Akelle) in mein Lager mit der Meldung, man habe eine Heerde von acht Elephanten aufgetrieben und dieselbe in einem nur eine Meile entfernten Walde eingeschlossen und umzingelt. Die Jagd solle in den nächsten Tagen beginnen, sobald die religiösen Ceremonien vollendet seien, und ich möge daran theilnehmen; sie zweifelten nicht, daß die Gegenwart eines weißen Mannes beitragen werde, der Jagd zu einem glücklichen Ausfall zu verhelfen. Auch ohne diese höfliche und schmeichelhafte Einladung wäre ich zu diesem interessanten Schauspiel gegangen, das mir noch neu war; denn bisher waren uns immer nur einzelne, von größeren Heerden versprengte Elephanten begegnet, hier aber waren acht Stück beisammen, ein großes Ereigniß im Okandelande; denn durch die unaufhörlichen Jagden sind diese Thiere auch hier tief ins Innere gedrängt und stellenweise ganz ausgerottet worden.

Am nächsten Morgen kam König Buaja mit einem Trupp Okande- und Mbaugwemännern wieder, um mich zur Elephantenjagd abzuholen. Nach einem mehrstündigen in Folge der enormen Hitze sehr beschwerlichen Marsch hielten wir in einem Dorfe, dessen Chef, Namens Bassangoy, mich nicht weiterziehen lassen wollte, ohne bei ihm gerastet zu haben. Er brachte die üblichen Geschenke, Hühner und Bananen, ließ Erdnüsse rösten und hatte eine Calabasse voll frischen Palmweines bereit. Meine Begleiter begnügten sich mit einigen Zügen aus der langen Ljambapfeife (Haschisch, indischer Hanf), wodurch sich die Neger selbst nach den größten Anstrengungen wieder ungemein gekräftigt fühlen; ein regelmäßig fortgesetzter und allzuhäufiger Genuß dieses Krautes aber hat schädlichen Einfluß auf Körper und Geist und kann Stumpfsinn und Blödsinnigkeit bewirken.

Nach einem halbstündigen Marsch über feuchte und sumpfige Wiesen gelangten wir an den Wald mit den Elephanten. Hier aber herrschte ein ungemein reges Leben: Hunderte von Mbangwe, Männer, Weiber und Kinder waren versammelt und hatten sich bereits häuslich eingerichtet. Der ganze Wald, im Umkreis von gewiß drei Viertelstunden, war mit einer hohen und sehr starken Umzäunung eingeschlossen; die Mbangwe, welche die Elephanten in der Nähe ihrer wenigstens eine Tagereise entfernten Wohnsitze aufgetrieben hatten, waren den Thieren gefolgt, und erst in der Nähe von Bassangoys Dorf war es gelungen, dieselben in dem kleinen, abgeschlossenen Waldgebiet aufzuhalten und einzuschließen. Das Gehege bestand aus zwölf bis funfzehn Fuß hohen, ungefähr zehn Fuß auseinanderstehenden Pfosten, die durch dünnere Querbalken und Stangen verbunden waren, und obgleich nur mit bush-rope (dem hier allgemein angewendeten Bindemittel, das aus gespaltenen dünnen Lianen besteht) zusammengefügt, bildet des Ganze doch ein Gitter von sehr großer Festigkeit, freilich für die Kraft eines anstürmenden Elephanten immer noch ungenügend. Es kommt aber dabei nur darauf an, diese Thiere durch ein Hinderniß zu schrecken, und früher begnügte man sich einfach, damit das Jagdterrain durch dünne Lianen abzugrenzen, vor welchem Hindernisse die Elephanten zurückweichen.

Außerhalb des ganzen großen Geheges waren zahllose Hütten und Schutzdächer von den Mbangwe errichtet, da eine solche Jagd mit allen Vorbereitungen und der Vertheilung der Beute oft Wochen in Anspruch nimmt; auch ich suchte mir einen passenden Ort für einen mehrtägigen Aufenthalt aus.

Unter den zahlreich anwesenden Mbangwe fiel mir sofort der Oganga, der Medizinmann und Hexenmeister, auf, der eine fieberhafte Thätigkeit entwickelte. Er war es, der an alle Jäger Amulette austheilte, damit ihnen bei der Jagd kein Unglück zustoße, und ihm lag es ob, die Elephanten am Ausbrechen zu verhindern. Zu diesem Zwecke lief er unter lauten Ausrufen und beständig eine Zauberruthe schwingend, an der ein Säckchen mit geweihter „Medizin" befestigt war, um das Gehege; war er ermüdet, so wurde er von seiner Hauptfrau, der er einen Theil seiner Functionen ab=

getreten hatte, abgelöst, die dann unter gellendem Geschrei, ein Körbchen mit Medizin heftig schüttelnd, herumrannte, so daß die den Hütten zu nahe gekommenen Elephanten erschreckt zurückwichen. Abends vereinigten sich die Frauen und Kinder und zogen in langen Prozessionen singend und tanzend um den Wald herum, während die Männer sich um ihren Oganga versammelten. Mit heftigen Gesticulationen wurden die unglaublichsten Jagdabenteuer erzählt, wie Der oder Jener sich bei früheren Elephantenjagden ausgezeichnet oder blamirt hatte, wie man es morgen thun wolle, u. A. m., kurz es herrschte an diesem Abend in dem Lager ein ungemein aufgeregtes und interessantes Leben, dessen Anblick und Genuß mir nur durch die immer mehr überhand nehmenden Muskitos verleidet wurde, sodaß ich mich schließlich unter mein Muskitonetz flüchten mußte. Muskitos und Ameisen sind in Westafrika Plagen, von denen sich Niemand eine Vorstellung machen kann und wogegen die Qualen der Inquisitionsgerichte in ihrer glänzendsten Epoche noch sehr harmlos erscheinen.

Noch muß ich eines merkwürdigen Gebrauches erwähnen. Als ich auf dem Jagdplatz ankam, hatten sich die Elephanten in das Innere des eingeschlossenen Waldes zurückgezogen und keiner war sichtbar. Als ich nun den Wunsch äußerte, die Thiere zu sehen, versprach mir der Oganga, sofort dieses Begehren zu erfüllen. Mehrere Leute überstiegen vorsichtig die Umzäunung und stellten an einigen nahegelegenen Stellen allerhand Nahrungsmittel auf: Bananen, Mais, Ananas, Yam rc., auch Wasser zum Trinken in einem roh aus einem Baumstamm gearbeiteten Trog; dann lief der Medizinmann wieder schnellen Schrittes um das Gehege, indem er die Thiere herbeirief. Als nun nach längerer Zeit wirklich einige Elephanten in die Nähe des Platzes kamen, wo ich stand, waren die Mbangwe fest überzeugt, daß nur der Ruf und die Beschwörungen des Oganga die Thiere herbeigelockt haben.

Am nächsten Morgen wurde ich zeitig durch eigenthümliche, nicht unangenehm klingende Gesänge der Mbangwemänner geweckt, welche die letzten Vorbereitungen zur Eröffnung der Jagd trafen. Einige geschickte junge Burschen kletterten über die Umzäunung, um nach den Elephanten zu spähen, und sobald man wußte, wo

sich dieselben aufhielten, wurde von allen Seiten in den Wald eingedrungen; während die Männer die Elephanten angriffen, blieben die Weiber außerhalb der Umzäunung, um die heranrückenden und gehetzten Thiere durch großes Geschrei am Durchbrechen zu verhindern und zurückzuscheuchen.

Gegenwärtig verwendet man hier schon Feuerwaffen zur Jagd und zwar Steinschloßgewehre, die einen bedeutenden Tauschartikel in den Factoreien an der Küste bilden. Der Neger will kein anderes Gewehr haben und die Versuche mancher Handelshäuser, Waffen von besserer Construction einzuführen, waren ohne Erfolg; außerdem ist es aber neuerdings, und zwar mit vollem Recht, von dem französischen Gouverneur in Gabun verboten worden, gezogene Gewehre an die Schwarzen zu verkaufen. Die Nähe der Fan bei den Colonisten ist äußerst unbehaglich, und erst kurz vor meiner Abreise von Gabun, im Dezember 1876, hatten dieselben auf ein französisches Kanonenboot geschossen und zwar mit Büchsen, die sie auf irgend eine Weise erhalten hatten; wenn man aber erlauben wollte, daß diese Neger sich mit guten Gewehren versehen, so könnten sich die paar Europäer daselbst gar nicht mehr halten.

Früher war es allgemein Sitte, die Elephanten mit Speeren zu erlegen und der bekannte Reisende und Gorillajäger Duchaillu gibt von dieser Art zu jagen ein ungemein drastisches Bild. Auch jetzt noch kommen manchmal Speere in Anwendung und der erste von den acht gefangenen Elephanten wurde von einem Mbangwe auf folgende sonderbare Weise erlegt: Auf einem Baum war in ziemlicher Höhe ein Gerüst errichtet, worauf ein Mann stand, bewaffnet mit einem kleinen, kaum zwei Fuß langen, aber sehr starken Speer, der in einen dicken, vier bis fünf Fuß langen Pfahl eingefügt war. Der auf dem Baum stehende Mbangwe hielt nun diese wuchtige Waffe mit der Speerspitze nach unten, die Anderen suchten einen Elephanten in die Nähe des Baumes zu treiben, und sobald derselbe nahe genug am Jäger vorüberläuft, stößt ihm dieser den eisernen Speer mit aller Kraft in den Leib, und zwar muß er suchen, die Lendengegend oder den Nacken zu treffen, wo der Speer leichter als anderwärts tief eindringen kann. Dieses sehr schwierige Manöver gelang einem jungen Mbangweburschen

recht gut und das so getroffene Thier stürzte zusammen und verendete nach einiger Zeit. Der Held des Tages war natürlich sehr stolz auf diese That und brachte mir die Jagdtrophäen, eines der enorm großen Ohren, sowie den Schwanz des Elephanten, die dann dem Medizinmann zum Aufbewahren übergeben wurden. Dieser letztere, sowie einige ältere Männer, die nicht an der Jagd theilnehmen konnten, waren immer noch eifrig beschäftigt mit Verfertigen von Medizin und Amuletten, und mit Beschwörungen, um alles Unglück von ihren Stammesgenossen, sowie auch von mir und meinen Dienern abzuwenden.

An demselben Tage wurde noch ein zweiter, größerer Elephant von der Heerde getrennt und mit Gewehren getödtet; auf dieselbe Weise erlegten wir am nächsten Tage noch zwei andere Thiere. Dann aber wurde mir der Aufenthalt in dem sumpfigen Waldgebiet zu unangenehm; ich fürchtete einen Fieberanfall und kehrte in mein an einem günstigeren Platz gelegenes Lager zurück.

Speere und Steinschloßgewehre sind, wie bemerkt, in diesem Theile Afrikas die einzigen Waffen, womit man Elephanten tödtet; die Sitte, die gewaltigen Thiere zu umzingeln und einzuschließen, ist bei Fan und Akelle allgemein in Gebrauch und bei meinen Wanderungen durch die Wälder traf ich gar nicht so selten auf die Reste jener großen und stärkeren Gehege, die von früheren Jagden herrührten. Mit Fallgruben Elephanten zu fangen, habe ich nirgends bemerkt; Fallspeere und Fallgruben werden nur für kleinere Thiere angewendet, besonders Antilopen und wilde Schweine. Es ist stellenweise, in wildreichen Gegenden gar nicht ungefährlich, in den Wäldern herumzulaufen und man muß sich streng den Führern unterordnen, die man aus den umliegenden Ortschaften mitnimmt und die genau wissen, wo derartige Verkehrshindernisse angebracht sind.

Am dritten Tag brach, wie ich erfuhr, ein verwundeter Elephant durch die Umzäunung, aber ohne größeren Schaden anzurichten; indeß gab dieß doch Veranlassung zu allerhand Verhandlungen und Discussionen, wobei der Oganga oder Priester des Stammes ziemlich stark mitgenommen worden ist. Derselbe hat sich aber mit der allen diesen Leuten eigenen Schlauheit sehr geschickt aus der Affaire gezogen, indem er die Mißgunst und die nicht sehr freundliche Ge=

sinnung der Okandeleute gegenüber den Mbangwe als Ursache des Unglückes angab. Es dauerte dann noch einige Tage, bis man den Rest der Thiere getödtet hatte, um darauf an die schwierigste Arbeit, die Vertheilung der Beute zu gehen. Während sich nämlich bisher die Okandeleute sehr reservirt verhalten und die ganze Arbeit den Mbangwe überlassen hatten, kamen dieselben jetzt in hellen Haufen an und verlangten ihren Antheil an der Beute, indem sie als Grund angaben, es sei ihr Gebiet, auf dem die Elephanten erlegt worden sein. Die Verhandlungen und Streitigkeiten über diesen Fall dauerten noch mehrere Tage lang; wie schließlich die Vertheilung stattfand, ist mir unbekannt; nur soviel weiß ich, daß mir eine Zeitlang in allen Okandedörfern, überall wohin ich kam, Elephantenfleisch angeboten wurde, welches aber weder für den Magen, noch für das Gebiß eines Europäers geschaffen ist. Man sagt, der Rüssel und die Füße seien das Beste; ich habe wiederholt die intensivsten Kochversuche angestellt, ohne mit den Resultaten derselben befriedigt zu sein.

Auch von dem Elfenbein erhielten die Okande einen Theil, natürlich in erster Linie derjenige Oganga, welcher für Elephantenpalaver eingesetzt ist. Bei den Okandeleuten hat sich ein sehr mannigfaltig ausgebildetes Priester- und Ogangawesen entwickelt und eine strenge Arbeitstheilung ist eingeführt; es gibt Oganga für die Jagd, andere für den Krieg, wieder andere für das Wetter u. s. w. Hier führte nun der Jagdpriester das große Wort und schlug für sich und mehrere angesehene Okandehäuptlinge einige Elephantenzähne von den Mbangwes heraus.

Das Elfenbein wird von den Okande und Mbangwe an die weiter flußabwärts wohnenden Stämme, besonders an die Ininga, Galloa und Akelle gegen europäische Waaren vertauscht; von diesen Stämmen kommt es zu den an der Meeresküste wohnenden Orungu und Mpungwe (Gabunesen), und diese erst verkaufen die Zähne, auch nur gegen europäische Güter, an die in der französischen Colonie Gabun errichteten Factoreien, welche verschiedenen englischen, deutschen und französischen Handelshäusern gehören. Bei diesem Tauschhandel vertheuert sich natürlich das Elfenbein in ganz enormer Weise und gegenwärtig sind an der Küste die Preise sehr hoch,

während man dasselbe tief im Innern noch sehr billig haben kann; dagegen erlauben die den Zwischenhandel treibenden Völker nicht den directen Verkehr der Europäer mit den eigentlichen Jägerstämmen. —

Was den bei unserer Jagd durchgegangenen Elephanten betrifft, so war derselbe schon nach zwei Tagen im Gebiete der Asimba eingetroffen und erlegt worden; es entspann sich nun ein lebhafter Streit zwischen den Asimba einerseits und den Okande und Mbangwe andrerseits über das Eigenthumsrecht an diesem Thiere. Die ersteren weigerten sich anfangs ernergisch, den Cadaver herauszugeben, wurden aber schließlich durch die ihrer Zauberkraft wegen allgemein gefürchteten Oganga der Okandeleute doch gezwungen, auf ihre Jagdbeute zu verzichten und erhielten nur einen kleinen Theil des Fleisches; die Okande und Mbangwe aber theilten sich in die Zähne und das übrige Fleisch.

Schon vor dieser größeren Jagd hatte ich mehrmals Gelegenheit gehabt, Elephanten zu jagen, aber es waren nur einzelne Exemplare gewesen, die wir auftrieben. Ich hielt mich einmal mehrere Tage hindurch im östlichen Theile des Okandelandes, im District von Aschuka auf und hatte meine Hütte dicht am Ufer des Ogowe errichtet. Eines Morgens zeitig wurde ich durch das Geschrei meiner Leute geweckt: ischogo, ischogo! ein Elephant, ein Elephant! Ich sprang auf und erblickte auch einen solchen, der gemüthlich im Flusse einhergeschwommen kam. Sofort waren wir natürlich im Canoe und verfolgten das übrigens noch junge Thier. Der Elephant ist im Wasser sehr unbehülflich, und als er merkte, daß er verfolgt ward, suchte er so schnell als möglich das Ufer zu erreichen. Wir aber waren, begünstigt durch die starke Strömung des Flusses, ebenso schnell auf dem Lande und trieben das Thier in eine kleine waldige Niederung, wo er bald unter unsern Kugeln zusammenbrach.

Ein zweiter ähnlicher Fall verlief nicht so günstig. Wir verfolgten gleichfalls einen im Strom schwimmenden Elephanten; er wurde angeschossen und schwer verwundet, wie aus der starken Trübung des Wassers hervorging. Aber er erreichte das Ufer, sprang bald darauf wieder in den Fluß, durchquerte denselben, immer von uns verfolgt, und erreichte schließlich das andere Ufer; dieses

aber war von Fan bewohnt, sodaß ich die Okande- und Iningaleute, welche ruderten, nicht dazu bringen konnte, weiter zu gehen; die Furcht vor den Cannibalen war größer als die Habsucht. Der Elephant ist ohne Zweifel bald zusammengebrochen und eine willkommene Beute der Fan geworden.

In Betreff des ersterwähnten von uns erlegten Elephanten hatte ich noch allerhand Unannehmlichkeiten und Streitereien mit den Okandeleuten. Diese behaupteten nämlich, Alles was in ihrem Lande geschossen wird, gehöre ihnen; meine Diener aber, denen ich das Thier geschenkt hatte, wollten es auf keinen Fall wieder herausgeben. Es wäre mir nun durch einige Drohungen leicht gewesen, die Okande zur Ruhe zu bringen, aber es lag mir damals viel daran, sie bei guter Laune zu erhalten und so theilte ich die Jagdbeute: einen Stoßzahn und die größere Hälfte des Fleisches erhielten die Okande, den anderen Stroßzahn und das übrige Fleisch meine Diener — ein Urtheil, mit dem sich schließlich beide Parteien zufrieden gaben.

Das von den Negern so gern verzehrte Fleisch ist für Europäer kaum genießbar. Ich habe sehr häufig Elephantenfleisch, besonders Füße und Rüssel, die als die besten Stücke gelten, als Gastgeschenk erhalten, und die Neugier veranlaßte mich auch, dieses viele Stunden lang gekochte Gericht zu genießen, aber ich konnte der zähen Masse keinen Geschmack abgewinnen und überließ alles meinen Dienern. Ebenso verhält es sich mit dem Fleisch des Flußpferdes, Hippopotamus, welches Thier im Ogowe, wie überhaupt in allen größeren westafrikanischen Flüssen, ungemein häufig vorkommt. Wie oft sah ich bei meinen Canoefahrten die Köpfe dieser häßlichen Wassercolosse aus dem Wasser hervortauchen, und wie manche Kugel haben wir dabei verschossen, nicht etwa in der Hoffnung das Thier zu tödten, sondern dasselbe nur zu verscheuchen, da nicht selten Canoes durch diese Thiere umgeworfen werden. Ist es mir doch selbst passirt, daß auf der Rückreise vom Okandeland zum Apinschigebiet ein Flußpferd plötzlich dicht bei meinem Canoe auftauchte und das Fahrzeug streifte, sodaß die eine Wand einen großen Sprung bekam und das Wasser eindrang. Zum

Glück geschah dieß dicht am Ufer und wir konnten schnell die Sammlungen und Waaren ans Land schaffen.

Die Flußpferde werden nie von den Negern im Wasser gejagt, sondern man paßt dieselben am Lande ab. Die Thiere gehen gewöhnlich während der Nacht zum Fressen ans Ufer, da wo zwischen dem Wald und dem Fluß ein schmaler Streifen Grasboden sich befindet; die Jäger suchen dann das Thier vom Fluß abzuschneiden und in den Wald zu treiben, wo es mit Speeren und Gewehren getödtet wird. Das Fleisch wird, wie erwähnt, gleichfalls gegessen; ich habe häufig für meine manchmal aus hundert und mehr Menschen bestehende Begleitung große Mengen geräuchertes Flußpferdfleisch gekauft, was sich in diesem Zustande sehr lange hält. Die Zähne werden nicht verwendet; nur bei den Orungu-Negern (in Cap Lopez) pflegt man die Itondos, d. s. große, hübsch gearbeitete Haarnadeln für Frauen, daraus zu verfertigen.

Neben dem Flußpferd kommt, besonders in dem brackischen Unterlauf der westafrikanischen Ströme, ein anderes interessantes Wassersäugethier recht häufig vor, das von den Eingebornen manga genannt wird. Es ist ein 6 — 8 Fuß großer Manatus, ein Thier, das in die Ordnung der Sirenen gehört und dessen nächster Verwandter der an den Küsten Süd- und Mittelamerikas häufige Lamantin (Manatus australis) ist.

Das Manga wird seines Fleisches wegen gejagt und zwar wird es harpunirt. Es war mir leider nicht möglich, ein ganzes Thier zu bekommen, dagegen habe ich Skelette und besonders schöne Schädel in ziemlicher Anzahl gesammelt; überall aber fehlen mir die Knochen der kurzen flossenartigen Füße, die die Eingebornen dem getödteten Thiere abhacken und als wirksames Amulet tragen. Aus der dicken lederartigen Haut verfertigen die Gabunesen die Kassengu, die großen Peitschen, womit faule und diebische Arbeiter in den Factoreien tractirt werden; übrigens pflegt man diese Attribute der Gerechtigkeit auch aus Elephanten- und Hippopotamushaut herzustellen.

Alle diese Thiere aber sind für den reisenden Europäer, der durch Jagd sich Nahrungsmittel erwerben muß, ohne Betracht, weil ungenießbar; für ihn sind nur die wilden Rinder, die Wildschweine

und die verschiedenen Antilopenarten von Interesse, die allerdings ein genießbares Fleisch liefern, vorausgesetzt, daß keine Hausthiere, Ziegen, Schafe und Hühner, oder Fische zu haben sind. Letzterer Fall tritt übrigens selten ein, denn überall, wo Neger-Ansiedelungen sich finden, trifft man auch diese Thiere an.

In den Wäldern nahe der Küste sind die erwähnten Wildarten übrigens schon sehr selten; das wilde Rind, njare, kommt in der Nähe von Cap Lopez noch auf einigen durch das Ogowe-Delta gebildeten Inseln nicht selten vor; am häufigsten aber traf ich Heerden davon in dem offenen, prärieartigen Okandeland, wo wir auch wiederholt erfolgreiche Jagden darauf angestellt haben. Das njare ist kein echter Büffel, es ist kleiner als unser domesticirtes Rind und ist charakterisirt durch zwei sehr kurze, nach hinten gebogene Hörner. Die Jagd ist im Allgemeinen ungefährlich, obgleich Unglücksfälle hin und wieder auch vorkommen. Etwas Derartiges passirte im Okandeland während meiner Anwesenheit. Ein paar Leute aus einem mir benachbarten Dorfe hatten am gegenüberliegenden Ufer des Flusses ein paar Rinder gesehen, und da in der Nähe keine Fan-Dörfer waren, so riskirten sie die Ueberfahrt, um zu jagen. Der eine der Okande verwundete einen Büffel stark am Bein, so daß er zusammensank; als er dann dicht herantrat, um das Thier zu tödten, sprang dieses wieder auf und bohrte dem Jäger ein Horn in die Seite, so daß derselbe nach einigen Tagen an der Verwundung gestorben ist. Solche Fälle sind, wie gesagt, selten und werden meist nur durch Unvorsichtigkeit herbeigeführt.

Das Fleisch, besonders der jungen Rinder, ist soweit ganz gut und wird von Negern mit großer Vorliebe gegessen; die Häute der getödteten Thiere wissen sie nicht zu verwenden, höchstens daß sie große runde Fächer und Insectenklatschen daraus verfertigen, deren sich die älteren Neger vielfach bedienen. Der aus Holz bestehende Griff dieser Fächer ist oft recht künstlich geschnitzt und zeigt sich hierin ein gewisser Kunstsinn. Besonders häufig werden menschliche Köpfe geschnitzt, die allerdings in Bezug auf Naturwahrheit Manches zu wünschen übrig lassen.

Dieses wilde Rind, das unter dem Namen Bos brachyceros beschrieben wird, ist von röthlicher Färbung und hat einen Kopf,

der dem eines Hirsches gleicht; es hält in seinem Körperbau die Mitte zwischen unserem Hausrind und einer Antilope und ist nicht nur an der ganzen Westküste verbreitet, sondern findet sich auch in Ostafrika.

Das in Westafrika gleichfalls häufig und heerdenweise auftretende Wildschwein ist das sogenannte Pinselohrschwein, Potamochœrus africanus, von dunkelrothgelber Farbe, etwas kleiner als unser Wildschwein und charakterisirt durch pinselartige verlängerte Ohrspitzen. Das Fleisch ist sehr wohlschmeckend und wird auch von den Negern geschätzt; man fängt dieses Thier vielfach in Fallgruben und mit Hülfe von Fallspeeren.

Von Antilopen gibt es in den Wäldern des Gabun- und Ogowe-Gebietes wenigstens zehn verschiedene Arten, von der kleinen zierlichen Zwergantilope an, die nicht viel größer als ein Hahn ist, bis zu der weißgestreiften Bangoantilope, die die Größe eines Damhirsches erreicht. Große Heerden dieser Thiere, wie sie in den offenen Plateaulandschaften Inner-Afrikas so häufig sind, beobachtet man in den dichten Urwäldern Westafrikas natürlich nicht; mir sind Antilopen wiederholt paarweise begegnet, bei dem ausnehmend scheuen Charakter dieser Thiere ist eine Jagd auf dieselben ungemein schwierig. Die Neger erlegen auch die meisten Antilopen in Fallgruben. Trotzdem überhaupt die Wälder ungeheuer reich an Wild sind, gehört doch eine erfolgreiche Jagd zu den allerschwierigsten und mühsamsten Unternehmungen; es passirt dem Reisenden außerordentlich selten, daß er auf Wild stößt und es ist eine durchaus irrige Meinung, wenn man meint, man brauche sich in den wildreichen tropischen Waldungen nur hinzustellen und loszuschießen, um bald eine reiche Jagdbeute zusammen zu haben.

Es ist durchaus nicht der Ort, all die zahllosen Thiere der hohen und niedern Jagd aufzuführen; ich will nur erwähnen, daß eine Anzahl Thiere, die nördlich und südlich von dem äquatorialen Theile Westafrikas vorkommen, hier nicht einmal dem Namen nach bekannt sind. Man kennt weder den Löwen noch die Giraffe, ebenso fehlen Strauße und Hyänen (Duchaillu erwähnt allerdings, daß die gestreifte Hyäne schon im Kammagebiet, also südlich vom Ogowe vorkomme; mir ist Nichts davon bekannt geworden). Von größeren

Raubthieren ist nur der Leopard vertreten, der längs der ganzen Westküste angetroffen und fälschlich Tiger genannt wird. Stellenweise ist er recht häufig und für die Ziegen- und Schafheerden der Neger und Factoristen sehr gefährlich. Daß der Leopard auch Menschen angreift, davon ist mir nur ein Fall bekannt, der sich während meines Aufenthaltes im Banschakagebiet zutrug. Die Wälder am oberen Ogowe sind verrufen als reich an Leoparden; ich hatte einmal mein Bivouak für die Nacht dicht am Fluß aufgeschlagen, da das nächste Banschakadorf noch anderthalb Stunden weit im Walde lag. Die Bewohner hatten aber meine Ankunft erfahren und beschworen mich hoch und theuer, trotz der späten Abendstunde noch in ihr Dorf zu kommen, da eine Menge Leoparden im Wald seien. Wirklich hatten wir am entgegengesetzten Ufer des hier schon sehr schmalen Ogowe wiederholt das charakteristische Gebrüll dieses Raubthieres gehört. Da auch meine Diener Angst zeigten, so gab ich nach und unternahm noch den sehr beschwerlichen Waldweg, wobei meine Banschakabegleitung große Fackeln anzündeten und einen Höllenlärm vollführten, um die Leoparden abzuhalten. Ich blieb dann ein paar Tage in dem Dorfe und da passirte es denn, daß eine Frau spät Abends nach der eine Viertelstunde entfernten Quelle in den Wald ging, um Wasser zu holen. Sie kam nicht zurück und am anderen Morgen fand man die deutlichsten Spuren des Unglücksfalles. Bei den unter allen Negern der Westküste herrschenden Ansichten ist dieß nun kein natürliches Ereigniß gewesen, sondern es hat sich einer aus dem Dorfe in einen Leopard verwandelt und die Frau zerrissen. Die Familie der Verunglückten wandte sich an den Oganga, den Zauberer und Priester des Ortes, der denn auch bald eine Person ausfindig machte und beschuldigte. Er wurde, wie ich gehört habe, zum N'cassa-Essen verurtheilt; wie das Ordal ausgegangen ist, habe ich nicht erfahren.

Der Leopard ist, wie gesagt, das einzige größere und gefährliche Raubthier im Stromgebiet des Ogowe; die überall häufige, kleine aber blutgierige Tigerkatze ist für die von den Negern gehaltenen Hühner ebenso gefährlich, wie mehrere große Falken- und Adlerarten, die gleichfalls eine große Verbreitung haben. Während die Neger sonst Alles, was nur an Fleisch erinnert, genießen, wurde

mir vielfach gesagt, daß das der katzenartigen Raubthiere nicht gegessen werde.

In Bezug auf das Essen von sonst für ungenießbar gehaltenen Fleischsorten mag noch erwähnt werden, daß nicht nur die verschiedenen Affenarten, Stachelschweine, große Buschratten, Krokodile ꝛc. allenthalben als Nahrungsmittel dienen, sondern daß auch das Fleisch einer sehr großen und dicken Pythonschlange, besonders im Okandelande, sehr geschätzt ist. Diese zwölf Fuß und mehr lange, ungefährliche Schlange ist übrigens ziemlich selten, viel häufiger sind kleinere, aber sehr giftige Nattern, besonders die in Gabun häufige, bis fünf Fuß lange schwarze Schlange, und eine kleinere grüne Art, deren Biß in den meisten Fällen tödtlich ist. Es ist eigenthümlich, daß bei der Sitte der Neger, nie irgend eine Fußbekleidung zu tragen, nicht mehr Unglücksfälle durch Schlangenbisse passiren. Während meines Aufenthaltes im Okandeland ist ein junger Bursche, der bei mir bedienstet war, gestorben. Er war in den Fuß gebissen worden, hatte aber nichts gesagt, da er es für unbedeutend hielt; Abends ging er in ein benachbartes Dorf zu seinen Eltern und schon am nächsten Morgen kam sein Vater laut jammernd zu mir mit der Meldung vom Tode seines Sohnes. Hätte ich es zur rechten Zeit erfahren, so wäre er durch eine Injection von Ammoniak noch zu retten gewesen, obgleich ich mich sehr ungern in diese Affaire gemischt hätte. Ich habe es, wo nur möglich, abgelehnt, ärztliche Hülfe zu leisten, denn bei einem ungünstigen Ausgang der Krankheit wird doch der Weiße verantwortlich gemacht und ihm die Anwendung von Zaubereien vorgeworfen. Uebrigens haben die Neger selbst gegen viele Krankheiten Mittel, nur ist deren Kenntniß meistens Geheimniß der Priester oder einiger alten Frauen, und trotz der verschiedensten Versuche ist es mir nie gelungen, eine Anzahl Medicamente zu bekommen.

Die seßhafte Bevölkerung am Gabun und Ogowe treiben die Jagd in sehr geringem Maße und überlassen diese Mühe den Abongo, den Fan und Akelle, die als echte Buschmenschen eine große Neigung dazu haben. Diese letzteren vertauschen die Jagderzeugnisse an die den Sclavenhandel vorziehenden Stämme, die übrigens durch das Halten von zahlreichen Ziegen, Schafen und Hühnern immer reich-

lich mit Fleisch versehen sind. Die Ziegen ähneln ganz den unsrigen, die Schafe aber haben keine Wolle, sondern ein glattes Ziegenfell und sind auffallend hochbeinig; es ist eine quer durch das ganze äquatoriale Afrika reichende Art. Es ist gewiß auffallend, daß die Ogoweneger nicht das Melken ihrer Hausthiere verstehen, überhaupt ganz erstaunt waren, als meine Diener die Ziegen melkten und mir die Milch verabreichten; ja, es ist mir wiederholt vorgekommen, daß die Neger sich in großen Schaaren um mich stellten, um zuzusehen, wie ich die Eier von Hühnern aß, was ihnen völlig neu war, trotzdem die kugelrunden Eier der Schildkröten, sowie die großen Krokodileier allenthalben verzehrt werden. —

Dasjenige Thier aber, was am interessantesten ist und was die von mir bereisten Gegenden unstreitig am meisten bekannt gemacht hat, ist der Gorilla. Die ersten Nachrichten von diesem Thiere findet man bereits in dem Bericht, den der Karthager Hanno von seiner großen Expedition längs der westafrikanischen Küste gab: „Am dritten Tage, als wir von dort gesegelt waren und die Feuerströme durchschifft hatten, kamen wir zu einem Busen, das Südhorn genannt. Im Hintergrunde war ein Eiland mit einem See und in diesem wieder eine Insel, auf welcher sich wilde Menschen befanden. Die Mehrzahl derselben waren Weiber mit haarigem Körper und die Dolmetscher nannten sie Gorillas. Die Männchen konnten wir nicht erreichen, als wir sie verfolgten; sie entkamen leicht, da sie Abgründe durchkletterten und sich mit Felsstücken vertheidigten. Wir erlangten drei Weibchen, jedoch konnten wir dieselben nicht fortbringen, weil sie bissen und kratzten. Deshalb mußten wir sie tödten; wir zogen sie ab und schickten das abgestreifte Fell nach Karthago." Die Häute wurden später, wie Plinius berichtet, im Tempel der Juno aufbewahrt.

Die ersten Skelette und Cadaver dieses großen Affen sind aber erst in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts zur wissenschaftlichen Untersuchung nach Europa gekommen, und allgemeiner bekannt ist der Gorilla erst geworden durch die etwas mit grano salis aufzunehmenden Jagderzählungen Duchaillu's. Obgleich ich bei meiner ersten Ogowefahrt mitten in das Gorillagebiet gekommen bin, so hatte ich doch nicht Gelegenheit, einer Jagd beizuwohnen, da ich in

den feuchten, dichten Urwäldern zwischen dem See Jonanga und dem Rembo Ngunie stark vom Fieber heimgesucht wurde. Späterhin hatte ich dann andere, wichtigere Sachen zu thun, als Jagdabenteuer aufzusuchen und so kann ich keine Beobachtungen über dieses Thier im Freien mittheilen. Dagegen sind einigemal junge lebende n'dschina (dieß ist der Name der Eingebornen für den Affen) in die Factoreien am Ogowe und in Gabun gebracht worden, die wir auch einige Zeit am Leben erhalten haben.

Als ich von meiner ersten Okandereise nach Gabun zurückkehrte, fand ich daselbst in der deutschen Factorei einen lebenden Gorilla vor, der das allgemeinste Interesse erregte. Das Thier stammte von Kamma (Fernand Vaz), also aus der Gegend, wo auch Duchaillu seine Jagden ausführte, und wurde aus einer Heerde oder Familie von acht Stück ergriffen. Ein kleiner Hund, der von einem alten, später von den Negern getödteten Exemplare etwas verwundet worden war, hinderte unser Exemplar so lange an der Flucht, bis die Jäger herbeikamen, den Affen im Genick packten und die Hände zusammenbanden. In diesem Zustande wurde der junge Gorilla in die kleine Zweigfactorei des deutschen Hauses in Kamma zum Verkauf gebracht; leider hatte man ihm daselbst die großen Eckzähne etwas abgefeilt, da das Thier anfangs sehr bissig war.

Der Gorilla, wie ich ihn in Gabun sah, war ein junges, aber gewiß schon zwei Jahr zählendes männliches Exemplar, das sich ziemlich leicht an die Gefangenschaft und den Umgang mit Menschen gewöhnte. Er hatte eine lange, dünne eiserne Kette um den Hals, so daß er einen großen Spielraum zur freien Bewegung hatte; den größten Theil des Tages aber saß er nachdenklich in seiner Tonne, wo er es sich auf dem Stroh möglichst bequem machte. Gegen kalten Wind und Regen war das Thier sehr empfindlich und während der Nacht wurde ein dickes Segeltuch um die Tonne gewickelt. Die gewöhnliche Stellung des jungen Gorilla war eine hockende, die beiden Vorderarme kreuzweise übereinander geschlagen und dabei immer aufmerksam die Umgebung beobachtend. Stets saß er so, daß er irgend einen Gegenstand, seine Tonne, oder die Wand des Hauses im Rücken hatte, er wollte rückenfrei sein und seine Feinde beständig vor sich haben. Er konnte sehr unruhig werden, wenn man ihn

zwang, auf einer freien Fläche zu sitzen, so daß die Leute sich rings um ihn herum stellten. Im Schlaf legte er sich stets lang auf den Rücken oder auf die Seite, die eine Hand unter dem Kopf, gewissermaßen als Kopfkissen; nie schlief er hockend. Dabei fiel mir auf, daß er in seiner Tonne in der Weise schlief, daß der Kopf nach außen zu lag und der Körper nach innen. Der Gorilla lief stets auf allen Vieren, nie aufrecht stehend, die beiden hinteren Hände platt auf den Boden gedrückt, wie Füße, die vorderen aber zusammengeballt, so daß er eigentlich auf den Knöcheln der Finger ging; dabei hatte er den bekannten seitlichen Gang.

Als ich das Thier in Gabun antraf, litt es fürchterlich an den sogenannten Dissons (Bichu), den Sandflöhen, die eine der fürchterlichsten Plagen auch für die Menschen sind. Dieses Insect existirt erst seit kaum zehn Jahren in Afrika und soll durch ein brasilianisches Schiff, dessen schwarze Bemannung an diesem Uebel litt, an die westafrikanische Küste gebracht worden sein, längs deren es sich nun mit fabelhafter Schnelligkeit verbreitet; durch die reisenden Händler kommt es auch in das Innere und ich selbst und meine Diener haben zur Verbreitung dieser Landplage bis ins Okandeland hinein und weiter beigetragen. Die Neger mit ihren nackten Füßen leiden natürlich mehr als der mit Stiefeln versehene Europäer; aber auch für den letzteren ist die Qual groß. Die winzigen Thierchen kriechen durch die feinsten Oeffnungen und bohren sich unter den Nägeln der Füße ein; bald entwickelt sich ein Eiersack, der die Größe einer Erbse erreicht und den zu entfernen, ohne ihn zu zerdrücken, die Hauptaufgabe ist. Gelingt dieß, so bleibt noch einige Zeit eine Wunde, die aber bald heilt; im anderen Falle entwickeln sich schmerzhafte Geschwüre, deren Heilung lange Zeit erfordert. Häufige Waschungen mit warmem Wasser, dem etwas Holzasche beigefügt ist, gilt als gutes Präservativ; wo aber das Insect in Massen auftritt, hilft das Alles nichts. Auch unser Gorilla litt entsetzlich an diesen Bichu und besonders die Vorderhände waren ganz voll mit Blasen. Da das Thier nicht gutmüthig genug war, um sich anfassen zu lassen, so konnte ihm natürlich auch nicht geholfen werden.

Wir beabsichtigten, den jungen Gorilla mit einem während der Sommermonate fahrenden Segelschiffe nach Hamburg zu schicken und

dabei bildete natürlich die Ernährung desselben die Hauptfrage. Wir hatten ihm häufig Brod, Reis, Milch &c., überhaupt Sachen, die an Bord sowohl als auch in Europa immer zu haben sind, gegeben, aber mit geringem Erfolg. Einige Male gelang es, ihm etwas Schiffszwieback beizubringen, auch nahm er einmal etwas gekochten Reis, aber es scheint, daß das Thier nur seine Neugierde befriedigen wollte und da es ihm nicht mundete, ließ er es stehen. Seine Lieblingsnahrung ist eine in den Wäldern von Gabun recht häufige rothe Frucht von schwach salzigem Geschmack, von der der Gorilla die innen befindlichen Kerne genießt; Bananen und Orangen liebte er gleichfalls, besonders aber kaute er gern Zuckerrohr. Das Thier war doch schließlich bereits so zahm, daß es die dargebotenen Nahrungsmittel ruhig, und ohne zu kratzen und Beißversuche anzustellen, annahm; ebenso hatte man es soweit gebracht, daß er ein Glas Wasser aus der Hand nahm und austrank.

Nur einige wenige Male hörte ich ihn bei heftiger Erregung einen grunzenden Ton hervorbringen, für gewöhnlich war er ganz stumm.

Es machte große Mühe, den Affen an Bord des Schiffes zu bringen; dem Capitän waren eine Menge Bananen, Zuckerrohr &c. mitgegeben worden, um dem Thiere wenigstens die ersten Wochen der Reise noch seine heimathlichen Nahrungsmittel reichen zu können; wie ich aber später erfahren habe, ist das Thier doch schon in den ersten Tagen der Seereise gestorben, entweder an Verstopfung oder einer daraus folgenden Dysenterie. Der Cadaver kam in ziemlich gutem Zustande in Hamburg an und ist von dem Vorsteher des zoologischen Gartens daselbst, Dr. Bolau, in geeigneter Weise wissenschaftlich verwerthet worden.

Mit mir zu gleicher Zeit war der Zoologe Prof. Buchholz in Gabun, der neben verschiedenen Kopfzeichnungen auch eine treffliche Farbenskizze des lebenden Thieres geliefert hat. Dieselbe muß unter den nachgelassenen Papieren des leider kurz nach seiner Heimkehr gestorbenen trefflichen Gelehrten vorhanden sein.

Einen zweiten lebenden Gorilla, gleichfalls ein junges Exemplar, aber etwas größer als der erstere, fand ich vor in der deutschen Factorei am Ogowe, deren Agent, Herr Lubcke, das Thier von

einigen Akelle erhalten hatte; schon früher, ehe ich dahin kam, war es Herrn Schmieder gelungen, gleichfalls einen jungen Gorilla zu kaufen, aber der Affe lebte nur kurze Zeit in Gefangenschaft.

Das von mir in der Ogowefactorei beobachtete Thier war viel zahmer als dasjenige von Gabun; es gewöhnte sich leicht an Reis und andere Kost, ja kam sogar, während wir bei Tisch saßen, in das Speisezimmer und verlangte seinen Antheil. Bei der geringsten Gemüthsbewegung fing der Affe an zu weinen und zu schluchzen, wie ein Kind; die hellen Thränen liefen ihm über die Wangen und als wir das erste Mal das in seiner Tonne versteckte Thier schluchzen hörten und noch nicht wußten, woher das kam, glaubten wir Alle, daß ein in der Nähe befindliches Kind weine. Leider starb der Gorilla schon in der Factorei, trotz aller Pflege; zu gleicher Zeit hielten wir daselbst einen minutiösen, höchstens einige Monate alten Elephanten, der noch nicht allein essen konnte, aber auch er hielt die Gefangenschaft nicht aus, es fehlte ihm noch die Muttermilch.

Man sieht, daß es in Westafrika gar nicht so schwer ist, lebende Gorilla zu erhalten und besonders im Kammagebiet sind sie häufig. Es bedarf aber der sorgsamsten Pflege und es kann nur dann gelingen, das Thier nach Europa zu bringen, wenn man in der Weise verfährt, wie es Dr. Falkenstein von der deutschen Loangoexpedition gethan hat. Aber trotz der zartesten Aufmerksamkeit, deren sich das vom Berliner Aquarium angekaufte Thier seitens der bedeutendsten medicinischen Autoritäten erfreute, gelang es doch nicht, dasselbe länger als zwei Jahre in Europa am Leben zu erhalten.

Was noch die Verbreitung des Gorilla in Westafrika betrifft, so scheint derselbe, was wenigstens die Küstenwälder betrifft, in nördlicher Richtung nicht über Gabun hinaus zu gehen; es ist aber gar nicht unmöglich, daß er noch in den ausgedehnten Waldungen im Stromgebiet des Nigir zu finden ist. Von Gabun reicht er südlich bis zum Congo; seine Verbreitung nach innen zu innerhalb dieses Gebietes scheint aber nicht so groß zu sein. Im Okandeland kommt er nicht mehr vor und man zeigte nach Süden und Südwesten, nach den großen Waldungen zu beiden Seiten des Rembo Ngunie, wenn ich nach dem Vorkommen des N'dschina fragte.

Wenn Jemand als Sport oder als Geschäft Gorilla jagen resp. lebendig erhalten will, so ist entschieden das günstigste und am leichtesten zu erreichende Gebiet die ausgedehnte Waldregion zwischen dem großen Ogowesee Jouanga, dem Rembo Ngunie (einem linken Nebenfluß des Ogowe) und dem Kamma-Rembo, dessen Delta mit dem des Ogowe durch mehrere natürliche Canäle in Verbindung steht. In diesen ebenso dichten als feuchten und ungesunden Urwäldern sind Gorillas noch häufig, auch sind die Akelle tüchtige Jäger und Buschmenschen, und zur Gorillajagd unentbehrlich; der europäische Jäger wird hier mit einiger Ausdauer gewiß Erfolge haben, wird aber noch gewisser von so zahlreichen und heftigen Fieberanfällen heimgesucht werden, daß nur an tropische Klimate gewöhnte Reisende derartige Unternehmungen ausführen sollten.

IX.

Aberglaube und Feticismus.

Neuntes Capitel.

Aberglaube und Feticismus.

Portugiesische Eroberer und Missionare. — Verfall der großen Negerreiche. — Feticismus. — Oganga und Endore. — Fetischfiguren. — Nägeleinschlagen. — N'cassa-Trinken. — Einige Beispiele. — Gebräuche bei den Gottesgerichten. — Die N'cassa-Pflanze. — Physiologische Experimente. — Präservativmittel. — Talisman und Amulette der Neger. — Thierschädelfetische. — Ogangawesen bei den Okandelenten. — Das große Fest der Medicinmänner in Aschynka. — Arbeitstheilung bei den Oganga. — Einfluß derselben. — Renoki als Zauberer. — Namensänderung der Oganga. — Ceremoniell bei Begräbnissen. — Trauer um Verstorbene. — Steinhaufen und Lappenbäume. — Speiseverbote. — Verlegung der Dörfer. — Sagen und Mythen unter den Negern. — Fabelwesen. — Aenderung der barbarischen Zustände.

Es ist sicherlich eine in der Geschichte der Colonisation nicht häufig auftretende Erscheinung, daß ein fast vierhundertjähriges Zusammenleben von Eingebornen mit Europäern nicht im Stande gewesen ist, die barbarischsten Sitten und Gebräuche der ersteren zu unterdrücken. Einen solchen Fall aber finden wir in den portugiesischen Provinzen des westlichen Afrika, die unter dem Namen Angola und Benguela einen ganz gewaltigen Flächenraum einnehmen, wo aber der Einfluß und das Ansehen der Europäer gegenwärtig nicht über die Küstenzone hinausreicht.

Zur Zeit als kühne portugiesische Seefahrer jene Küsten entdeckten und eroberten, und als gleichzeitig furchtlose und fanatische Missionäre in jene wilden Heidenstaaten eindrangen und überall Kirchen und Kapellen entstanden, in denen der mit allerhand Fetischschmuck behängte Neger kreuzschlagend neue Amulette in Gestalt von Rosenkränzen und Heiligenmedaillen empfing, war man stolz in Europa auf diese Errungenschaften und träumte von einem afrika=

nischen Indien und einem gewaltigen Colonialreich, das von den Gestaaten des atlantischen Oceans bis hinüber zur Küste von Mosambique im indischen Meere reichen sollte. Das ist nun den Portugiesen freilich nicht gelungen. Die erhofften indischen Schätze, Gold und Silber, edle Gewürze und Perlen fanden sich nicht; statt dessen raffte ein heilloses Klima und ununterbrochene Kriege mit den Eingebornen die Europäer hinweg, so daß die Portugiesen einen schweren Stand hatten. Später benutzte man diese Länder nur als Strafcolonien und die Verbrecher konnten nichts Besseres thun, als sich ihre Existenz durch den unterdeß entstandenen Handel mit Negersclaven zu verschaffen. Die Folge hiervon ist, daß wir über die geographischen Verhältnisse dieser Provinzen verhältnißmäßig so wenig wissen und wissenschaftliche Reisende bis auf die jüngste Zeit herab mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen hatten. Denn neben den natürlichen Hindernissen, wie Klima und unwirthbares Terrain, kommen speciell in diesem Theile Afrikas noch die socialen Verhältnisse der Eingebornen in Betracht, welche dem fremden Eindringling hindernd entgegentreten.

Noch zur Zeit der portugiesischen Eroberungen gab es in Westafrika große und mächtige Negerreiche, die unter einflußreichen Herrschern standen. Diese Staaten aber sind fast alle im Laufe der Zeit verfallen; zahllose kleine Stämme sind entstanden, die unter sich in beständiger Fehde leben und nur dann einig sind, wenn es die Plünderung europäischer Reisender gilt. Dem letzteren aber werden seine Bestrebungen noch dadurch erschwert, daß fast jedes kleine Dorf seinen „König" hat, der den Weißen natürlich so lange als möglich am Fortkommen hindert, um ihn auszuziehen; und während man, wo noch große Staaten existiren, unter einem mächtigen Oberhaupt nur dieses letztere für sich zu gewinnen braucht, um dann erfolgreich operiren zu können, treten dem Reisenden jetzt Dutzende von Häuptlingen entgegen, deren jeder sich als der einflußreichste bezeichnet und deren unglaubliche Habsucht befriedigt werden muß, soweit dies bei einem Neger überhaupt möglich ist.

Neben dieser politischen Zerfahrenheit der afrikanischen Negervölker spielen aber auch ihre abergläubischen Gebräuche eine große Rolle bei den Hindernissen, die dem europäischen Reisenden sich ent-

gegenstellen. Bei all den religiösen Anschauungen der Neger, wenn man überhaupt dieses Wort gebrauchen darf, blickt nirgends eine moralische Tendenz heraus; Krankheit, Tod, Mißernte, überhaupt jedes unglückliche Ereigniß, das sich die Leute nicht erklären können, wird einem bösen Wesen in die Schuhe geschoben, das dann versöhnt werden muß; oft aber nimmt dieser Kakodämon die Gestalt eines Menschen an, und es ist nun die Aufgabe der Mittelspersonen, der Oganga, der Priester und Zauberer, den Betreffenden ausfindig zu machen; dieser aber verfällt der grausamen Rache des Volkes. Der jahrhundertlange Verkehr mit den Weißen hat nicht genügt, den Negern diesen Glauben zu nehmen, und noch heute fallen jährlich viele Tausende als Opfer eines durch die Oganga gehaltenen und geförderten religiösen Humbugs.

Man bezeichnet gewöhnlich in den Gegenden südlich vom Congo, also da, wo portugiesischer Einfluß der vorherrschende ist, diese Anschauungen und Gebräuche der Neger mit dem Namen Feticismus, ein Wort, das aus dem Portugiesischen stammt. Herrschten doch zur Zeit, als jene Länder entdeckt wurden, in Europa ganz ähnliche Verhältnisse. Das während des ganzen Mittelalters bis tief herab in die neuere Zeit grassirende Hexenunwesen, die Furcht und die Verfolgung im Geruch der Zauberei stehender Weiber, was ist es Anderes, als — mutatis mutandis — ein europäischer Feticismus, der sowohl in Bezug auf seine fürchterlichen Erfolge als auch hinsichtlich der Auswahl seiner Mittel nicht um ein Haar besser ist als sein afrikanischer Verwandter.

An der Loangoküste wird, nach Bastians Berichten, der Feticero, der oder die Hexe, als Endoxe bezeichnet und ihm gegenüber steht der priesterliche Oganga, der Meister der Zauberer, der aber oft selbst wieder ein Zauberer oder Hexenmeister ist. Der Endoxe ist eben Jedermann oder Niemand. Niemand (mit gewissen Ausnahmen) wird sich als solcher bekennen und in Jedermann mag man ihn argwöhnen. Der Oganga dagegen ist ein anerkannter und in gewissen Fällen vom Fürsten selbst eingesetzter oder bestätigter Stand, der durch die Arbeitstheilung nach verschiedenen Functionen eine Art Hierarchie bildet. Die Hauptaufgabe des Oganga ist, gegen die Angriffe der Endoxe zu schützen, sie unschädlich zu machen,

und so wendet man sich an ihn bei jedem Unglücksfall; überall muß ein Endoxe die Schuld tragen und dieses böse Wesen ausfindig zu machen und zu vernichten, ist das Geschäft der Oganga, denen hierbei der weiteste Spielraum gelassen ist. Es ist demnach allgemeiner Gebrauch, daß wenn in einer Familie irgend ein Unglück passirt, ein plötzlicher Todesfall, eine Krankheit oder was immer auftritt, zunächst der Oganga des Ortes befragt wird nach der Endoxe, welche die Schuld trägt Der Priester bezeichnet nun unter allerhand Ceremonien und Hokuspokus irgend eine Person als Endoxe; bei manchen Stämmen genügt dieß schon, um den angeblichen Schuldigen auf grausame Weise zu tödten; gewöhnlich aber muß sich derselbe einem Gottesgericht, dem weiterhin ausführlicher erwähnten N'cassaessen resp. -Trinken unterziehen. Geht er aus diesem Ordal, dessen Erfolg übrigens auch in der Hand des Oganga liegt, siegreich hervor, so erhält der Angeklagte eine Entschädigung und zwar von der Partei, die die Hilfe des Oganga angerufen hat; der letztere aber weiß sich fast immer aus der Schlinge zu ziehen und nur in sehr auffälligen Fällen des Betruges soll es an der Loangoküste vorgekommen sein, daß man den Oganga verbrannt hat.

Da, wie gesagt, Niemand sicher ist, einmal als Endoxe beschuldigt zu werden, selbst die angesehensten Personen nicht, im Gegentheil die reicheren Neger die Habsucht und den Neid der Anderen erregen, so war es Sitte, daß die Fürsten bei ihrer Thronbesteigung sich öffentlich als Endoxe erklärten, um ein für alle Mal vor den Chikanen der Oganga gesichert zu sein. Damit übernimmt er gleichzeitig eine Art Verpflichtung, seine ärmeren Unterthanen bei etwaigen Unglücksfällen, die man seinem schädlichen Einflusse als Endoxe zuschreiben könnte, zu unterstützen; dem N'cassaessen wird er sich aber nicht unterwerfen, ausgenommen, er ist von einem ihm an Rang gleichstehenden Fürsten provocirt worden. Dann ist es eine Art Duell, bei dem wohl Derjenige siegen wird, der die Oganga durch allerhand Bestechungen auf seine Seite gebracht hat. Nach Bastians Berichten über seine Reise an der Loangoküste ist im Jahre 1872 oder 1873 der Fürst von Chiloanga in einem solchen Zweikampfe unterlegen.

Bei den Negerstämmen an der Loangoküste und im Congogebiet besitzt jeder einen oder mehrere Fetischidole, aus Holz oder Thon gebildete monströse Figuren, von denen viele am Leib ein Stück Spiegelglas befestigt haben; in diesem Spiegel kann der Oganga den Missethäter erblicken, der den betreffenden Fetisch beleidigt hat. Für jede Art von Verbrechen und Unglücksfällen gibt es nun einen besonders benannten Fetisch, um welchen in jedem einzelnen Falle geschickt wird und mit Hilfe dessen der Bösewicht ausfindig gemacht wird. Die Operationen, schreibt Bastian (Deutsche Loangoexpedition, 2. Bd.), die mit diesen Fetischen vorgenommen werden, kommen auf das auch in anderen Theilen der Welt wohlbekannte Nägeleinschlagen zurück, und indem man der Holzfigur einen geweihten Nagel, der bei schweren Fällen vorher glühend gemacht ist, infigirt, soll sie gewissermaßen durch den Schmerz beständig an ihre Pflicht erinnert werden und erst nach Erfüllung dieser wird der Nagel ausgezogen und die Wunde (des Loches) geheilt. Da ein solch mächtiger Dämon natürlich mit rasender Wuth erfüllt wird gegen den Urheber, um dessentwillen ihm die Pein verursacht wird, und diesen mit seiner ganzen Rache zu verfolgen strebt, bringt (wenn es sich z. B. um einen Diebstahl handelt) der Dieb zitternd das gestohlene Gut zurück, wenn er hört, daß der Bestohlene für die Figur des Fetisches geschickt hat, um einen Nagel einschlagen zu lassen. Der Schuldige wagt nicht den Nagel einzuschlagen und wird so unter den Verdächtigen erkannt. Diese Ceremonien werden auch in prophylaktischer Weise vorgenommen, indem ein Kaufmann, der seine Sclaven für den Transport von Waaren und den Verkauf von Fazenda (Baumwollenzeuge) auf einen Handelsweg aussendet, vorher den Fetisch holen läßt, damit demselben vor dem ganzen Hausgesinde Nägel eingeschlagen werden, unter Verwünschungen gegen Den, der sich Veruntreuungen zu Schulden lassen kommen sollte. Ebenso wird Gelübden dadurch eine bindendere und zwingendere Kraft gegeben. Wenn z. B. ein Herr seinen Diener nicht von Trunksucht heilen kann, so läßt er vor seinen Augen den betreffenden Fetisch benageln, und dann wird die Furcht, von Krankheit oder Tod im Uebertretungsfalle betroffen zu sein, am besten vor Verletzung des abgelegten Versprechens bewahren.

Die Verfertigung der Nägel liegt dem Schmied ob, der mit priesterlichen Functionen bekleidet ist. Das gilt nicht bloß für die Congobevölkerung, sondern ich habe das auch bei den Negern im Stromgebiet des Ogowe gefunden. Bei den Fan ist der Schmied gleichzeitig Priester, und einige Stämme, wie Ininga und Galloa, die mit dem Schmiedehandwerk nicht vertraut sind, hängen die eigenthümlich construirten Blasebälge, die im ganzen äquatorialen Afrika verbreitet sind, in ihren Fetischhäusern auf als Zeichen der Verehrung.

In den Gabun- und Ogowegegenden findet man die figürliche Darstellung der Fetische nicht häufig; ich erinnere mich, nur in den Orungu- und Kammadörfern am Eingange roh gearbeitete Holzfiguren gesehen zu haben, denen als eine Art Schutzheilige die Sorge für die Niederlassung anvertraut ist. Weiter im Innern dann, bei den Oschebo, Aduma und Banschaka waren Idole häufiger. Dieselben wurden in eigenen Hütten aufbewahrt, worin ein Bett errichtet war; die Idole selbst, aus Holz geschnitzt, waren mit allerhand Lappen, Glasperlen &c. behängt und bei festlichen Gelegenheiten wurden sie dem Publikum, welches die Tänze aufführte, gezeigt.

Uebrigens scheinen jetzt die Neger nicht mehr einen so hohen Werth auf diese Fetischfiguren zu legen, denn sie verkaufen dieselben an die Europäer ohne weitere Gewissensbisse und verfertigen sich einfach ein neues Idol. Ja, wenn ein Neger glaubt, daß sein Fetisch ihm nicht genügend kräftig erscheint, so wirft er ihn weg und schnitzt sich einen anderen! —

Außerordentlich verbreitet an der Westküste ist die Sitte oder besser Unsitte des N'cassatrinkens, die im Prinzip auf unsere im Mittelalter beliebten Ordale oder Gottesurtheile hinausläuft. Alles was passirt, Krankheit, Tod, überhaupt jeder Unfall, wird dem schlimmen Einfluß von Zauberei und Fetisch zugeschrieben. Man consultirt den betreffenden Oganga und der oder die Angeklagte werden entweder gleich getödtet oder als Sclaven verkauft, ihr gesammtes Eigenthum aber jedenfalls vertheilt. In gewissen Fällen wird ihnen aber ein Ordal mit Gifttrinken zugestanden. Diese Beschuldigungen finden selbst dann statt, wenn der Verstorbene

an einer ganz offenbaren äußeren Verletzung zu Grunde gegangen ist. Im Cameroongebiet wurde während der Anwesenheit von Professor Buchholz daselbst ein Mann von einem Krokodil aus dem Canoe geholt; es wurde ein Palaver gehalten und ein Schuldiger ausfindig gemacht, der das Krokodil behext und den Tod des Mannes verursacht hatte; er wurde zum N'cassatrinken verurtheilt und starb daran. Monteira erzählt einen analogen Fall, der sich während seiner Anwesenheit in Ambriz, einem kleinen, dicht am Meere in der Provinz Angola gelegenen Handelsplatze ereignete. Drei Weiber gingen zum Fluß, Wasser zu schöpfen, und als sie alle drei sich zu gleicher Zeit gebückt hatten, wurde die mittlere derselben von einem Alligator gepackt und fortgeschleppt. Als die beiden Zurückgebliebenen mit der Hiobspost ins Dorf zurückkehrten, wurden beide der Zauberei angeklagt; alle Einwürfe der dort wohnenden Europäer halfen nichts. Man hielt den Umstand für verdächtig, daß gerade die mittlere von den Frauen zerrissen worden sei und fragte sich, warum das Krokodil nicht eine der beiden anderen genommen habe. Das ließ man sich nicht ausreden und die beiden Angeklagten mußten sterben.

Von der Loangoküste erzählt Dr. Falkenstein den Vorgang in folgender Weise. Gesetzt, ein angesehener Mann ist plötzlich gestorben, so handelt es sich nun darum, den Thäter ausfindig zu machen. In einzelnen Fällen pflegt man dem Todten eine Perlenschnur um die Stirn zu binden und ruft einen Priester herbei, welcher den Todten ausfragen muß, ob derselbe selbst ausgehen wolle, den Schuldigen zu finden. Der Priester gibt dann die Antwort des Todten kund, und fällt dieselbe bejahend aus, so tragen die Verwandten die Leiche in einer Hängematte im Dorfe und den umliegenden Ortschaften herum, bis sie vor einer Hütte stehen bleiben und erklären, der Todte halte sie hier fest und lasse sie nicht weiter, da hier der Mörder zu finden sei. Man dringt dann in die Hütte ein, plündert Alles, brennt dieselbe nieder, nimmt den Inwohner gefangen und tödtet ihn. Natürlich war durch den Oganga schon lange vorher bestimmt, wer als Schuldiger gefunden werden muß, und die ganze Prozession ist nur zum Schein arrangirt.

Eine andere Art den Schuldigen zu finden ist die, daß die nächsten Anverwandten zu irgend einem Oganga gehen und sich eine beliebige Person als Zauberer angeben lassen. Dieser wird dann gefangen, darf aber nicht getödtet werden, sondern muß seine Schuld oder Unschuld dem Ausgange eines Ordales, eben dem N'cassa-trinken überlassen. Kläger und Angeklagter nehmen beide den giftigen Trank; wer denselben bald darauf ausbrechen kann, ist unschuldig, der Andere, der denselben längere Zeit bei sich behält, ist der Zauberer und wird gewöhnlich auf die grausamste Weise ermordet, falls er nicht von selbst den Wirkungen des nicht ausgebrochenen Giftes vorher erliegt.

Vor derartigen Anschuldigungen ist Niemand sicher, weder der ärmste Sclave, noch der reichste Cavalheiro, wie man in den von Portugiesen bewohnten Gegenden die vornehmeren Neger nennt. Selbst Europäer leiden unter dieser fürchterlichen Unsitte und die unter Führung des Dr. Güßfeldt an der Loangoküste operirende deutsche Expedition wurde in ihrem Wirken sehr gehemmt durch die Verurtheilung eines dem Unternehmen sehr nützlichen Mannes. Dr. Güßfeldt schreibt über diesen Fall: „Zum Unglück haben wir noch unseren Lingster (Dolmetsch und Vermittler), einen Mann im besten und kräftigsten Mannesalter von auffallend robuster Constitution, verloren. Er war der verständigste und ruhigste Neger, den ich bisher in Afrika kennen gelernt, und da er vielen Einfluß bei den übrigen Cavalheiros besaß, so war sein Verbleiben in unserm Hause auch gleichzeitig eine Garantie der Ruhe. In Folge seines Todes ist bereits eine ganze Reihe von vornehmen und geringen Negern der Zauberei und zum N'cassatrinken verurtheilt. Wir sahen von unserem Vorplatz aus selbst die Flammen des Scheiterhaufens, auf dem unser früherer Koch als erstes Opfer der N'cassa verbrannt wurde. Wahrscheinlich hat man ihn nach dem N'cassa-trinken niedergeschlagen und dann auf den Scheiterhaufen geworfen."

Die Ceremonien bei einem solchen Hexenprozeß sind bei den verschiedenen Stämmen verschieden, auch hängt der Grad der Feierlichkeit derselben von dem Range des Beschuldigten ab. Bei manchen Stämmen muß der letztere, sobald er den Trank genommen

hat, durch eine Anzahl von aufgestellten Bogen, die in gewisser Entfernung von einander stehen, laufen; schwankt oder strauchelt er dabei oder fällt er gar hin, so genügt dieß, um ihn schuldig erscheinen zu lassen. Gewöhnlich wird der Verurtheilte am Abend vor der Feierlichkeit in eine Hütte gesperrt und die Weiber und Kinder aus der Nachbarschaft tanzen und singen die ganze Nacht hindurch in schauderhafter Weise. Bei der Probe selbst sind die Männer mit Messern und Stöcken bewaffnet, und sobald der arme Teufel nur etwas strauchelt beim Passiren der aufgespannten Bogen, fällt die ganze Gesellschaft über ihn her und hackt ihn buchstäblich in Stücke.

Der ganze Vorgang dieser Ordale beruht übrigens auf dem abgeschmacktesten Schwindel, indem es in der Hand der Oganga liegt, die Wirkung der giftigen Rinde zu reguliren; diejenige Partei, welche diese Oganga am besten zahlt, wird auch immer als Sieger aus diesen Prozessen hervorgehen.

Duchaillu wohnte während seiner Reise im Aschangoland, einem solchen Gottesgericht bei, das aber für die Angeklagten günstig verlief. Die Blattern waren ausgebrochen und einige nahe Verwandte eines einflußreichen Häuptlings waren gestorben; es wurde nach der N'cassa, oder wie man es in den nördlicheren Theilen nennt, Mbunduprobe verlangt und drei Neffen des Häuptlings der Zauberei angeklagt. Früh Morgens zeitig versammelte sich das Dorf mit dem Häuptling und dem Medicinmann und die drei Angeklagten erhielten den giftigen Saft zum Trinken. Nach einiger Zeit begannen sie an allen Gliedern zu zittern und konnten sich nur mit großer Anstrengung aufrecht erhalten; sobald eines der Opfer umsinkt, gilt er für schuldig und das Volk fällt über ihn her und schlägt ihn todt. Die drei Aschongomänner hielten sich aber doch so lange aufrecht, bis es ihnen gelang, das Gift wieder auszubrechen; das galt als Zeichen der Unschuld. Jetzt aber kam der Medizinmann, welcher das Gift bereitet hatte, an die Reihe; der Häuptling warf ihm vor, nicht die wahren Missethäter ermittelt zu haben, und so nahm der Oganga auch den Mbundu-Saft. Dieser aber brach mit Leichtigkeit die Substanz aus und bewies damit seine Un-

schuld; die Oganga sind von Jugend an den Trank gewöhnt und haben auch andere Mittel und Wege, um möglichst bald ein Erbrechen hervorzurufen.

Was nun das Gift selbst betrifft, so benutzt man in den Congo- und Ogoweländern die Rinde eines Baumes, dessen botanischer Name Erythrophlaeum guinense ist. In den Congogebieten führt diese Rinde den Namen N'cassa, am Ogowe und in der Gabungegend bezeichnet man sie mit Mbunda, etwas nördlich davon, am Cameroon, heißt sie Sascha, während in der Calabargegend die bekannte Calabarbohne zu demselben Zweck verwendet wird. Es ist sehr schwer für den Europäer, N'cassarinde zu bekommen, da die Eingebornen sich scheuen, diese Fetischrinde in die Hände der Weißen zu geben, und den an und für sich seltnen Baum geheimnißvoll hüten und dem Fremden nicht verrathen. Trotzdem ist es dem Dr. Falkenstein, der sich längere Zeit an der Loangoküste aufhielt, gelungen, eine Partie dieser Rinde zu erhalten und nach Europa zu schicken. In dem pharmakologischen Institut der Berliner Universität wurden von Professor Liebreich Untersuchungen dieser Drogue sowie Experimente an Hunden angestellt, worüber Sanitätsrath Dr. Böhr einen interessanten Bericht gibt (Correspondenzblatt der afrikanischen Gesellschaft 1876, Nr. 18).

Die dunkelbraune Rinde, die äußerlich derjenigen des nordischen Tannenbaumes ähnelt, aber viel fester und specifisch schwerer ist, wird zu Pulver verrieben und dieses entweder trocken gegeben oder als wässeriger Extract. Das Mitglied der Loangoexpedition, Dr. Pechuel-Lösche, schildert den Vorgang des N'cassanehmens bei einer Frau, die man beschuldigt hatte, die Ursache zu sein, daß eine andere Frau an einer sehr eigenthümlichen und bisher nur unter Negern beobachteten Krankheit, der Schlafsucht, gestorben war. Der Frau wurden in längeren Zwischenpausen drei oder vier Löffel des braunen Pulvers eingegeben; sie brach es nicht heraus, sondern starb nach einiger Zeit daran.

Die Resultate der von Prof. Liebreich ausgeführten Versuche, die wir dem oben erwähnten Artikel des Dr. Böhr entnehmen, sind folgende: Aus der übersendeten Quantität Rinde betrug die Summe des wässerigen Extractes 20 Procent, des alkoholischen Extractes

28 Procent. Es konnte aus dem wässerigen Extracte eine Substanz in krystallinischem Zustande erhalten werden, welche, wie spätere genauere Untersuchungen zeigten, das Alkaloid der Rinde repräsentirt. Diese Substanz sieht weißlich aus, ist mit schwach gelblicher Farbe sehr leicht in Wasser löslich und verhält sich schon in sehr kleinen Dosen als intensives Gift.

Wiederholte toxikologische Experimente an Hunden haben gezeigt, daß schon eine Dosis von 15 Milligramm (= 1/4 Gran) in 1 Gramm Wasser gelöst und subcutan injicirt, ausreicht, den Hund unfehlbar zu tödten. Das Thier machte gleich nach der Injection einige Leckbewegungen, ging unruhig umher, legte sich nieder und zeigte Beschleunigung der Athemfrequenz. Nach 5 bis 10 Minuten stellten sich Würg- und Brechbewegungen ein, die in Absätzen den Magen vollständig entleerten; ziemlich gleichzeitig ließ der Hund ein starkes Gebell erschallen. Dann fiel das Thier, nachdem es vielleicht noch kurz vorher einige unruhige Schritte zum Entlaufen gemacht, um und war todt. Krämpf oder Lähmungserscheinungen der willkürlichen Muskeln wurden während der ganzen Dauer der Versuche niemals beobachtet. Es schien, daß die Thiere auch bis zu ihrem Lebensende vollkommen das Bewußtsein behielten, da sie auf Anrufungen Bewegungen machten. Dem Tode ging stets eine ganz kurze Dyspnoë voraus. Die Section bot in allen Fällen dasselbe Bild: das Herz war gelähmt, beide Ventrikel und beide Vorhöfe strotzend mit Blut überfüllt, — das Herz also in allen seinen vier Höhlen im Zustande der vollständigsten Ausdehnung und Erschlaffung verharrend, wie Prof. Liebreich es sehr instructiv an einem sorgfältig in Chromsäure erhärteten Präparate (mittelgroßes Hundeherz) nachwies. Bei den übrigen unmittelbar post mortem vorgenommenen Oeffnungen des Herzens unterschied man sehr deutlich die Farben des arteriellen und venösen Blutes an den bei der Oeffnung hervorquellenden Blutstrahlen. Die drüsigen Organe, wie Leber, Milz, Nieren waren mit dunklem Blute strotzend gefüllt, die Lungen nicht auffallend blutreich, auch keine punktförmigen Blutaustretungen oder sonstige Erstickungssymptome an denselben zu constatiren.

Es scheint also, daß der Tod in allen Fällen ausschließlich auf die absolute Lähmung des Herzens zu beziehen ist. Die Dauer des tödtlichen Versuches übertraf in drei von Prof. Liebreich angestellten Experimenten bei kleinen Hunden nicht den Zeitraum einer Viertelstunde, also der Effect der subcutan injicirten Dosis ist ein ebenso rascher wie schrecklicher und constanter.

Bei einem vierten Versuch, welchem beizuwohnen Dr. Böhr Gelegenheit nahm, verliefen die Vergiftungssymptome etwas langsamer, boten aber übrigens dasselbe Bild. Nachdem $^1/_4$ Gran (15 Milligramm in 1 Gramm aqu. dest. gelöst) injicirt war, machte das Thier Leckbewegungen, wurde unruhig, aber erst nach 20 Minuten stellten sich die ersten Würg- und Brechbewegungen ein. Nachdem eine halbe Stunde verlaufen, ohne daß der Tod eingetreten war, wurde noch einmal $^1/_8$ Gran (7,5 Milligramm) in das Unterhautbindegewebe injicirt. Jetzt verliefen die Erscheinungen stürmischer, das Erbrechen wurde stärker, der Hund heulte in Absätzen jammervoll, reagirte aber auf Anrufen, und nachdem er mit schwankenden Schritten in das Nebenzimmer gelaufen, fiel er — 43 Minuten nach der ersten, 13 Minuten nach der zweiten Injection — todt um. Die Section unmittelbar post mortem bot den geschilderten Status.

Auf Pflanzenfresser scheint das Gift nicht so energischen Einfluß auszuüben. Bei Kaltblütern (Fröschen) verläuft die Vergiftung entschieden langsamer, die Art der physiologischen Wirkung ist aber immer dieselbe, niemals treten Lähmungen der willkürlichen Muskeln oder convulsivische Zuckungen ein; dagegen wird das Herz immer in allen seinen Höhlen im Zustand der vollständigen Diastole, also der Lähmung der gesammten Herzmuskulatur angetroffen. Zwei in Chromsäure erhärtete Froschherzen ließen deutlich diesen Zustand erkennen.

Aus den beschriebenen physiologischen Experimenten erklärt es sich vollkommen, wie beim Menschen durch die Aufnahme des Giftes vom Magen her noch Rettung eintreten kann, wenn das Erbrechen so schnell erfolgt, daß die Hauptmasse des eingeführten Giftes mit entleert wird. Bei subcutaner Anwendung ist natürlich eine solche Rettung ausgeschlossen; da aber die Würg- und Brechbewegungen

in den Complex der toxikologischen Erscheinungen gehören, so bietet das Auswerfen der meist gepulvert in den Magen eingeführten Rinde bei den Gottesurtheilen der Neger das Correctiv zur möglichen Rettung des Organismus in manchen Fällen, ehe die Wirkung sich bis zur tödtlichen Herzlähmung cumulirt.

Ein auch auf schnelles Erbrechen berechnetes Mittel der verurtheilten Neger besteht darin, daß sie kurz vor dem N'cassaessen eine Quantität Palmöl genießen. Wenn die Verwandten des Angeklagten also einen Oganga gewinnen können, daß er dem Angeklagten diese Substanz vorher zusteckt, so dürfte der letztere in den meisten Fällen gerettet werden. Sicherlich haben die Priester auch ein Mittel, um die Wirkung des Giftes in ihren Händen zu haben; kommt es ja oft genug vor, daß selbst einer dieser Oganges zum N'cassaessen verurtheilt wird, und diese wissen immer mit großer Schnelligkeit die Rinde wieder auszubrechen. Die Meinung der Neger, daß die Rinde anders wirke, wenn sie von der Sonnenseite des Baumes, und anders, wenn sie von der Schattenseite genommen sei, dürfte wohl auf einem Irrthum beruhen; wie weit es richtig ist, daß die am unteren Theile des Baumes abgeschnittene Rinde als Medicin verwendet werden kann (und zwar sowohl als Purganz wie als Vomitiv), während die Rinde vom oberen Theile des Baumes giftig wirkt, läßt sich bei den mangelhaften Beobachtungen, welche Reisende an Ort und Stelle auszuführen im Stande sind, nicht genauer bestimmen.

Der Gebrauch des N'cassatrinkens ist noch heute allgemein, am häufigsten in den Congoländern und der Loangoküste, aber auch bei den zahlreichen Negerstämmen, die im Stromgebiet des Ogowe wohnen, sowie bei den Gabunesen, den Negern in der Bai von Corisco, am Camerongebirge u. s. w. sterben noch jährlich Tausende auf diese Weise. Ein einziger natürlicher Todesfall bewirkt oft, daß ganze Familien ausgerottet werden; die Häupter derselben sind zum N'cassanehmen verurtheilt und die gesammten Angehörigen werden als Sclaven verkauft, das Eigenthum derselben aber stecken jene Priesterkönige ein, die solange ihren verderblichen Einfluß ausüben, bis auch sie einmal dasselbe Schicksal erreicht; denn Niemand ist vor Anklage der Zauberei gesichert. —

Talismane und Amulette spielen eine wichtige Rolle im Leben des Negers. Dieselben werden von Fetischeurs verfertigt und gegen Bezahlung an die gläubige Menge vertheilt; sie bestehen aus allen möglichen Gegenständen ohne reellen Werth und erhalten erst durch die Weihe des Oganga ihre eingebildete Bedeutung. Man trägt diese Amulette am Hals oder der Brust, an den Armen oder am Gürtel. Eine in den Congoländern sehr gewöhnliche Form ist ein kurzes Stück Holz mit einem roh geschnitzten, menschlichen Antlitz, worin an Stelle der Augen ein paar Glasperlen oder kleine Messingstifte stehen, das Ganze derart in eine kleine Tasche gesteckt, daß der geschnitzte Kopf daraus hervorragt und um den Hals getragen. Sehr häufig trägt man auch Täschchen, angefüllt mit Hühnerdünger und Federn, oder man hängt eine Anzahl alter schmutziger Lappen von Baumwollzeug an die Schulter und ebenso ist das große flache Samenkorn einer Frucht häufig als Fetisch beliebt. Kleine eiserne Glöckchen um den Hals gehängt und Antilopenhörner, mit irgend einer schmutzigen, undefinirbaren Substanz gefüllt, gelten auch als werthvolle Amulette, während man kaum ein Kind sehen wird, das nicht einen dünnen Faden mit einigen Perlen daran um den Leib trägt.

Eine allgemein verbreitete Sitte besteht auch darin, bei irgend welchem ungewöhnlichen Ereigniß, bei Todtenfeierlichkeiten, Tänzen, Kriegen &c. Gesicht und Arme mit weißer oder auch gelber und rother Farbe zu bemalen. Sie glauben sich dadurch vor dem Einfluß der Kakodämonen beschützt; bei einigen Völkern, besonders den Fan, nahm diese Colorirung die größten Dimensionen an, und ich habe da Frauen gesehen, die über und über ziegelroth gefärbt waren. Bei anderen wieder, wie bei den Okota, ein kleines, auf den Inseln innerhalb der Kataraktenregion des Ogowe wohnendes Volk, galt die Zeichnung des Gesichts, besonders der Stirn und der Wangen, mit rothen, weißen und gelben Tupfen als beliebter Schmuck der jungen coketten Frauen und Mädchen.

So streng nun auch die Neger an die Zauberkraft ihrer Fetische glauben und soviel sie sich auch in dieser Richtung von den von ihnen anerkannten Priestern und Hexenmeistern gefallen lassen, so ist das Ganze doch eine Farce, wie sich bei gewissen Gelegenheiten zeigt.

Der Neger weiß, in Folge angeborner Schlauheit und eines besonderen Instinktes, recht wohl zu unterscheiden, was gut und böse ist; hat er nun irgend eine Schlechtigkeit vorbereitet, die Ausplünderung eines Europäers oder sonst etwas, so kommt es gar nicht selten vor, daß er sein Fetischidol, der ihm in diesem Falle ein unbequemes Gewissen ist, einfach vergräbt, damit dasselbe nicht Zeuge seiner Schandthat sein kann. Und dabei dürfte wohl die Tiefe, in welche er seine Gottheit verbirgt, in directem Verhältniß zu der Abscheulichkeit der beabsichtigten Unternehmung stehen.

Thierschädel werden sehr häufig als Fetische benutzt und in den sogenannten Gri-Gri-Häusern findet man überall Schädel von Gorilla und anderen Thieren aufgehängt. An der Loangoküste fanden die Mitglieder der deutschen Expedition eine Pyramide, bestehend aus Ochsen-, Gorilla- und Antilopenschädeln, die dem Fetisch der Erde geweiht war, dem zu Ehren jährlich feierliche Tänze und Umzüge stattfanden, um gute Ernten und erfolgreiche Jagden zu erhalten.

Anderwärts werden Thier- und Menschenschädel als Jagd- und Siegestrophäen an Bäumen und Sträuchern in der Nähe des Dorfes aufgehängt, und in Bonny im Nigirdelta ist der Fußboden des großen Jujy-(Fetisch-)Hauses mit Menschenschädeln gepflastert Auch als Amulette dienen gewisse Knochen, wie z. B. in den Gabungegenden die Fußknochen des Manga, eines großen, zur Familie der Sirenen gehörigen Wassersäugethieres (Manatus), das man in dem Unterlauf der meisten westafrikanischen Flüsse findet. —

Den Höhepunkt und die intensivste Entwickelung hat der Feticismus und das Ogangathum erreicht in denjenigen Theilen Afrikas, wo durch portugiesische Missionäre vor Jahrhunderten bereits christliche Lehren verbreitet worden sind, von denen die am meisten mystischen und am wenigsten verständlichen nebst einigen ceremoniellen Aeußerlichkeiten durch die Eingebornen adoptirt und in ihr Religionssystem aufgenommen worden sind. Sowohl in südlicher als auch in nördlicher Richtung von der Congobevölkerung schwächt sich der Feticismus ab, wenn auch die Grundgedanken desselben sowie das Priesterwesen überall wieder zu finden sind. In dem von mir specieller bereisten Gebiet ist es besonders die Okandebevölkerung, überhaupt die Bewohner des mittleren und oberen Ogowe, bei denen sich recht com-

plicirte abergläubische Sitten und Gebräuche, unterstützt und gehalten durch ein ränkevolles Priesterkönigthum, noch gegenwärtig vorfinden.

Es giebt im Okandeland eine große Anzahl von Ogangas; der schlaueste und geriebenste dieser Leute hat natürlich das größte Ansehen. Gegenwärtig, d. h. während meines Aufenthaltes daselbst bis Ende 1876, gilt ein in einem Aschukadorf wohnender Oganga, Namens N'dschoa, als der mächtigste. Da nun die Bewohner des Lopedistriktes die mächtigsten Könige, Buaja (sowie noch den alten Ambuenja) haben, die Aschuka aber den einflußreichsten Medicinmann, so erklärt sich, daß beide Theile, wenn auch gemeinsam zum Volk der Okande gehörig, nicht immer in großer Freundschaft leben; weltliche und geistliche Macht liegen auch hier in Fehde, es walten im Kleinen hier dieselben Verhältnisse wie anderwärts zwischen Papst und Kaiser, zwischen Mikado und Taikun.

Für meine Zwecke war dieser Zustand im höchsten Grade unangenehm und hinderlich; denn hatte ich einmal die Aschukamänner durch Geschenke und Versprechungen dahin gebracht, daß sie bereit waren, mir Leute und Canoes zur Weiterreise zu liefern, so verweigerte Buaja seine Einwilligung. War umgekehrt dieser mit seinem Anhang zur Reise durch das gefährliche Fangebiet gewonnen, so versagte der Oberzauberer in Aschuka seine Mithilfe, und ohne diesen hätte ich keinen einzigen der abergläubischen Okandemänner dahin gebracht, einen Schritt weit außerhalb seines Landes zu gehen.

Zu meinem großen Schaden mußte ich einmal erfahren, was es heißt, etwas gegen den Willen der Oganga zu unternehmen. Ich hatte König Buaja dahin gebracht, daß er mir gegen gute Bezahlung eine Anzahl großer Canoes und beiläufig hundert Leute geliefert hatte; wir waren bereits zwei Tage unterwegs; als wir aber die Grenze des Okandegebietes erreicht hatten und die ersten Fandörfer von Weitem erblickten, war eines Nachts die ganze saubere Gesellschaft auf und davon gelaufen und hatte mich mit den paar noch treu gebliebenen Dienern von Gabun auf einer Sandbank mitten im Ogowestrom sitzen lassen, so daß ich nur mit größter Mühe wieder zurück in die Okandedörfer gelangen konnte. Die mitgenommenen Oganga hatten zwar alles Mögliche gethan, um die Leute zu ermuthigen, aber es fehlte die „Medicin" von N'dschoa,

dem Hauptbonzen, und ohne diese wagte man sich nicht in das feindliche Gebiet.

Nach monatelangen Verhandlungen und nachdem ich zahlreiche Geschenke vertheilt hatte, glaubte ich endlich beide Parteien geeinigt und für meine Zwecke geneigt gemacht zu haben. Die Okande wollten, mehrere Hundert Mann stark, den Zug durch das Fangebiet wagen, und zu dem Volk der Aduma, mit dem sie früher in Handelsverbindungen gestanden hatten, reisen. Seit einigen Jahren war der Verkehr eben aus Furcht vor den Fan unterbrochen und es war nun anzunehmen, daß man bei diesen Adumaleuten und den benachbarten Stämmen große Mengen Sclaven, sowie etwas Elfenbein und Palmöl einhandeln könne. Die Vorbereitungen und Verhandlungen zwischen den Häuptlingen und den Oganga dauerten wochenlang; ich erfuhr aber nichts davon, und erst als man fertig war, lud man mich zu einer großen Festlichkeit ein, die im Dorfe des Oberzauberers stattfinden sollte und die das Interessanteste, aber auch zugleich das Schauerlichste war, was ich je in dieser Richtung gesehen habe.

Als Festtag war der 4. April (1876) festgesetzt, also gegen Ende der großen Regenzeit, und zwar sollte von dem Volk unter Anführung seiner Priester und Häuptlinge ein großes Kampfspiel, aufgeführt werden, das Modell zu einer Schlacht, um mir zu zeigen, wie tapfer und unerschrocken die Okande bei dem zu erwartenden Angriffe seitens der Fan diesen Stand halten und mit ihnen kämpfen würden.

Als ich an dem oben bezeichneten Tage in Aschuka ankam, waren Tausende von Menschen daselbst versammelt, von allen Seiten waren sie herbeigeströmt und selbst die mächtigen Häuptlinge von Lope, wie Buaja, der alte, schwächliche Ambuenja und der ziemlich rücksichtslos auftretende Indundo, der sein Dorf, entfernt von den dichter bewohnten Gegenden, ganz isolirt auf dem Gipfel eines Berges errichtet hat, waren gekommen; freilich hätten es diese letzteren lieber gesehen, daß das Fest bei ihnen und unter ihrer Leitung stattgefunden hätte, doch der Einfluß der Aschuka-Oganga war eben zur Zeit größer und nolens volens mußten sich die Vertreter des Staates denen der Kirche unterordnen.

Die Oganga, sowie die zur Darstellung des Schauspieles ausgewählten Okandeleute hatten sich in einen Wald zurückgezogen und schickten von hier aus Boten in die umliegenden Dörfer, sobald alle Vorbereitungen getroffen waren. Als Spielplatz hatte man ein kleines Wiesenthal gewählt, das rings von Hügeln eingeschlossen war, auf denen die Zuschauer standen und von wo man einen recht guten Ueberblick hatte.

Die Okandeschauspieler hatten sich in zwei Parteien getheilt, jede ungefähr hundert Mann stark, von denen die eine die angreifenden Fan darstellte. Alle Theilnehmer hatten sich auf die unsinnigste und möglichst abschreckende Weise geschmückt; der Oberkörper und die Beine bis zum Knie waren intensiv roth gefärbt, mit einzelnen weißen Zwischenstreifen, um die Hüften und Köpfe waren Kränze von frischem Laub befestigt. Einzelne hatten sich Hörner von Büffeln aufgesteckt; Felle von allerhand Buschthieren, von Leoparden, Affen, Tigerkatzen ꝛc. spielten natürlich eine große Rolle, und allerhand Amulette und Fetischzeichen hingen in phantastischer Weise an Hals und Armen. Vor Allen aber stachen die Oganga hervor, die es meisterhaft verstanden hatten, sich auf eine wahrhaft schauderhafte und Furcht erregende Weise zu entstellen.

Die angegriffene Partei, die Okande, stand im Thale und führte da allerhand Tänze auf nach den Klängen der großen Kriegstamtam, die von Sclaven geschlagen wurden, da dieß eine sehr schwere und anstrengende Arbeit ist; die Angreifer dagegen näherten sich von einem benachbarten Berge, langsam und beständig in Serpentinen vorrückend. Beide Theile waren mit leichten hölzernen Speeren und Schilden bewaffnet. Als die imitirten Fan sich in bedrohlicher Nähe zeigten, ordneten sich auch die Okande zur Vertheidigung und zum Angriffe; bald krochen sie leisen Schrittes vorwärts, wie wenn sie sich im Wald in der Nähe des feindlichen Lagers befänden, bald stürzten sie unter Ausstoßung des Kriegsgeheules ein Stück vor, dabei sich immer in Kreisen oder Schlangenlinien bewegend, so daß es längere Zeit dauerte, bis sich beide Parteien nahe gegenüberstanden.

Von jeder Abtheilung gingen Einzelne, die Tapfersten, vor die Kampflinie, um zu recognosciren, sie wurden vom Gegner erblickt,

angegriffen und mußten schnell zurückflüchten; dann wurden wie auf Commando von sämmtlichen Kriegern die Speere geworfen, d. h. man machte nur die Handbewegung; nach jedem Wurf aber stießen sie ein Geheul aus, warfen sich auf den Boden zum Schutz gegen anfliegende Speere, um gleich darauf wieder aufzuschnellen. Dieses Spiel wurde mehrmals wiederholt, bald wich die eine Partei etwas zurück, bald die andere, Angriff und Vertheidigung wechselten ab, bis man sich gegenseitig auf wenige Schritte Distanz genähert hatte. Auf ein gegebenes Zeichen schleuderten plötzlich beide Theile ihre kleinen hölzernen Speere auf einander, vereinigten sich zu einer einzigen wirren Masse und liefen unter ungeheurem Geschrei und Geheul dem nahe gelegenen Walde zu. Während dieses Kampfes waren an den verschiedensten Plätzen Sclaven postirt mit großen Trommeln, auf denen sie wie auf Steckenpferden saßen und dabei einen Höllenlärm hervorbrachten.

Zwischen den Zuschauern und den darstellenden Künstlern war ein Trupp von einigen dreißig jungen Burschen gruppirt, deren isolirte Stellung mir auffiel. Auf Befragen erklärte man mir, dieß seien Neulinge, die noch nie einem derartigen Kriegstanze und den darauf bezüglichen Ceremonien beigewohnt hätten. Als nun die beiden kriegführenden Parteien sich in obenerwähnter Weise vereinigt hatten, wurden diese Neophyten umringt, an Händen und Armen gepackt und gleichfalls in den Wald geschleppt; dort aber schmückten sie sich mit Laubwerk, malten sich Gesicht und Oberkörper schwarz und wurden dann in den Kreis der Krieger aufgenommen. Es war dieß die symbolische Darstellung des Ueberganges vom Jüngling zum Mann, der das Recht und die Pflicht hat, an den Kämpfen der Okande theilzunehmen.

Das ganze Kampfspiel wurde dann wiederholt, da es von den Zuschauern sehr beifällig aufgenommen worden war; dabei näherten sich aber die aufgeputzten Darsteller immer mehr unserem Platze, so daß die Weiber bereits deutliche Zeichen von Furcht gaben, einige auch schon schreiend davon liefen und nur mühsam beruhigt werden konnten.

Nach Beendigung der Vorstellung strömten die Okande in die Dörfer zurück; die Oganga aber und die Darsteller blieben noch

längere Zeit im Walde, wo Medicin gemacht und überhaupt allerhand Beschwörungen vorgenommen wurden. Kein Fremder wurde dazu gelassen und alle meine Bemühungen, über dieses geheimnißvolle Treiben etwas Näheres zu erfahren oder selbst in den Wald einzudringen, blieben erfolglos. Die Leute sind außerordentlich mißtrauisch in dieser Richtung gegen den Europäer, was wohl auch daher rührt, daß diese religiösen Feierlichkeiten und Ceremonien meist mit Menschenopfern verbunden sind.

Gegen Abend kam die ganze Gesellschaft in einer langen Prozession in das Dorf des Oberpriesters, woselbst man mir eine Hütte angewiesen hatte, zurückmarschirt, natürlich unter einem Höllenspectakel. Sie zogen erst einige Male um die Häuser herum und stellten sich dann in einem dichten Kreise um die Oganga auf, die nun ihre Solotänze begannen.

Während des Marsches vom Spielplatze zu den Dörfern lief eine Anzahl junger Leute vor und zu beiden Seiten des Zuges in beständig taumelnder Bewegung, bald sich im Kreise drehend, bald den Oberkörper heftig rück- und vorwärts biegend, bald wie toll herumspringend, bis sie von Krämpfen erfaßt wurden oder ohnmächtig zusammenbrachen; sie wurden dann aufgehoben und beiseite gelegt, bis sie sich wieder erholt hatten, und Andere traten an ihre Stelle. Diese wahnsinnigen Taumeltänze und ihre schlimmen Wirkungen auf die Tänzer gewährten einen schrecklichen Anblick. Mit stierem Auge und geöffnetem Mund rasten diese Unglücklichen umher, bis sie ihre Sinne verloren, bewundert von einer stumpfsinnigen Menge. Diese Scenen wurden aber noch übertroffen durch das nun Folgende. Die Medicinmänner, furchtbar entstellt mit Malereien und allerhand Putz, Fetischglocken &c., begannen unter Tatambegleitung, Geschrei und Händeklatschen der Umstehenden ihre sinnverwirrenden Tänze, so daß schon bei Beginn derselben einige mir nahe stehende junge Okandeburschen von Krämpfen erfaßt wurden, zusammenstürzten und dann plötzlich anfingen zu rasen und um sich zu schlagen; sie wurden sofort in die Hütten gebracht, wo sie nach einiger Zeit wieder zu sich kamen. Der Klang des Tamtam hat überhaupt für die Neger etwas Aufregendes. Schon bei Aufführung des Kriegstanzes während des Festspieles waren einige

junge Leute durch den Ton dieses Instrumentes und die ganze aufregende Scene krank geworden; sie stürzten plötzlich aus dem Kreise heraus, liefen auf allen Vieren wie Thiere auf der Wiese umher und fingen dann an zu rasen; sie konnten nur mit Mühe bewältigt und bei Seite geschafft werden. Hier im Dorfe aber bei den schrecklichen Tänzen der Oganga wollten diese Anfälle gar kein Ende nehmen; wohin man blickte, wälzte sich einer dieser Unglücklichen auf der Erde, und die älteren Männer und Frauen hatten vollauf zu thun, um dieselben in den Hütten unterzubringen.

Aber noch in anderer Form zeigte sich dieser religiöse Wahnsinn, der mir schon bei einem früheren Besuche in einem Dorfe des Aschukadistriktes aufgefallen war. Dort nämlich producirte sich täglich ein vom „Teufel Besessener" in folgender Weise. Der Betreffende saß den größten Theil des Tages in oder vor seiner Hütte und sprach und handelte wie jeder vernünftige Mensch. Plötzlich, gewöhnlich gegen Abend, springt er auf, läuft wie toll im Dorfe umher, wobei er ein unheimlich klingendes Gebrüll erhebt, und wendet sich dann dem Walde zu, immer in einem so schnellen Lauf, als nur irgend möglich. Dort aber reißt er mit den Händen einen Baum sammt den Wurzeln aus der Erde unter der größten Anstrengung, denn er darf sich keines Werkzeuges bedienen; er nimmt dann den Baum auf die Schulter und läuft damit zum Dorfe zurück, so schnell als es eben mit dieser Last möglich ist, wobei er beständig jenes schauerliche Geheul ausstößt. Bei seiner Ankunft im Dorfe flüchten Weiber und Kinder in die Hütten und schließen dieselben; die Männer kümmern sich nicht um ihn. Ist er bei einer bestimmten Hütte angelangt, so versucht er es, immer noch den schweren Baum auf der Schulter, in das geschlossene Haus einzudringen, was natürlich nicht geht, so daß er schließlich schweißtriefend zusammenstürzt, den Baum krampfhaft festhaltend. Jetzt erst erbarmt man sich seiner; er wird von einer alten Frau, auf welche der Kakodämon in dem Manne keinen Einfluß hat, aus dieser Lage befreit, indem sie ihm einen Löffel voll eines weißen Pflanzenfettes eingibt; der Baum wird ihm abgenommen und er in seine Hütte zurückgebracht, wo er sich nach dieser strapaziösen Arbeit ausruht.

Als ich dieses Schauspiel das erste Mal sah, glaubte ich, es sei dieß eine Form des Wahnsinns, die bei dem betreffenden Manne zum Ausbruche kam. Bald aber fand ich, daß sich mehrere Leute in diese Arbeit theilten, heute Dieser, morgen Jener; über die Bedeutung der ganzen Ceremonie aber konnte ich nichts Bestimmtes erfahren. Ich ließ durch meinen Gabundiener Erkundigungen einziehen, aber Alles, was sie erfuhren, faßten sie in folgenden Worten zusammen: This be devil that catch them man. Das ist gleichzeitig eine Probe des an der Westküste Afrika's gesprochenen Nigger-Englisch.

An dem Tage nun, an welchem die Oganga ihre Tänze aufführten, trat die geschilderte Erscheinung geradezu epidemisch auf; es war als würde die ganze Bevölkerung vom Wahnsinn erfaßt. Die Leute waren in der furchtbarsten Aufregung und eine Menge Okandemänner stürzten wie wüthend in den Wald und kamen keuchend unter der Last eines schweren Baumes zurück ins Dorf, wo sie dann ohnmächtig zusammenbrachen. Unerklärlich war mir dabei die Erscheinung, daß die beiden Hände eines solchen vom Teufel Besessenen fest an den Baum gebunden waren, was ohne Zuthun eines Anderen kaum möglich ist; die Okande aber bestritten eine solche Beihilfe energisch und erklärten, Alles das sei nur das Werk des Teufels.

Die Tänze der Medicinmänner dauerten mehrere Stunden lang und erst gegen Abend gönnten sie sich etwas Ruhe; nun aber wollte auch das gemeine Volk seine Freude haben und es begannen unter Betheiligung des schöneren Geschlechtes die gewöhnlichen profanen Tänze, die ziemlich obscöner Natur waren und nur das Eine mit den vorher stattgehabten Spielen gemein hatten, daß dabei ein Höllenscandal ausgeführt wurde. Die tamtam-schlagenden Sclaven hatten wahrlich einen schweren Tanz, und so mancher war, erschöpft von Anstrengung und Aufregung, abgefallen. Zu groben Ausschreitungen kommt es bei den Festlichkeiten der Okandebevölkerung deshalb nicht, weil sie keine berauschenden Getränke haben. Sie kennen nur den an sich sehr unschuldigen Palmwein, wissen ihn allerdings durch eine Rinde stärker und berauschend zu machen, aber sie trinken ihn im Allgemeinen selten. Anders ist es bei den mehr

flußabwärts wohnenden Stämmen, die bereits mit dem von Europa importirten Rum vertraut sind. Da gehört schwere Trunkenheit zur Tagesordnung und keine Festlichkeit endet ohne Streit und Blutvergießen.

Da ich vielfach den Tanzvergnügungen der Okandeneger beigewohnt hatte, so schenkte ich mir die Schlußfeierlichkeiten dieses großen Zauberfestes, das eigentlich nur meinetwegen stattgefunden hatte, und zog mich, erschöpft von den aufregenden Vorgängen des Tages, in ein benachbartes Dorf zurück; die Okande dagegen tanzten und sangen noch die ganze Nacht hindurch fort bis an den frühen Morgen. An diesem anderen Tage aber wurden noch einige kurze Palaver der Oganga unter einander erledigt, dann noch einige kleine Aufzüge und Tänze von ihnen aufgeführt, wobei es wieder zu ähnlichen Scenen kam wie Tags zuvor, und damit waren die Feierlichkeiten officiell zu Ende. Das von allen Seiten herbeigeströmte Okandevolk wurde in seine Heimathsdörfer zurückgeschickt und die Oganga stiegen aus ihrer Verzückung und hohen Begeisterung wiederum soweit zu den gewöhnlichen Erdenkindern herab, daß ich mich mit ihnen über meine Angelegenheit, die Reise ins Adumaland, besprechen konnte. Glaubten sie mir nun doch einen deutlichen Beweis ihres guten Willens und ihrer Tapferkeit gegeben zu haben.

Das ganze Schauspiel war gräßlich gewesen für den Zuschauer und meine Gabundiener baten mich wiederholt, in das Lager zurückzukehren, da sie anfingen, sich zu fürchten, und ich war wirklich selbst froh, als ich fortkommen konnte aus diesem Kreise sinnloser, durch religiösen Wahnsinn aufs äußerste aufgeregter Fanatiker, die in diesem Zustande zu Allem fähig sind. —

Unter den Medicinmännern ist das Princip der Arbeitstheilung, wenn auch nicht in sehr strenger Weise, eingeführt. Es gibt eine Anzahl Oganga, an die man sich wendet, wenn aus Mangel an Regen Unfruchtbarkeit und Hungersnoth zu erwarten ist; diese bezeichnet man mit Oganga umumba. Andere wieder werden in Anspruch genommen, wenn Krieg ist, oder wenn eine gefährliche Reise angetreten werden soll, z. B. durch das Faugebiet.

Um verloren gegangene oder gestohlene Gegenstände wieder herbeizuschaffen, befragen die Okandeleute einen Oschebo-Oganga, da sich die Medicinmänner im Okandegebiet nicht mit dieser Frage befassen; übrigens gibt es in Gabun auch einen Oganga zu diesem Zweck.

Wenn die Zauberer „Medicin machen", so hängen sie sich stets ein Thierfell um den Leib (von Affen, Tigerkatzen rc.), bemalen sich Gesicht, Arme, Brust mit weißer Farbe, wozu man einen stark abfärbenden weißen Kalkmergel benutzt, und schließen sich in ihre Hütte ein, so daß man auf einen solchen Oganga recht gut die Worte Fausts anwenden kann, die derselbe von seinem Vater, einem Alchymisten, gebraucht:

. . . .
Der in Gesellschaft von Adepten
Sich in die schwarze Küche schloß
Und nach unendlichen Rezepten
Das Widrige zusammengoß.

Dieses „Widrige" besteht bei der Medicin der Okande zum großen Theile aus Antilopengehirn, das mit Fett und allerhand anderen Stoffen zu einer schmierigen Flüssigkeit verarbeitet wird. Diese Substanz wird dann in kleinen, urnenartigen Gefäßen oder in den Hörnern von Rindern und Ziegen aufbewahrt und auf den Reisen mitgenommen.

Beim Antritt meiner Reise in das Aduma- und Oscheboland, die durch das nichtswürdige Benehmen der Okande vereitelt wurde, waren natürlich die Oganga in voller Thätigkeit. Ich befand mich am Tage vor der bestimmten Abfahrt in einem kleinen Dorfe, welches die zum Halteplatz der Canoes gehenden Leute passiren mußten. Als der Oganga mit seinem Topf voll Medicin kam, angethan mit einem großen Affenfell und über und über, Kopf, Brust, Arme, mit rother und weißer Farbe bemalt, warfen sich alle im Dorfe anwesenden Männer auf die Erde und wandten das Gesicht ab, um den Medicintopf nicht zu sehen. Anders die Frauen. Als der Oganga das Dorf verlassen hatte, stürzte ihm die gesammte Weiblichkeit desselben nach, bildete einen Kreis um ihn, so daß er halten mußte, und nun begannen heftige Anreden. Gewöhnlich

sprach eine alte Frau einige Worte, die von der aufgeregten Menge unter Singen und Tanzen wiederholt wurden; das Schlachtopfer inmitten des Kreises verhielt sich ganz ruhig und ließ all das Geschimpfe und Drohen über sich ergehen. Die Weiber machten ihn nämlich für alles während der Reise etwa eintretende Unglück, das ihre Männer, Brüder und Söhne betreffen könnte, verantwortlich. Als das Geschrei und Geschimpfe gar nicht aufhören wollte, wurde es dem Oganga endlich zu viel und er brach sich einen Weg durch die Menge; Viele aber liefen ihm nach und er mußte noch lange die Drohungen und Verwünschungen der schwächeren Hälfte der Menschheit anhören.

Später erschien ein zweiter Oganga und es wiederholte sich dieselbe Scene. Dieser Zauberer brachte eine seiner Frauen mit, und als das Geschrei der Dorffurien etwas nachgelassen hatte, antwortete die Gattin des Oganga, indem sie mit leiser, singender Stimme die Versicherung gab, daß sie ihren Mann energisch auffordern würde, alle seine Kräfte aufzubieten, um Unglück abzuwenden.

Als wir bis an die Mündung des Ofueflusses gekommen waren, wo die Fandörfer beginnen, wurden von dem Hauptoganga Amulette vertheilt. Er benutzte dazu ein breites, schilfartiges Gras, das er in schmale Streifen theilte, von denen sich jeder Okandemann einen um den Hals oder Arm band. Am Abend vor dem beabsichtigten Aufbruch kamen sämmtliche Oganga zusammen, setzten sich im Kreis um ein Feuer und begannen feierliche Weisen zu singen. Nach einiger Zeit begaben sie sich in ernstem Zuge in den Wald, um Medicin zu bereiten, was kein profanes Auge sehen darf. Bald darauf kamen sie mit einem zugedeckten Topf voll dieser kostbaren Substanz zurück und kochten dieselbe über dem Feuer unter beständigem Absingen von Zauberliedern.

Trotz aller dieser sorgsamen und großartigen Vorbereitungen ließ mich doch die ganze saubere Gesellschaft am andern Morgen im Stich; sämmtliche Okandeleute fuhren plötzlich mit ihren Canoes zurück, indem sie Furcht vor den Fan als Ursache angaben, und ich saß mit meinen paar Gabundienern allein auf einer Sandbank im Ogowe!

Auch bei König Renokis Abreise von dem Iningadorf Elimbareni fanden ähnliche Feierlichkeiten statt, bei denen aber besonders der Rum eine große Rolle spielte, ein bei den Okandeleuten noch nicht eingeführtes Civilisationsmittel. Die Iningaweiber, über und über mit Farben bemalt, setzten sich in einen dichten Kreis um den alten blinden Priesterkönig Renoki herum; eine alte Frau, die im Geruch der Zauberei stand, tanzte und sang, und wurde von der jüngeren Bevölkerung mit einem Höllenlärm begleitet, dessen Effect noch dadurch aufs Höchste gesteigert wurde, daß jede der Frauen mehrere kleine hohle Calabassen hielt, in denen Körner oder Steinchen enthalten waren, und die beim Schütteln ein lautes Geräusch hervorbrachten. Renoki ließ es dabei natürlich nicht am Schwingen der Zauberglocke fehlen und der in großen Mengen genossene Rum that dann das Uebrige, um eine recht belebte Scene hervorzubringen. —

Auch die Weiber spielen bei dem Aberglauben der Ogowe-Bevölkerung eine Rolle, indem sie es sind, die die eigentliche Medicin und Pharmacie in den Händen haben. Ist ein Dorfbewohner erkrankt, so gehen die Weiber in den Wald, um zu berathen; was sie da sprechen und treiben, weiß Niemand, denn Männer sind von diesen Versammlungen streng ausgeschlossen. Wenn sie dann zurückkommen, so können sie sagen, ob der Kranke gesund wird oder stirbt. In letzterem Falle tritt dann der Oganga in seine Function, er sucht den Schuldigen aus, der den Tod verursacht hat, und das Mbunda-(N'kassa-)Trinken muß entscheiden. So fordert der natürliche Tod eines Einzelnen noch eine Menge Opfer und man kann wohl sagen, daß in den Negerstaaten Westafrikas jährlich Hunderte und Tausende diesem unsinnigen Humbug geopfert werden. Daß dieß nebst einer Reihe anderer Umstände (fortwährende Fehden untereinander, Sclavenhandel, zu frühes Heirathen der Mädchen) mit zur Entvölkerung des Küstengebietes beiträgt, scheint mir gewiß; trotzdem nun schon über vier Jahrhunderte vergangen sind, daß Europäer vorübergehend und stationär in Westafrika verkehren, herrschen doch theilweise wenigstens heute noch dieselben rohen Sitten, wie vor der Entdeckung. Gewiß aber wird es dem seit einigen Decennien entstandenen regelrechten und gesetzmäßigen Handel

in Verbindung mit einer rationellen Missionsthätigkeit gelingen, auch hier allmälig bessere Zustände zu schaffen.

Unter den Ogangas im Okandeland fand ich die eigenthümliche Sitte, daß dieselben zwei oder auch drei Namen hatten, einen gewöhnlichen, bürgerlichen und einen anderen, wenn sie „Medicin machen“. Dieser zweite Name, den sie selbst wählen, soll gewöhnlich ihre große Macht andeuten; einige Beispiele von mir bekannt gewordenen Ogangas mögen das erläutern:

Gewöhnlicher Name.	Geschäftsname.
Oschoka.	Kuamlegi (Name eines großen und gefürchteten Akellekönigs) oder Madi, wörtlich „Alles“, um anzudeuten, daß sich in ihm alle Macht vereinigt.
Nkeme.	Dschimbili (tapferer Mann).
Ipove.	Aguginschanga (viel und gefährliche Medicin machend).
Ndschoa.	Monandschok (Elephantensohn).
Ngunji.	Midschomadadi (Schlangenauge).
Saija.	Tumakela (Name einer sehr gefährlichen Stromschnelle im Ogowe).

Als nach mehrjähriger Unterbrechung im Juli 1876 die Aduma und Oschebo wieder hinab zu den Okande kamen, um den durch Feindseligkeiten seitens der Fan unterbrochenen Sclavenhandel wieder aufzunehmen, gab der alte Okandekönig Ambuenja seiner Freude darüber in der Weise Ausdruck, daß er auf eine gewisse Zeit seinen Namen ablegte und denjenigen eines bekannten Adumachefs annahm; dasselbe that der zum Besuch anwesende Ndumba, ein alter einflußreicher Adumakönig, das Volk aber hielt Freudentänze ab und einige Tage lang herrschte überall Jubel über die Ankunft der so lange ersehnten Handelsfreunde. Hatten dieselben auch als vorsichtige Männer keine Sclaven mitgebracht, sondern nur große Mengen Ziegen und Palmöl, so waren doch die Okande befriedigt durch die Nachricht, daß zahlreiche Sclaven bei den Aduma vorräthig seien; einen bitteren Beigeschmack hatte diese Befriedigung durch die Aussicht, daß die Okande nun doch ernstlich daran denken mußten, die gefährliche Reise durch das Fangebiet zu den Aduma anzutreten.

Ueber etwaige Ceremonien bei Begräbnissen, überhaupt über die Art und Weise, wie und wo man die Todten begräbt, konnte ich bei den von mir besuchten Stämmen sehr wenig erfahren; die Leute wichen allen derartigen Fragen aus und scheuten sich offenbar, mit mir darüber zu sprechen. Die Leichen der Freien pflegt man allerdings zu begraben, gewöhnlich im Wald an einer einsamen Stelle, während man die Sclavencadaver in der Regel einfach in den Fluß zu werfen pflegt. Während meines Aufenthaltes im Okandeland starb ein Oganga. Inmitten der großen Ebene von Lope ragen an einer Stelle einige mächtige Granitblöcke aus der Erde hervor, dort begrub man den Medicinmann und steckte den Begräbnißplatz durch mit Stricken verbundene Pfähle ab; sonst habe ich nirgends ein äußeres Zeichen einer Grabstätte gesehen. Die in der Nachbarschaft wohnenden Okandeneger machten immer einen großen Umweg, wenn sie in die Nähe jenes Platzes kamen und warnten auch mich auf das Eindringlichste vor dieser Stelle; sie haben offenbar die Idee, daß der Geist des Verstorbenen zurückkehrt und Denen, die dem Begräbnißort zu nahe kommen, Uebles zufügt.

Aeußere Zeichen der Trauer um Verstorbene kenne ich nur von Gabun aus, wo die Hinterlassenen ein bestimmtes, dunkelblaues Zeug tragen, das man für gewöhnlich nicht verwendet. Es scheint aber, daß die Gabunesen diese Sitte von den Europäern erlernt haben, denn weiter im Innern kennt man dieselbe nicht. Fast bei allen im Stromgebiet des Ogowe wohnenden Stämmen pflegt man das Haar zu scheeren, oft den ganzen Kopf kahl, oder nur einzelne Partien des Haares stehen lassend; aber das ist dort nicht Zeichen der Trauer, sondern gilt einfach als Zierde. Junge Negerdandy pflegen sich oft Figuren, Kreise ꝛc. ins Haar scheeren zu lassen und sind nicht wenig eitel darauf.

Stirbt im Dorfe ein Mann, so versammeln sich sämmtliche Weiber und beginnen ein entsetzliches Klagegeheul, das mit kurzen Unterbrechungen den ganzen Tag und die Nacht anhält. Die anderwärts noch immer recht gebräuchliche Sitte, daß zu Ehren des Verstorbenen eine Anzahl seiner Sclaven getödtet werden, kommt bei der Ogowebevölkerung nicht mehr vor; die Leute sind viel zu praktisch

und gewinnsüchtig und der Erbe verkauft lieber eine Anzahl der ihm hinterlassenen Sclaven.

Die Errichtung von Steinhaufen, die bei den verschiedensten Völkern in Gebrauch ist, hat wohl verschiedene Zwecke. In öden Gegenden mögen Steinhaufen als Wegweiser dienen, anderwärts wieder haben sie nur die Bedeutung von Grenzpfählen. Dagegen findet man eben so oft, daß an den Begräbnißplätzen Steine aufgehäuft werden, daß überhaupt ein religiöser Cultus damit zusammenhängt. Von vielen Reisenden in Afrika ist dieß bei den verschiedensten Nationen beobachtet worden. In dem von mir bereisten Terrain habe ich nur ein einziges Mal eine analoge Erscheinung gefunden. In dem Kammadorf Ngunie am Ogowe stand auf einem freien Platze eine Banane, an deren unterem Ende eine Menge Steine, Muscheln, Lappen, Holzstücke &c. angehäuft waren. Als ich einige Steine wegnahm und mit dem Hammer zerschlug, kamen die Leute unwillig herbeigelaufen und erklärten, dieß sei „munda“. Medicin, und ich dürfe es nicht angreifen und wegnehmen. Vielleicht lag unter diesem Baume irgend Jemand begraben, vielleicht war es auch nur ein vom Oganga geweihter Ort, Genaueres erzählten mir die aufgebrachten Dorfbewohner nicht.

Alte Kleiderfetzen und Lappen werden vielfach als Amulette verwendet; bei den Tänzen der Akelle fand ich, daß die tanzenden Männer und Frauen durch einen aufgespannten Strick getrennt waren, an dem Fetzen und frische Blätter hingen; über den Strick hinaus durften die Frauen nicht tanzen, es wäre ihr Tod gewesen; denn auf der Seite der Männer tanzte ein böses Wesen, welches darauf ausgeht, Weiber zu tödten. Am weitesten getrieben wird der Cultus mit alten Kleiderfetzen in der Errichtung sogenannter Lappenbäume. Auch hiervon habe ich einige Male Andeutungen gefunden. Ich kam zum Volk der Aduma gerade zu einer Zeit großer und häufiger Feste, indem überall die Beschneidung der Knaben gefeiert wurde. Vielfach fand ich auf den Tanzplätzen und vor den Fetischhäusern hohe Stangen errichtet, die mit Lappen und allerhand anderem von den Oganga geweihten Plunder behängt waren. Auch die Fetischidole wurden bei diesen Völkern mit allerhand Fetzen bekleidet und in eigens errichteten Hütten aufgestellt.

In den Congoländern, an der Loangoküste, überhaupt wo portugiesischer Einfluß herrscht, sind Gelübde, besonders in Betreff der Enthaltung gewisser Speisen, nicht selten, aber es scheint doch, daß dieß ein Ueberbleibsel der vor Jahrhunderten durch Missionäre verbreiteten christlichen Lehren ist, die freilich längst vergessen sind und von denen nur einige Aeußerlichkeiten, wie eben die Speiseverbote übrig geblieben sind; in den von mir besuchten Gegenden fand sich etwas Derartiges nirgends. In den Congogegenden geht dieß so weit, daß wenn z. B. einem Neger der Genuß von Schweinefleisch aus irgend einem Grunde verboten ist, dieß Verbot sich nicht nur auch auf seine Familie und Sclaven erstreckt, sondern selbst nach seinem Tode auf die Kinder vererbt werden kann. Die Gesetze über diese Gelübde sind sehr streng und die Oganga, welche ängstlich über die Einhaltung derselben wachen, bestrafen Uebertretungen unnachsichtlich oder lassen sich wenigstens sehr gut bezahlen.

Ich habe schon wiederholt darauf aufmerksam gemacht, wie unsicher und ungenau alle von Reisenden publicirten Karten des in Rede stehenden Theiles von Westafrika in Bezug auf Angabe und Namen von Ortschaften sein müssen. Abgesehen davon, daß der eine Reisende ein Dorf nach dem Namen des betreffenden Häuptlings nennt, während ein Anderer den wirklichen Ortsnamen angibt, sind vor Allem zwei Umstände zu berücksichtigen, welche derartigen Karten, die eine Fülle von Ortschaften anführen, eine nur für wenige Jahre giltige Richtigkeit zulassen: einmal die durch das Einwandern der Fan und Akelle hervorgerufenen unfreiwilligen Veränderungen der Wohnsitze, und andererseits das Verlassen derselben beim Tode eines Einwohners. Ich habe selbst während meiner Reisen mit größter Sorgfalt die Namen aller von mir besuchten Ortschaften notirt, bin aber überzeugt, daß bereits jetzt ein großer Theil derselben gar nicht mehr existirt und daß andererseits seit meiner Rückkehr eine Menge neuer Dörfer mit neuen Namen entstanden sind.

Sobald ein angesehener freier Neger, besonders aber ein Häuptling stirbt, pflegen die Einwohner des betreffenden Dorfes auszuwandern und an einem anderen Orte ein neues Dorf zu errichten, was bei der Art und Weise des Bauens und dem Mangel an be-

weglichem Eigenthum sehr schnell geht. Diese Sitte fand ich bei den verschiedensten Stämmen im Stromgebiet des Ogowe; wie oft traf ich auf meinen Wanderungen mitten im Walde ein paar Bananenbäume und Reste von Hütten an; es war ein früher bewohntes Dorf gewesen, der Chef war gestorben und die Ueberlebenden hatten sich einige Meilen davon entfernt eine neue Ansiedlung gegründet; die alten Häuser aber läßt man verfallen oder steckt sie in Brand. Im Okandeland hielt ich mich einmal längere Zeit in einem Aschukadorfe auf; ein alter Neger kam zum Sterben und man brachte ihn aus seinem Hause fort in eine kleine, von dem Dorfe entfernt liegende Hütte, die man dann nach dem erfolgten Ableben des Mannes anzündete.

Diese in Afrika so allgemein verbreitete Sitte, den Platz oder wenigstens die Hütte, in der ein Neger gestorben ist, zu verlassen und zu vernichten, scheint doch schließlich mit einem dunklen Glauben an eine Seele oder einen Geist zusammenzuhängen, der nach dem Tode des Betreffenden zurückkehrt, um seine frühere Wohnung wieder einzunehmen. Dieser Glaube an die Geister der Verstorbenen ist bei verschiedenen afrikanischen Stämmen verschieden hoch entwickelt, Anklänge daran aber dürften sich überall finden, und die verschiedenartigsten Gebräuche erinnern daran: das Tödten von Sclaven am Grabe des Verstorbenen, damit derselbe auch als Geist ein seinem Rang entsprechendes Gefolge habe; das Mitgeben von allen möglichen Geräthschaften, Waffen, Schmuck 2c. in das Grab, Alles das deutet darauf hin, daß man noch an ein Fortwirken des Verstorbenen glaubt. Um nun aber durch die Erscheinung der Geister nicht gequält zu werden, ziehen es die Ueberlebenden vor, den Platz zu verlassen.

Unter einigen im Stromgebiet des Congo lebenden Negerstämmen cursiren selbst Sagen über die Entstehung des Menschengeschlechts. Nach den sehr ausführlichen Mittheilungen Bastians über Aberglauben und Fetischwesen im westlichen Afrika geht unter den Bewohnern des Congo die Sage, daß ihr Land ursprünglich von Affen bewohnt war, welche dorfweise im Walde zerstreut lebten. Da dieselben aber sich unehrerbietig gegenüber Zambi, dem Schöpfer benahmen und ihn nicht verehrten, verwandelte dieser die Affen in zottige Thiere mit wackelndem Gang und wies ihnen zum Aufent-

halt die abgelegensten Waldesdickichte an. Darauf schuf Zambi Menschen, und zwar zwei Paare, denen er Wohnsitze an einem Brunnen anwies und als Hausthier einen Hahn gab. Als dieser morgens zu krähen begann, erwachte der jüngere Bruder, sprang auf und wusch sich in dem Brunnen, bis er weiß wurde. Erst viel später erhob sich der andere, faulere Bruder vom Lager. Er fand in dem Brunnen nur schmutziges Wasser, konnte sich nicht weiß waschen und blieb ein Schwarzer. So sind weiße und schwarze Menschen entstanden. Besser und drastischer ist wohl die charakteristische Eigenthümlichkeit der Neger, eine unglaubliche Faulheit, nirgends geschildert, als in dieser Schöpfungsmythe.

Am Rembo Ngunie, einem Nebenfluß des Ogowe, sind einige Stromschnellen, von denen die eine von einem mächtigen Geist, der gleichzeitig ein vorzüglicher Eisenschmied war, Namens Fugamu, beherrscht wird; die weiter oben befindlichen Stromschnellen dagegen stehen unter der Aufsicht von Nagoschi, der Frau des Geistes Samba. Unter dem dort wohnenden Volk der Jvili existirt nun folgende Sage, die zuerst von Duchaillu mitgetheilt wird: In früheren Zeiten pflegten Leute zu den Fällen zu gehen, Eisen und Kohlen an dem Ufer niederzulegen und zu sagen: „O mächtiger Fugamu, ich brauche von diesem Eisen ein Messer oder eine Hacke“ (was sie nun gerade für ein Werkzeug nöthig hatten) und am Morgen, wenn sie wieder an die Stelle kamen, fanden sie den Gegenstand fertig vor. Eines Tages jedoch begaben sich ein Mann und sein Sohn mit Eisen und Kohlen dahin, und die Beiden hatten die freche Neugierde, zu warten und zu sehen, was geschähe. Sie verbargen sich, der Vater in einen hohlen Baum, der Sohn in den Zweigen eines anderen Baumes. Fugamu kam mit seinem Sohn und begann die Arbeit, als plötzlich sein Sohn ausrief: „Vater, ich rieche Menschen!“ Der Vater erwiederte: „Natürlich riechst Du Menschen, denn kommt nicht das Eisen und die Kohle aus den Händen von Menschen?“ So arbeiteten sie denn weiter. Aber wiederum unterbrach der Sohn seinen Vater mit denselben Worten und nun sah sich Fugamu um und bemerkte die beiden Männer. Er brüllte vor Wuth und um Vater und Sohn zu bestrafen, verwandelte er den Baum, worin der erstere verborgen war, in einen Termitenhügel, das Versteck des

Sohnes aber in ein Nest schwarzer Ameisen. Seitdem hat Fugamu kein Eisen mehr für die Menschen bearbeitet.

Auch an den nicht weit vom Rembo Ngunie gelegenen, von Galloa und Akelle bewohnten See Eliva Jonanga knüpfen sich die verschiedensten Sagen und Mährchen. So behaupten die Eingebornen, man könne von diesem See aus in westlicher Richtung die großen Schiffe der Europäer in der Luft sehen, also eine Art Fata morgana, während doch das Meer wenigstens dreißig deutsche Meilen entfernt und von dem See durch einen ungeheuren, von Hügelreihen durchzogenen Urwald getrennt ist.

Ebenso sollen sich plötzlich große Inseln mit Bäumen und Häusern im See zeigen und nach einiger Zeit verschwinden. Auch soll nicht selten plötzlich ein großer rother Pfahl aus dem Wasser des Sees hervorragen, wieder verschwinden, um später an einer anderen Stelle wieder zum Vorschein zu kommen. Wenn die Seebewohner lange Zeit keine europäischen Waaren von den Orungu oder anderen Nachbarstämmen bekommen haben und es ihnen an Allem fehlt, so gehen sie an eine Stelle, wo ein gewaltig großer Stein am Ufer liegt, lassen daselbst eine Zauberglocke ertönen und sobald sie zurückkommen in ihr Dorf, erhalten sie zahlreiche Waaren und werden plötzlich reich. Einige kleine, mitten im See gelegene Inseln gelten als heilig und dürfen nur von den Oganga, den Priestern und Zauberern betreten werden. Auf einer derselben wurden früher sogar unter Aufsicht eines Oganga eine Anzahl von Kindern gehalten, um als Zaubermeister herangezogen zu werden.

Wie in oft sehr weit von einander liegenden Gebieten vollständig identische und gleichlautende Mährchen und abergläubische Ansichten auftreten können, mag folgender Fall beweisen. Ehe ich das Adumaland am oberen Ogowe erreichte, erzählten mir meine Begleiter eine Menge Dinge über die Eigenthümlichkeiten dieser Leute, unter Anderem auch, daß sie, was in dortigen Gegenden nichts Ungewöhnliches ist, große Diebe seien. Bei der Ausführung eines Diebstahles aber bedienen sich die Aduma eines Zaubermittels; mit Hilfe dessen versetzen sie den zu Bestehlenden in Schlaf und wissen es dann mit ihren Fetischen dahin zu bringen, daß der Schlafende dem Adumamann erzählt, wo er alle seine Schätze verborgen hat. Sobald er aufwacht,

weiß er nichts von den Mittheilungen, findet aber bald, daß er seines Eigenthums beraubt ist! Als meine Diener, welche aus den verschiedensten Theilen Afrika's stammten, diese Erzählung der Okandeleute hörten, erzählte mir einer derselben, ein Kruneger, daß man in seinem Vaterlande dasselbe von einem benachbarten wilden Stamme glaube, und ein Anderer, ein Haussa, der aus dem Innern Afrika's stammte, kannte dieselbe Fähigkeit von einem südlich von den Haussaländern wohnenden Volke!

Nicht bloß zur Zeit Herodots circulirten die unglaublichsten Gerüchte über Fabelwesen aller Art im Innern Afrika's, sondern noch heutzutage leben in der erhitzten Phantasie des Negers Wesen, welche die verwegensten Schöpfungen asiatischer Mythologien an Ungeheuerlichkeit weit übertreffen. Bei meinen Erkundigungen über die Stämme des Innern erhielt ich Mittheilungen über die abenteuerlichsten Menschenformen, und je weiter man das Vorkommen derselben in das Innere verlegte, um so unnatürlicher und monströser wurden die geschilderten Stämme. Allgemein verbreitet war die Sage von großen Menschen mit ziegenfußartigen Beinen, die mit großen weißen Gewändern bekleidet seien; mit Recht bezieht man das wohl auf die dunkeln Gerüchte von auf Kameelen reitenden Arabern, die bekanntlich vom Norden und Nordosten Afrika's bis tief in das Innere hinein ihre Sclaven- und Handelszüge ausdehnen.

Ferner gibt es großköpfige Menschen, die beständig eine Pfeife bei sich tragen, um, wenn sie umfallen, Hilfe damit herbeizulocken, da sie sich allein nicht aufstellen können, der Größe des Kopfes wegen. Andere wieder wohnen auf im Wasser schwimmenden Calabassen und die umwohnenden Stämme locken dieselben mit Salz an das Land, wo sie dann als Sclaven gefangen werden. Ferner gibt es mundlose Menschen, die durch die Schulterhöhlen essen und reden; ferner Cannibalen mit abgeschnittenen Augenlidern, da sie nie ihre Augen schließen dürfen, weil sie sonst sterben würden, und in deren Nähe sollen einarmige und einbeinige Menschen leben, die sich mit der abgeriebenen Haut des Bauches als überfallenden Schurz bekleiden! Solche und ähnliche Ungeheuerlichkeiten sind die Mittheilungen, die man durch die Neger über die Verhältnisse im Innern erhält, und die darauf berechnet sind, den Europäer vor dem Eindringen abzuhalten. —

Wir sehen aus dem Vorstehenden, was für trostlose Zustände noch unter den Bantunegern existiren, wie ein herrschsüchtiges und ränkevolles Priesterkönigthum mit allen Mitteln bestrebt ist, das Volk in dem krassesten Aberglauben zu erhalten, wie erfolgreich diese Bestrebungen sind und wie die mehr als vierhundertjährige Bekanntschaft mit den Europäern nicht im Stande war, in günstigem Sinne ändernd und reformirend einzuwirken. Gleichzeitig mit den Entdeckern und Eroberern der südlich vom Congo gelegenen reichen Länder, ja diesen oft voraneilend, haben übereifrige Missionäre die christlichen Lehren zu verbreiten gesucht; in jedem Ländchen, in jedem Dorf entstanden Kirchen und Capellen und die Eingebornen schlugen ihr Kreuz und trugen die päpstlichen Denkmünzen, aber nur als neue Fetische und neue Amulette; die Priester aber waren mit diesen Aeußerlichkeiten zufrieden. Aber das war kein Christenthum, was da verbreitet wurde und sobald den Priestern der Schutz der portugiesischen Soldaten fehlte, schüttelten die Eingebornen den ihnen auferlegten Zwang ab, zerstörten die Capellen und verjagten die Missionäre. Sie kehrten zu ihrem alten Fetischwesen zurück, das sie eigentlich nie völlig abgelegt hatten, behielten dabei einige von den Europäern erlernte Eigenheiten, die ihnen sympathisch waren, bei, und so finden wir noch heute stellenweise Erinnerungen an christliche Gebräuche, wie die tonsurartige Form des Haarschnittes bei einigen Congostämmen, die als Schmuck verwendeten Rosenkränze mit Crucifixen, das Schlagen des Kreuzes, und unter den zierlichen Elfenbeinschnitzereien, die an der Loangoküste verfertigt werden, sind Kreuze und Crucifixe nicht selten. Seitdem verloren die Portugiesen immer mehr an Einfluß im Innern und gegenwärtig ist es fast nur die Küstengegend, welche man als unter europäischen Einwanderern stehend betrachten kann. Seitdem der Sclavenhandel ersetzt ist durch eine wenn auch bisher unrationelle Ausbeutung der Landesproducte und ein geordneter Tauschhandel zwischen Weißen und Schwarzen eingetreten ist, und seitdem die europäische Bevölkerung nicht mehr blos aus Sträflingen besteht, werden übrigens die Verhältnisse, wenn auch langsam, besser. Ein geordneter Handel, Anlage von Plantagen und Errichtung von Schulen seitens gebildeter und practischer Geistlicher: das sind die Factoren, welche allein im

Stande sein werden, die barbarischen Zustände, welche der düsterste Aberglauben hervorgerufen hat, allmälig zu beseitigen. In demselben Maße, wie der wandernde Händler seine Handelszüge weiter und weiter ausdehnt, um die werthvollen Landesproducte, die dem gebildeten Europa bereits zum Bedürfniß geworden sind, einzutauschen, wird sich die politische Macht der Portugiesen wieder im Innern befestigen; denn der Neger, der einmal mit Weißen verkehrt hat, gewöhnt sich außerordentlich schnell an den geordneten Handel und die importirten europäischen Artikel, die Zeuge, Tabak, Salz, Pulver, Rum sind ihm mindestens in demselben Maße zum Bedürfniß geworden, als unsere socialen und industriellen Verhältnisse plötzlich den Mangel an Kaffee und Cacao, an Gummi und Elfenbein sehr schwer empfinden würden.

Daß die Verhältnisse in den portugiesischen Provinzen sich nach und nach bessern, beweist der Aufschwung, den eine ganze Anzahl von Küstenplätzen wieder nehmen, nachdem sie mit der Beseitigung des Sclavenhandels, dem sie ihre Entstehung verdanken, zu den unbedeutendsten Dörfern herabgesunken waren. Die Zahl der Europäer, die Factoreien gründen und Plantagen anlegen, nimmt zu und wenn auch die Hauptstadt des Landes, St. Paul de Loanda, noch nicht wieder jenen Höhepunkt erreicht hat, den es als Metropole des ganzen westafrikanischen Sclavenhandels einst besaß, so ist doch ein stetiger, wenn auch langsamer Fortschritt zu bemerken.

X.

Liberia und die Kruküste.

Zehntes Capitel.

Liberia und die Kruküste.

Die Sclaverei in Westafrika. — Geschichte der Sclavenbefreiung. — Gründung der Republik Liberia. — Entwickelung derselben. — Gegenwärtige Zustände. — Die Kruküste im Süden von Liberia. — Kuli und Kruneger. — Kruneger als Arbeiter in Factoreien und auf Schiffen. — Engagement von Kruarbeitern. — Kleidung. — King Grando. — Vergiftung desselben. — Die Verhältnisse der croo-boys in den Factoreien. — Diebereien der Kru. — Kruneger als Plantagenarbeiter.

Wenn in jenen Gegenden, die sich Europäer zur Colonisation ausgesucht haben, überall eine seßhafte, Ackerbau treibende einheimische Bevölkerung gewesen wäre, so hätte nie ein so ausgedehnter und lebhafter Handel mit afrikanischen Negersclaven entstehen können, wie er noch bis in die ersten Decennien dieses Jahrhunderts existirt hat. Statt dessen fanden die Colonisten, welche die für Europa nach und nach unentbehrlich gewordenen Erzeugnisse der Tropenländer cultiviren wollten, eine nur der Jagd und dem Krieg ergebene, jeder regelmäßigen Arbeit abholde, unstät wohnende Bevölkerung und die europäischen Ansiedler mußten auf Mittel sinnen, um Arbeitskräfte zu erhalten. Sonderbarer Weise war es ein frommer Priester, der den ersten Anstoß dazu gab, Neger von Afrika nach den indischen Colonien zu schicken, und aus dieser ursprünglich wohlgemeinten Idee hat sich denn sehr bald der so viel verschriene Sclavenhandel entwickelt. Aber schon lange ehe europäische Seefahrer Westafrika entdeckten, war die Sclaverei unter den Negerstämmen allgemein verbreitet und jetzt noch, nachdem officiell überall der Sclavenhandel unterdrückt ist, hat das Halten von Sclaven unter den Eingebornen die allgemeinste Verbreitung. Es ist für den Neger so selbstverständlich, daß der Stärkere

den Schwächeren unterdrückt und der Reichere den Armen als Diener hat, daß eine Aenderung dieser Verhältnisse nur eintreten kann mit einer Aenderung des ganzen Ideenkreises dieser Leute. Die immerwährenden Fehden der zahllosen Negerstämme untereinander haben immer eine große Menge Kriegsgefangener geliefert, von denen viele getödtet wurden, bis sich durch den Sclavenhandel ein vortheilhaftes Absatzgebiet für die Gefangenen eröffnete und die Kriege zu einfachen Sclavenjagden herabsanken. Jetzt, mit Aufhebung der Sclaverei sind die zahlreichen Sclaven für die freien Neger nicht mehr eine Quelle des Reichthums, sondern eine Gefahr. In den Gabun- und Ogowegegenden sind die Sclaven numerisch bedeutender als die Freien; die letzteren fürchten einen Aufstand und so Mancher wird heimlich bei Seite geschafft, meistens durch Gift; ähnlich ist es unter den Congo-Negern.

Die Sclaverei ist übrigens so alt, als wir überhaupt historische Daten besitzen; im Alterthum war sie allgemein und mit Entrüstung spricht man von den nordafrikanischen Raubstaaten, welche Christen als Sclaven hielten, findet es aber selbstverständlich, daß die christlichen Malteserritter ihre Galeeren durch mohamedanische Sclaven aus Afrika rudern ließen. Im christlichen Mittelalter hatten besonders Italien, Frankreich und England große Sclavenmärkte, auf denen gekaufte oder geraubte Menschen feil geboten wurden; Mohamedaner in harter Sclaverei zu halten, galt für verdienstlich und noch im Anfang des 16. Jahrhunderts gab es auf Sicilien zahlreiche sarazenische Sclaven.

In der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts bereits begannen die Portugiesen afrikanische Neger für ihre indischen und amerikanischen Colonien zu kaufen und von da an entwickelte sich dieser sowohl für die Plantagenbesitzer, als auch für die Staatsregierung sehr vortheilhafte Handel außerordentlich schnell.

Die Sclaverei ist für die Entwickelung des Colonialwesens in den tropischen und subtropischen Theilen Amerika's geradezu unentbehrlich gewesen und sehr richtig sagt Carl Andrée: Fast drei Jahrhunderte lang ist die Entwickelung des großen überseeischen Verkehrs durch Sclavenhandel und Sclavenarbeit bedingt worden, und ohne dieselben würde Europa niemals zu dem gewerblichen und

commerciellen Aufschwunge gekommen sein, welchen es nahm, seitdem der Anbau von Colonialerzeugnissen, infolge steigender Nachfrage, eine immer größere Ausdehnung gewann.

Die Ausfuhr von Sclaven aus Westafrika erreichte ihren Höhepunkt in der Zeit vom Ende des siebzehnten bis Ende des achtzehnten Jahrhunderts, und es mögen da öfters jährlich 200,000 Menschen und mehr in die amerikanischen und asiatischen Colonien geführt worden sein. Besonders war es Spanien, welches große Mengen schwarzer Arbeiter brauchte und durch die mit Portugal, sowie mit französischen und englischen Handels- und Schifffahrts-Compagnien abgeschlossenen sog. Asiento-Verträge (asiento, Lieferung) erhielten die spanischen Inselcolonien in Mittelamerika zahlreiche Schiffsladungen von Negersclaven.

Es ist jedenfalls ganz falsch, daß die Barbareien und Metzeleien afrikanischer Negerhäuptlinge auf ihren Kriegs- und Raubzügen auf den an der Küste blühenden Sclavenhandel zurückzuführen sei. Die Fehden der Eingebornen untereinander dauern heute noch ebenso fort, wie vor Jahrtausenden, und wenn der Sieger die Kriegsgefangenen nicht verkaufen kann, muß er sie tödten. „Im Durchschnitt ist die Lage der Sclaven in den Colonien eine unendlich bessere gewesen, als sie in Afrika jemals hätte sein können, sogar im Hinblick auf die Abscheulichkeiten, welche von Seiten der Weißen häufig gegen die Zwangsarbeiter verübt worden sind. Das Hinwegführen aus Afrika war jedesmal der erste Schritt zu einer Emancipation und zu einem gewissen Grade von Civilisation, und indem der Neger in den Colonien arbeitete, wurde er erst ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft. Daß weder die Mißbräuche, welche die Sclaverei häufig herbeiführte, noch die Art und Weise des Sclavenhandels gerechtfertigt werden sollen, braucht wohl nicht erst versichert zu werden, — es handelt sich nur um Constatirung von Thatsachen.“ Diese Worte Carl Andrée's sind wörtlich zu unterschreiben.

Die Agitationen zur Unterdrückung der Sclaverei in den europäischen Colonien beginnen bereits Ende des vorigen Jahrhunderts und war es besonders das englische Unterhausmitglied William Wilberforce, der bereits im Jahre 1789 zum ersten Male im Parlament dießbezügliche Anträge stellte. Indeß ließen die politischen

Unruhen die Angelegenheit nicht durchdringen. Wilberforce hat es sogar durchgesetzt, daß die Abschaffung der Sclaverei auf dem Wiener Congreß zur Sprache kam und schließlich begannen in England im Jahre 1823 die Vorbereitungen zu einer allgemeinen Emancipation der Negerarbeiter, aber erst am 29. Juli 1833, am Todestage von Wilberforce, wurde die zweite Lesung des Regierungsantrages, die Befreiung der Sclaven in den britischen Colonien betreffend, vom Parlament angenommen.

Seitdem hielten die Engländer, später auch andere seefahrende Nationen, an der afrikanischen Küste zahlreiche Kreuzerschiffe gegen Sclavenhändler und noch im Jahre 1867 war das sogenannte Sarggeschwader (coffin squadron) an der westafrikanischen Küste an drei Punkten stationirt; es wurde so genannt, weil infolge des afrikanischen Fiebers zahlreiche Matrosen und Soldaten starben. Die Thätigkeit dieser Kreuzer war manchmal eine erfolgreiche und im Jahre 1845 sollen von den Engländern 625 Sclavenschiffe genommen worden sein, die zusammen 38033 Neger an Bord führten!

Auch gegenwärtig kreuzen noch beständig englische, aber auch französische und portugiesische Kriegsdampfer an der westafrikanischen Küste, ohne jedoch oft Gelegenheit zu haben, Sclavenschiffe zu fangen. Die gegenwärtig auch auf den portugiesischen Inseln St. Thomé und Principe eingeführte Befreiung der Sclaven läßt natürlich den Transport von Negern dahin nutzlos erscheinen und selbst der noch bis 1876 betriebene heimliche Verkehr zwischen Cap Lopez an der Ogowemündung und den genannten Inseln wird aufhören müssen.

Auf meiner Rückreise nach Europa im December 1876 war übrigens, gerade während wir im Hafen der englischen Colonie Sierra Leone lagen, durch ein Kriegsschiff ein einem portugiesischen Händler gehöriges Segelschiff aufgetrieben worden, auf welchem man zwei Neger fand, von denen man annahm, daß sie Sclaven seien, und es hieß, das Schiff soll vernichtet werden. Der betreffende Portugiese ist allerdings früher am Congo Sclavenhändler gewesen, es ist mir aber unwahrscheinlich, daß er wirklich noch Sclaven haben sollte; ich weiß nicht, ob seine sehr energischen Remonstrationen gegen die Wegnahme seines Schiffes von Erfolg gewesen sind.

Zu gleicher Zeit mit den Bestrebungen zur Emancipation der Sclaven begann in Nordamerika die Idee aufzutauchen, die herrenlosen, meist unter den dürftigsten Verhältnissen lebenden Neger in ihr ursprüngliches Vaterland zurückzuschicken, wo es ihnen leichter werden konnte, die nöthigen Existenzbedingungen zu finden. Die ganze Frage wurde im Schoße einiger anglikanischer Prediger ausgesonnen, die es denn auch dahin brachten, eine sogenannte Nordamerikanische Colonisationsgesellschaft zu gründen. Im Jahre 1818 bereisten zwei amerikanische Geistliche den südlichen Theil der Sierra Leoneküste und glaubten in den kleinen Scherbro-Inseln das für ihre Zwecke geeignete Stück Land gefunden zu haben, kauften sogar dem betreffenden Negerhäuptling das Land ab und kehrten dann nach Amerika zurück. Einer von ihnen, Samuel Mills, starb auf der Reise, der zweite, Ebenezer Burgeß, gab der Regierung eine so glühende Schilderung der westafrikanischen Verhältnisse, daß bereits im Jahre 1820 mit Unterstützung der nordamerikanischen Behörden 88 schwarze Auswanderer unter Leitung des Geistlichen Bacon, des Arztes Crozer und eines Mr. Bankson nach der Sierra Leoneküste abfuhren und sich auf der kleinen Insel Campelar festsetzten. Aber schon nach kurzer Zeit starben außer den drei genannten Weißen 22 der Neger am Fieber. Im nächsten Jahr kam ein neues Schiff mit 40 Auswanderern, aber die darauf befindlichen Agenten der Gesellschaft starben bis auf Einen gleichfalls sehr schnell und dieser floh entsetzt nach Amerika zurück. Aber noch zu Ende des Jahres 1821 wurde ein Dr. Ayres hinausgeschickt, der die Sache praktischer anfing. Die ungesunden Inseln wurden verlassen und die Niederlassung auf das Festland in die Nähe des Cap Mesurado verlegt. Es wurde ein bedeutendes Stück Land in Besitz genommen und Liberia, also Freiland, getauft; die neu angelegte Stadt aber wurde zu Ehren des damaligen Präsidenten der Vereinigten Staaten, Monroe, Monrovia genannt.

Die junge Ansiedlung hatte in den ersten Jahren viel von den umwohnenden Stämmen zu leiden, denen es sehr bald klar wurde, daß man ihre Haupteinnahmequelle, den Sclavenhandel, unterdrücken wollte. Dr. Ayres mußte aus Gesundheitsrücksichten nach Amerika zurück und der Prediger Ashmun trat an seine Stelle.

Dieser mußte nicht nur nach Außen die Colonie schützen, sondern vor Allem im Innern Ordnung zu schaffen suchen; denn die aus allen Theilen Nordamerika's zusammengelesenen Neger waren nicht im Stande, eine geordnete Verwaltung herzustellen, Jeder wollte befehlen, Keiner gehorchen. In den Jahren 1823 und 1824 hatten die Colonisten noch heftige Kämpfe mit den umwohnenden Negerstämmen zu bestehen, aber es gelang ihnen schließlich immer, die Feinde zu vertreiben. Seit der Zeit entwickelte sich der neue Staat immer mehr, der den St. Paul-Fluß als Nordgrenze und den Mesurado als Südgrenze nahm; nach Innen zu aber waren die freien Neger auf sehr bedeutende Strecken die Herren des Landes. Es entstanden Kirchen und Schulen in Monrovia, zahlreiche Plantagen wurden angelegt, die Leute schienen zufrieden zu sein, kurz die Republik Liberia berechtigte zu den schönsten Hoffnungen.

Aber im Laufe der Zeiten änderten sich die Verhältnisse und es traten entschieden Rückschritte in der Entwickelung ein; und wenn auch einzelne Leute vor dem übrigen Troß unendlich hervorragten, so können doch dieselben nicht ein ganzes Volk bessern. Es ist besonders der Präsident Stephan Allen Benson zu nennen, der als armer sechsjähriger Bursche von Amerika nach Liberia kam, nach und nach ein vermögender Kaufmann und schließlich Präsident des Negerfreistaates Liberia wurde. Benson bereiste im Jahre 1862 officiell Europa und wurde an den Höfen von London und Berlin empfangen, sogar von Fürst Bismarck zur Tafel gezogen. Aber im Ganzen war und ist es etwas faul im Staate Liberia und allgemein bekannt sind die Ereignisse, die im Jahre 1872 eintraten und auf eine allgemeine und tiefe Corruption schließen lassen.

Der damalige Präsident Mr. Roy fühlte das Bedürfniß, seinem Staate eine größere Aehnlichkeit mit europäischen Reichen zu geben und glaubte das zunächst dadurch erreichen zu können, daß er in London mit Hilfe von englischen Philanthropen eine größere Anleihe, angeblich zum Zwecke einer Verbesserung der liberianischen Zustände, zusammenbrachte. Es stellte sich aber bald heraus, daß der ehrenwerthe Herr Präsident gegen 40,000 Pfund Sterling Bonds unterschlagen habe und deshalb durch ein Manifest des vollziehenden Ausschusses für abgesetzt erklärt wurde. Mr. Roye wurde dann einge-

sperrt, entsprang aus dem Gefängniß, wurde verfolgt, sprang in das Meer, um schwimmend ein gerade vor Anker liegendes europäisches Schiff zu erreichen, ertrank aber bei diesem Versuche. Als ich in Monrovia war, zeigte man mir mit großer Schadenfreude die Stelle, wo der würdige Präsident sein Reich verließ, um vor den Peitschenhieben seiner getreusten Unterthanen Schutz zu suchen auf einem fremden Fahrzeug.

Die eigentliche Stadt Monrovia liegt etwas hoch auf einem plateauartigen Rücken eines Hügels; dicht an der Meeresküste befindet sich die häßliche Unterstadt mit den Magazinen der Factoreien und einer Anzahl ärmlicher Negerhütten.

Die Oberstadt besteht aus drei parallelen, durch weite mit Gras bewachsene Straßen getrennten Häuserreihen; die durchgängig hübschen Häuser sind ganz so gebaut wie in den kleinen nordamerikanischen Landstädten, wie überhaupt in der ganzen Republik nach jeder Richtung hin die Vereinigten Staaten zum Muster genommen sind. Dicht bei der Stadt erhebt sich eine kleine Bergkuppe, auf der die Reste von Befestigungen noch vorhanden sind; ein großer runder Thurm mit festem Mauerwerk, mehrere unförmliche Kanonen liegen zerstreut, ohne Lafetten umher und ein tiefes Loch sollte einmal ein Brunnen werden. Alles ist halbfertig und seit dem letzten erfolgreichen Krieg mit den Eingebornen hat man es nicht für nöthig gefunden, das Fort auszubauen. Die Aussicht von diesem Punkt sowohl aufs Meer mit der Lagune und der Mündung des Mesuradoflusses, als auch ein Stück in das Hinterland ist eine ganz reizende; Kaffee- und Baumwollsträucher wachsen überall, selbst in den Straßen, die eigentlichen cultivirten Plantagen sind aber weiter landeinwärts. Es gibt mehrere kleine Kirchen mit Thürmen im Ort und als ich durch die Straßen ging, stürzte aus einem Hause unter großem Lärm ein Trupp junger Burschen im Alter von 14—16 Jahren heraus, alle mit Büchern ꝛc. versehen; es war das Gymnasium.

Im Allgemeinen hatte ich von der Hauptstadt der vielgenannten Republik Liberia mehr erwartet; einen geradezu unangenehmen Eindruck macht aber der Hafen und die schmutzige Unterstadt. Das Schiff muß ziemlich entfernt von dem Ufer vor Anker gehen, da eine Sandbank eine Lagune bildet; die Barre muß mit

großer Vorsicht mit den Böten durchfahren werden, worin übrigens die Neger eine große Geschicklichkeit haben und die heranrollenden Wellen richtig zu benutzen wissen. Jenseits der Barre kommt man in ruhiges Wasser, Lagunen mit kleinen sumpfigen Inseln; an einer weit in das Wasser hinaus gebauten äußerst schadhaften Brücke, die mit größter Vorsicht zu betreten ist, wird gelandet und man erreicht dann das flache Ufer, das äußerst schmutzig ist. Dieser Theil ist sehr ungesund und die Weißen halten sich auch nur während der Geschäftsstunden daselbst auf, die Wohnhäuser sind alle in der netteren Oberstadt.

Das wichtigste Product von Liberia ist Kaffee, der von sehr guter Qualität ist und sich sehr bald eine hervorragende Stelle auf den europäischen Kaffeemärkten verschafft hat. Während meines Aufenthaltes in Monrovia traf ich in der damals unter Leitung des Herrn Broom stehenden Wörmann'schen Factorei einen Agenten von verschiedenen großen ceylonischen Plantagenbesitzern, der liberianische Kaffeepflanzen aufkaufte.

Was nun die Verhältnisse der Bewohner des Staates Liberia betrifft, so sind dieselben eben nicht so glänzend, als es in den Berichten der verschiedenen philanthropischen Vereine zu lesen steht. Die anfangs erwarteten Hoffnungen haben sich nicht erfüllt; die aus so verschiedenen Elementen zusammengesetzte Bevölkerung ist nicht im Stande, ein geordnetes Staatswesen zu schaffen. Der civilisirte Neger, oder der „coloured gentleman", befleißigt sich meist eines arroganten und protzenhaften Benehmens gegen die Weißen; für den Fremden, der nur einige Zeit sich in einem solchen Staate aufhält, wirkt dieß allerdings nur komisch, dagegen hat der dort ansässige Kaufmann viel zu leiden und es entstehen fortwährend Verdrießlichkeiten und Reibereien zwischen Schwarzen und Weißen.

Die Regierung besteht, wie bekannt, aus einem Präsidenten und einer Kammer. Die Wahlen in die letztere werden nur von den wenigen reicheren Plantagenbesitzern und Kaufleuten bestimmt, das Volk hat dabei gar nichts zu entscheiden und ist vollständig in den Händen der Geldaristokratie.

Uebrigens geben selbst die nordamerikanischen Colonisationsberichte den miserablen Zustand im Staate Liberia zu. Aus den

Mittheilungen der African Colonization Society geht hervor, daß die amerikanischen Neger nicht etwa einen civilisirenden Einfluß auf die afrikanischen ausüben, sondern daß gerade das Umgekehrte stattfindet: die amerikanischen fallen in die Barbarei zurück. Diese Resultate aber kosten den nordamerikanischen Philanthropen viel Geld, und die Kosten für 160 Personen, die im Jahre 1869 nach Liberia geschickt wurden, betrugen für den Kopf gegen 440 Dollars! Aber auch die neu Eingewanderten werden, anfangs wenigstens, sich unglücklich und unzufrieden fühlen. Sobald Monrovia erreicht ist, erhalten sie vom Schiff aus am Lande noch Lebensmittel für die nächsten 6 Monate, doch nicht von bester Qualität, und werden zu 100 bis 150 zusammen in einem großen Raume untergebracht. Bald werden Mehl, Butter, Schinken, Käse ungenießbar; viele Leute liegen schon im ersten Monat am Fieber danieder, und kein Einziger bleibt zwei Monate nach seiner Ankunft von einem solchen verschont. Sie finden kaum die allerdürftigste Pflege; es ist nur ein Arzt vorhanden, der auf einem Gebiet von 15 Quadratmeilen practicirt. Die Behausung wird bald außerordentlich unsauber, und so kommt es, daß schon während der ersten 6 Monate der vierte Theil der Angekommenen gestorben ist. Sobald ein halbes Jahr verstrichen ist, müssen die Ueberlebenden jenen Raum verlassen, sie haben aber keine Wohnung und sind alle sehr abgeschwächt, meist ohne Geld; sie schlagen also eine Hütte auf, machen etwas Land urbar und pflanzen Kartoffeln und Maniok. Sie leiden aber fortwährend und Viele sterben, bevor sie ein Jahr im Lande sind.

Die Schulen befinden sich im armseligsten Zustande und was man darüber Lobendes verbreitet hat, ist durchaus unrichtig. Ich halte es nicht für angemessen, eine Schaar unwissender Menschen aus einem Lande fortzuschaffen, wo sie Schulen und Kirchen finden, wo sie gesundes Klima haben und sich anständig zu ernähren Gelegenheit finden, und sie in ein Land zu bringen, wo das Klima mörderisch ist, wo sie wenig Kirchen und Schulen finden und wo sie ihr ganzes Leben in Armuth und Elend verbringen. Ich habe kein Recht, der Colonisationsgesellschaft Vorwürfe zu machen; ich spreche aber die Ueberzeugung aus, daß es unendlich viel besser wäre, wenn sie die unwissenden Leute dort, wo sie einmal sind (in Amerika

selbst) unter ihre Obhut nähme und für ihre Civilisation sorgte — als daß sie eine Anzahl armer, ungebildeter Personen in ein feindliches Land bringt, wo dieselben durch den Einfluß ihrer Umgebung nur noch tiefer sinken, wo sie viel Elend auszustehen haben und wo Viele schon nach kurzer Zeit sterben. Durchschnittlich sind in Liberia die Colonisten ebenso roh und abergläubisch, wie die heidnischen eingebornen Afrikaner. Man hat wohl gesagt, die Colonisten würden einen civilisirenden Einfluß auf die Heiden ausüben; ich habe aber niemals bemerkt, daß die ignoranten Massen, welche man nach Liberia geschickt hat, solch einen Einfluß geübt hätten. Ich bin ein Freund der farbigen Rasse und will für sie Alles thun, was in meinen Kräften steht; ich muß aber sagen, wie es sich mit den Thatsachen verhält.“ So sprechen die Berichterstatter in den nordamerikanischen philanthropischen Vereinen und wenn von dieser Seite die schlimmen Zustände zugestanden werden, dann muß es wohl nicht weit her sein mit der Republik Liberia.

Ein anderer Bericht vom Jahre 1870 spricht von bedauernswerthen, hilflosen, verhungernden Opfern, die man dahin geschickt habe; Manche verfallen sofort in heidnische Gewohnheiten. Nicht wenige dieser Kreaturen werfen sofort ihre Kleider ab und gehen landeinwärts zu den Wilden. Vor etwa sechs Wochen kam ein Mädchen in das Land, das Kreidestriche auf sein Gesicht gemalt hatte; es trug dicke Ringe über Arm- und Beinknöcheln und hatte ein Stück Zeug um die Lenden geschürzt. Dieses Mädchen war eine Amerikanerin, die ganz vor Kurzem ihre Röcke abgelegt und die Sitten der Eingebornen angenommen hatte. Solcher Personen gibt es männliche wie weibliche schockweise im Land und wenn nicht etwas ganz Außerordentliches geschieht, werden sie viele Nachfolger finden.

Dieses Zurückfallen in ihre ursprüngliche Lebensweise haben übrigens alle Neger. In einem der Mündungsarme des Niger herrscht ein einflußreicher und reicher König, der mehrere Jahre in London gelebt, ebenso wie seine Schwester. Beide laufen jetzt geradeso barfuß und im Lendenschurz herum, mit allerhand Amuletten behängt, wie der roheste Buschneger.

Einzelne etwas gebildetere Neger sehen übrigens das Bedenkliche der Zustände auch ein und in der von Negern geschriebenen „African Times“ vom 23. August 1871 ist folgender Artikel mit der Ueberschrift: „Fünfzig Ehescheidungen in einer Sitzung der Legislatur von Liberia“ zu finden:

„Das hauptsächlichste Geschäft unserer Legislatur während der Sitzung vom December 1870 bis Februar 1871 bestand in Ehescheidungen. Funfzig Frauen wurden von ihren Männern rechtskräftig geschieden, von besonderem Interesse aber waren nur zwei Fälle. Eine der Frauen war von ihrem Manne nach Amerika gesandt worden; dieser verlangte dann geschieden zu werden und die Legislatur willigte ein, ohne die Frau gehört zu haben. In einem anderen Falle ließ sich der Mann scheiden, weil die Frau von 12 Jahren Ehebruch begangen hatte; er lebte trotzdem mit ihr zusammen, war aber jetzt in bessere Umstände gelangt und setzte nun die Scheidung durch, weil er die Frau los sein wollte. Einige der Gesetzgeber waren bestochen; Bestechung ist hier allgemein, ob aber die Legislatoren in diesen Fällen bestochen waren oder nicht — genug, sie haben das Land um 50 Prostituirte reicher gemacht. Wir haben aber schon genug Prostituirte in unserem Lande; Silbergeld und bunter Kattun sind allzugroße Versuchungen für unsere Frauen und es gibt unter diesen nur sehr Wenige, verheirathete und unverheirathete, welche für diese Artikel sich nicht dem ersten besten Mann hingeben. Es gibt Fälle genug, daß Leute, die in einer Woche getraut wurden, in der nächsten sich bereits trennten, während Andere sich von ihren Frauen scheiden ließen, eine andere nahmen und sich nach ein paar Wochen die erste wieder antrauen ließen. Aber was sollen die armen Frauen anfangen — sie haben keine Arbeit und die Regierung hat kein Geld, um es in Umlauf zu setzen. Die Hungersnoth wird schwer im Lande empfunden und das Volk geht in Lumpen und Fetzen einher. Die Regierung legt dem Volk schwere Steuern auf, welches dieselben nicht zahlen kann; sie schraubt die Abgaben ungeheuer in die Höhe, um die Fremden abzuhalten, in das Land zu kommen.. Ich habe täglich die Leute aus bloßem Hunger in den Straßen taumeln sehen. Die Regierung und die vom Volk frei gewählte Legislatur hat alle diese Uebel und Noth über uns

gebracht. Sie hat Gesetze erlassen, um den Fortschritt des Landes und des Volkes aufzuhalten, und man konnte hier Einige sehen, die noch stolz darauf sind, daß sie 50 Ehescheidungen jetzt durchgesetzt haben, ohne zu bedenken, daß sie dadurch in dieser kleinen Stadt 50 Weiber der Prostitution in die Arme geworfen haben. Wenn hier Jemand die Legislatur bestimmen will, Etwas für ihn zu thun, so gibt er ein Gastmahl, bei welchem er den Gesetzgebern irgend etwas vorsetzt, was sie in ihren Häusern nicht haben; dann legt er seine Wünsche vor ihnen auf den Tisch und auf der Stelle entscheiden sie zu seinen Gunsten. Die wenigen Kaufleute (die eigentlichen Herren des Landes und die sogenannten Wohlthäter des Landes) schwatzen dem Volke vor, es solle ja die Constitution nicht ändern; geschähe dieses, so würden die weißen Leute Bürger und schließlich das Land an sich reißen. Dabei malen sie dem gemeinen Volk die Grausamkeiten aus, die sie einst unter ihren weißen Herren in Amerika erlitten, und daß die Weißen sie wieder zu Sclaven machen würden, wenn die Constitution geändert würde. Und die Masse des Volkes in Liberia ist so unwissend, daß sie ihrem eigenen Interesse gegenüber blind bleibt. Das ist der gegenwärtige Zustand Liberia's und er wird von Tage zu Tage schlimmer." So urtheilen vernünftige schwarze Liberianer über ihren Freistaat. Im Laufe der Zeit wird sich wohl auch die Unmöglichkeit der Fortdauer dieser Zustände herausstellen und die so streng verpönte Theilnahme der Weißen an den Regierungsgeschäften sich doch nöthig erweisen. Eine Anlehnung und Oberhoheit Englands dürfte bessere Zustände herbeiführen.

Die finanziellen Verhältnisse des Landes sind schlecht und im Jahre 1871 betrugen, nach dem in Monrovia erscheinenden „Republican" die Jahreseinnahmen nicht mehr als 50,000 Dollars; und damit soll ein Land regiert werden, das über 400 Quadratmeilen groß ist. Der schwarze Berichterstatter in der „African Times" erzählt dann weiter: „Hier sitzen wir mit gefalteten Händen, umgeben von Urwald, der bis an unsere Thüren reicht in dem Leoparden, Hirsche, Schlangen und alle Arten wilder Bestien hausen; unsere Straßen sind nur ein elender Fußpfad, so daß, wenn unsere „ladies" nach dem Regen ausgehen, sie im Schmutze versinken. Wir

müssen uns vor uns selber schämen, denn wir haben es nicht verstanden, unsere Privilegien und die günstigen Gelegenheiten auszunutzen; wir haben Nichts für unser Land, Nichts für unsere heidnischen Brüder gethan, ausgenommen, daß wir sie zu Holzhauern und Wasserträgern machten; Nichts ist geschehen, um den Handel zu ermuthigen; Nichts um die Hilfsquellen des Landes zu entwickeln, Nichts für die Erziehung der Kinder. Haben wir eine Hütte gebaut und einen kleinen Fleck urbar gemacht, um darauf einige Kartoffeln und Cassaven zu pflanzen, dann glauben wir ein großes Ding vollbracht zu haben. Dann gehen wir faulenzend umher, sind stolz auf unsere Freiheit und denken: was wir doch für ein herrliches Land haben!" —

Im Süden von Liberia schließt sich die sogenannte Kruküste an, die von einer zahlreichen Negerbevölkerung bewohnt wird.

Was für Ostasien und Amerika die Kuli, das sind — mutatis mutandis — für die afrikanische Westküste die Kruneger. Ihre Heimath sind die noch unabhängigen Gebiete im Süden von Monrovia, der Hauptstadt der Negerrepublik Liberia, bis zum Cap Palmas, zwischen dem 4. und 6. Grad nördlicher Breite; dort wohnen die freien Kruneger in zahlreichen Dörfern und Gemeinden und unternehmen von da aus ihre Raubzüge in das Innere, um Sclaven zu fangen; eine ordentliche Beschäftigung, Handel oder Ackerbau, kennen diese Leute ebensowenig wie alle andern Stämme.

Die zahlreichen Factoreien, welche längs der westafrikanischen Küste vom Senegal an bis hinunter nach Benguela zerstreut sind, wären übel daran, wenn es keine Kruneger gäbe. Die in den Factoreien vorkommenden schweren Arbeiten, das Laden und Löschen der großen Kauffahrer, die aus Mangel an Wegen häufig zu unternehmenden Canoefahrten, das Reinigen und Ordnen der für den Export bestimmten Naturproducte — Palmöl, Kautschuk, Roth- und Ebenholz, Elfenbein, Erdnüsse 2c. — kurz Alles, was in diesen Handelsniederlassungen an schwerer Arbeit zu thun ist, wird von den „croo-boys" besorgt. Die Trägheit der Eingebornen an den meisten Küstenplätzen ist derart, daß dieselben zu solchen Verrichtungen sich nie hergeben, und selbst da, wo die Eingebornen in wohlverstandenem Interesse die Anlage einer Factorei wünschen, können die

Europäer doch nicht darauf rechnen, Arbeiter zu bekommen, sondern müssen sich croo-boys verschaffen.

Selbst die regelmäßig verkehrenden englischen Passagierdampfer versehen sich, sobald sie jene Küsten erreicht haben, mit einigen Dutzend dieser schwarzen Arbeiter für die Dauer ihrer Reise; die Fahrt derselben geht bis St. Paul de Loanda und bei der Heimreise werden dann die Neger wieder abgesetzt. Häufig bekommen diese Dampfer auch von Factoreien den Auftrag, eine größere Anzahl dieser croo-boys mitzubringen oder nach abgelaufener Dienstzeit wieder in ihre Heimath zu befördern, so daß ein solches Schiff oft mit Hunderten dieser lärmenden Passagiere besetzt ist.

Die Kruneger sind brauchbare Arbeiter und als Küstenbewohner besonders gut als Matrosen verwendbar. Ich bin wiederholt auf größeren Küstenfahrzeugen gefahren, auf welchen nur ein einziger Europäer war, als Capitän, während die ganze Mannschaft aus Kru's bestand. Für das Innere des Landes aber sind sie nicht zu gebrauchen; sie fürchten von den übrigen Stämmen als Sclaven abgefangen zu werden und diese Furcht ist um so mehr begründet, als sie selbst in ihrem Lande analog verfahren.

Wie weit die auf Fahrzeugen dienenden Kruneger manchmal zerstreut werden, geht daraus hervor, daß der von seiner asiatischen Reise zurückkehrende v. Schlagintweit-Sakünlünski einige von diesen Negern auf einem Schiff in Aden traf; selbst bis nach Deutschland sind sie gekommen und während meiner Anwesenheit in Gabun ging ein großer Schooner mit Kru-Bemannung und einem Europäer als Capitän nach Hamburg ab. Ebenso bleiben Einzelne als Diener auf den englischen Dampfern und kommen bis Liverpool.

Bei meiner Reise von Hamburg nach Gabun wurde auch die Kruküste berührt und so waren dieß die ersten Neger, mit denen ich überhaupt zusammengetroffen bin.

Unser Capitän war beauftragt, für die Factoreien in Gabun Kru-Leute aufzunehmen und so warfen wir in der Nähe eines Grand Ceß genannten Punktes die Anker aus. Die langgestreckte flache Küste bietet nirgends einen Hafen und das Schiff mußte in bedeutender Entfernung vom Lande in offener See liegen bleiben, so daß wir nur mit bewaffnetem Auge das ferne Land mit den

zwischen Palmen und Baumwollbäumen versteckten Negerdörfern genauer sehen konnten.

Bald bemerkten wir denn auch zahlreiche kleine Canoes mit Negern auf uns zukommen und sobald sie das Schiff erreicht hatten, waren sie auch schon mit affenartiger Geschicklichkeit am Deck. Sie frugen und schwatzten sehr viel, waren überhaupt ungemein lustig und wünschten für Gabun engagirt zu werden. Einige brachten in Blechkapseln Zeugnisse von Capitänen und Factorei-Agenten mit über ihr Verhalten, ja einer dieser Neger, der 10 Jahre zur größten Zufriedenheit seines Herrn in Monrovia gedient hatte, trug eine vergoldete Kette um den Hals mit einem großen silbernen Schild, worauf Name, Dienstzeit u. s. w. eingravirt war. Nicht nur er, sondern auch seine engeren Landsleute waren natürlich sehr stolz auf dieses Arbeitszeugniß.

Die Kleidung der Kru-Neger ist außerordentlich einfach; sie besteht meistens nur aus einem Lendenschurz von Baumwollenzeug; alte von Europäern abgesetzte Hüte, oft von der verwegensten Façon, wurden vielfach getragen; am Hals und an den Armen sah man häufig Schnüre von blauen und schwarzen Glasperlen, auch dicke Elfenbein- und Messingringe an den Fuß- und Handgelenken sind beliebt. Gesicht und Arme sind gewöhnlich bemalt und tättowirt; besonders charakteristisch für Kru-Neger ist ein breiter schwarzer Streifen, der von der Stirn abwärts bis zur Nasenspitze reicht und die Physiognomie sehr entstellt. Die Vorderzähne sind häufig spitz gefeilt, das kurze wollige Haupthaar wird an einigen Stellen des Kopfes nicht selten weggeschoren, so daß lichte Streifen, von der Stirne nach dem Hinterhaupt zu, hervortreten; ältere Leute hatten einen dünnen Bart. Sehr sonderbar, eigentlich sehr häßlich sah einer dieser Neger aus, der rothes Haar und einen rothen Vollbart hatte. Die Hautfarbe ist durchgängig chocoladebraun in verschiedenen Nüancirungen.

Nachdem wir fast zwei Tage gewartet hatten, kam endlich der Häuptling, von dem wir die Kru-Arbeiter engagiren wollten, an; er führt den stolzen Titel König Grando. Es war eine nicht große, aber sehr kräftige Gestalt mit sehr energischen Gesichtszügen und von echtem Negertypus. Er trug ein Stück rothes Baumwoll-

zeug um den Leib, darüber ein weißes Hemd, worüber noch ein mit rothen, weißen und blauen Streifen verzierter, sehr weiter, aber kurzer Mantel ohne Aermel geworfen war, ein Kleidungsstück, wie es bei den Arabern am Senegal allgemein verbreitet ist; bis zu Hosen aber hatte er sich nicht aufschwingen können.

Als Kopfbedeckung diente ein neuer schwarzer Filzhut; am Gürtel trug er einige prachtvolle große Eckzähne von Leoparden, eine Art Fetischzeichen, nach welchem die croo-boys ungemein begierig sind. Man kann den letzteren in den Factoreien keine größere Freude bereiten und sie nicht besser zur Arbeit anspornen, als durch Versprechen von Tigerzähnen. (An der ganzen Westküste wird der Leopard fälschlich als Tiger bezeichnet; letzterer kommt daselbst natürlich nicht vor.)

König Grando spricht leidlich Englisch, d. h. jenes Negerenglisch, das auch Engländer erst lernen müssen, wenn sie an die Westküste kommen, und weiß sich auch sonst recht gut zu benehmen, besonders bei Tisch aß er mit allem Anstand und wußte sehr wohl zur großen Genugthuung der anwesenden Engländer die Gabel mit der linken Hand und das Messer mit der rechten zu handhaben! Jede Speise theilte er mit seinem Bruder, einem baumlangen, starken Burschen, der ihm nicht von der Seite wich, sich aber nicht mit zu Tisch setzte, sondern an der Erde aß.

Grando trank sehr gern Bier; Rum war natürlich auch seine schwache Seite und beim Anblick des großen Fasses Branntwein, das ihm als Geschenk verehrt wurde, konnte er seine Freude kaum verbergen, obgleich das nil admirari bei den Negerfürsten außerordentlich im Gebrauch ist. Ehe er übrigens das Faß Rum annahm, mußte es geöffnet werden und sowohl einige Kru-Leute als auch die Matrosen unseres Schiffes mußten vor seinen Augen den Rum kosten, da er fürchtete, vergiftet zu werden! Wie berechtigt diese Vorsicht bei den Negerhäuptlingen ist, geht unter Anderem daraus hervor, daß König Grando von Grand Ceß wirklich wenige Monate später an Gift gestorben ist, das ihm ein Rivale beigebracht hatte!

Nach langem Hin- und Herreden hatten wir endlich vierzig croo-boys als Arbeiter engagirt; dieselben verdingen sich gewöhn-

lich auf zwei bis drei Jahre für einen Monatsgehalt von 4 bis 6 Dollars, welche Summe aber nicht in Geld, sondern in europäischen Waaren ausgezahlt wird, deren Werthbestimmung allerdings meistens in den Händen des Europäers liegt. Indeß haben sich doch schon an vielen Orten, besonders da, wo verhältnißmäßig geordnete Zustände herrschen, im Laufe der Zeit für europäische Güter (Zeuge, Gewehre, Pulver, Rum, Salz u. s. w.) bestimmte und von beiden Parteien anerkannte Werthe bei Bezahlung für geleistete Dienste oder beim Einkauf von Naturproducten entwickelt.

Beim Aufnehmen der croo-boys ist es Sitte, daß für jeden derselben zwei Monatsgehalte vorausbezahlt werden und zwar an den Häuptling des betreffenden Stammes, der seine jungen Anverwandten und Unterthanen, sowie seine Sclaven an Europäer vermiethet. Ein Trupp solcher Kru-Arbeiter wird in Abtheilungen von 7—10 Mann eingetheilt, deren jede einen, gewöhnlich etwas älteren head-man besitzt, der dem Factoristen gegenüber verantwortlich ist für das Treiben seiner Untergebenen, diese Macht auch durch häufiges Prügeln im weitesten Umfange zur Geltung bringt.

Sobald ein Trupp croo-boys in einer Factorei angelangt ist, werden den einzelnen Abtheilungen ihre Hütten zum Wohnen angewiesen, den Aufsehern die nöthigen Arbeiten übertragen und ein croo-boy als Wachmann ausgewählt. Derselbe ist von aller Arbeit befreit, hat dafür aber alle Nächte die Factorei zu bewachen und durch häufiges Rufen oder Pfeifen zu beweisen, daß er nicht schläft. Gewöhnlich übernimmt dieser Wachmann auch das Amt eines Koches für seine Landsleute.

In den meisten Fällen geschieht es, und viele Kru's wünschen es sogar selbst, daß sie nicht regelmäßig alle Wochen oder Monate ihren Lohn ausgezahlt bekommen, sondern erst am Ende ihrer Dienstzeit und während derselben nur hin und wieder eine Kleinigkeit, was sie für die Erledigung ihrer „woman-palaver“ brauchen. (Palaver ist ein an der Westküste überall gehörter Ausdruck und bedeutet alles Mögliche; jeder Streit, jeder Auftrag oder irgend eine Vereinbarung, Alles heißt palaver.) Es kommt auf diese Weise, daß viele croo-boys, wenn sie nach zwei- bis dreijähriger Arbeit in ihre Heimath zurückkehren, oft ganze Koffer voll europäischer Waaren mitbringen

und so eine Zeit lang den reichen Faulenzer spielen können. Sehr oft verdingen sie sich ein zweites und drittes Mal für eine Factorei, bis sie schließlich sich einige Frauen und Sclaven kaufen und einen eigenen Herd gründen können. Freilich kommt es auch oft genug vor, daß die croo-boys ihren ganzen Lohn verlumpen und ebenso arm in ihre Heimath zurückkehren, als sie weggegangen sind.

So nützlich nun auch die Kru's als Arbeiter sind, so besitzen sie doch auch und zwar im ausgesprochensten Maße einen National-fehler aller Neger, den stark entwickelten Diebssinn. Es bedarf der größten Vorsicht und einer äußerst strengen Behandlung seitens der Europäer, um ihre Lagerhäuser vor den Einbrüchen sowohl einzelner croo-boys als ganzer Diebsconsortien zu schützen. Gewöhnlich pflegen die Kru-Arbeiter einer Factorei die Magazine einer anderen zu plündern und es kommt sogar vor, daß die Eingebornen sich mit den Kru's zu gemeinsamer Action verbinden und die gestohlenen Gegenstände in ihren Hütten verbergen. Dieser Fall ist übrigens nicht so häufig, als man vielleicht meinen könnte; im Allgemeinen halten die Kru-Neger ziemlich fest an ihre jeweiligen Herren, und sind sogar an verschiedenen Plätzen auf deren Schutz gegenüber von unruhigen und raubsüchtigen Eingebornen angewiesen. Es hat wieder-holt Fälle gegeben, wo croo-boys mit den Waffen in der Hand die Factoreien ihrer Herren vertheidigt haben. Vermöge einer erklär-lichen Bevorzugung und Begünstigung seitens der Weißen und im Vertrauen auf ihre wirklich oft recht bedeutende Körperstärke, das noch durch ein sehr festes nationales Zusammenhalten untereinander gestützt wird, treten sie meistens ziemlich brüsque und selbstbewußt gegenüber der einheimischen Bevölkerung auf. Auf isolirt gelegenen einzelnen Factoreien ist ein Trupp tüchtiger croo-boys von größter Wichtigkeit sowohl für die Entwickelung des Handels, als auch für die Sicherheit der Magazine und selbst der Europäer.

Unter den vierzig Burschen, die wir an Bord hatten, wählte ich mir einen jungen, höchstens 16 Jahre alten croo-boy als Diener aus. Derselbe hat sich geradezu musterhaft betragen. Während meiner ganzen dreijährigen Reise hat mich William, wie ich ihn nannte, nicht verlassen, in den schwierigsten Situationen verlor er nicht den Muth und ich konnte ihm Alles anvertrauen. Freilich

muß der Umstand berücksichtigt werden, daß er unter meiner Begleitung der einzige seines Stammes war und daß ihm alle Uebrigen mehr oder weniger feindlich entgegen traten und ihn um seine Stellung beneideten. Uebrigens wäre derselbe gewiß nicht mit mir in das Innere des Continentes gereist, wenn er meinen Plan vorher gewußt hätte; aber ich wurde von dem Häuptling auch für einen Factoreibesitzer am Ogowe gehalten und so ging er arglos mit mir; sobald ich ein Stück im Innern war, konnte er nicht fort von mir und war gewissermaßen auf meinen Schutz angewiesen.

Nachdem seit einigen Jahren auf den portugiesischen Inseln St. Thomé und Principe die Sclaverei aufgehoben ist, und die früher blühenden Kaffee- und Cacao-Plantagen infolge dessen verwüstet sind, hat man es versucht, Kru-Neger für die Plantagenwirthschaft zu gewinnen. Aber bisher ohne Erfolg. Trotz guter Behandlung, hoher Bezahlung und viel weniger schwerer Arbeit als in den Factoreien sind die Neger freiwillig zu dieser Arbeit nicht zu bringen. Mit großen Kosten hat man Hunderte von croo-boys auf diese Inseln geschafft, aber mit der ersten besten Gelegenheit sind sie entflohen. Wo sie irgend ein Canoe auftreiben konnten, wagten sie selbst die gefährliche Meerfahrt, um nur von dieser ihnen verhaßten Arbeit fortzukommen. Vielleicht wird sich das mit der Zeit ändern und das wäre ein Glück für die Westküste. Die Wälder in der Nähe des Meeres sind schon vollständig ausgebeutet und die Producte müssen weit aus dem Innern gebracht werden, wobei sie infolge eines verderblichen Zwischenhandel-Systemes enorm vertheuert werden; man wird also früher oder später daran denken müssen, Plantagen anzulegen. In dem Negerfreistaat Liberia ist dies bereits mit Erfolg geschehen und der liberianische Kaffee hat auf den betreffenden europäischen Märkten bereits einen sehr guten Namen. Freilich haben die „coloured gentlemen“ dieses Staates einen großen Vortheil gegenüber dem Europäer in dem Verkehr mit croo-boys und können dieselben leichter zur Plantagenarbeit abrichten.

Zum Schluß mag eine an der Westküste sehr verbreitete Anecdote von einem Kru-Neger Platz finden, die für ein ganzes System charakteristisch ist. Dieser Bursche war als Arbeiter in einer anglicanischen Mission beschäftigt; er hatte es daselbst gut, nicht zu viele

Arbeit, und so blieb er gegen 15 Jahre daselbst. Er hatte sogar in der Schule gesessen und war schließlich getauft worden, galt also als „Christ". Einmal wurde er von einem Reisenden über Verschiedenes ausgefragt und schließlich an ihn auch die Frage gerichtet, was er von Gott halte. „Oh," antwortete Freund Yim, „Gott ist ganz außerordentlich gut; er hat zwei Dinge geschaffen, für welche ihm die croo-boys nicht genug danken können: den Schlaf und den Sonntag" (an welchem in den meisten Factoreien nicht gearbeitet wird).

XI.

Reise vom Okandeland zu den Osaka.

Elftes Capitel.

Reise vom Okandeland zu den Osaka.

Ankunft im Okandegebiet. — Idive's Tod. — Renoki's Rückkehr. — Ambuenja und Buaja. — Zerfall der großen Negerreiche. — Errichtung der Station Lope. — Verhandlungen mit den Okande. — Compiègne's Reise. — Verunglückter Versuch einer Reise ins Adumaland. — Aufenthalt im Asimbagebiet. — Rückkehr zu den Okande. — Graf Brazza's Ankunft. — Unterhandlungen mit den Fan. — Verkehr mit Negern. — Erster Besuch bei den Fan. — Verhandlungen mit denselben. — Mbia's Rückkehr. — Verlassen des Okandelandes. — Heftiges Gewitter. — Erkundigungen über die Verbreitung der Fan. — Marsch durch den Urwald. — Brandwunden. — Rettung zweier französischer Soldaten vom Hungertode. — Erreichung des Dorfes Mengule mit Fan- und Osakabevölkerung. — Abschied von König Mbia.

Es war im Juli 1875, als ich das zweite Mal im Okandeland eintraf. Die Reise, wie das erste Mal mit Hilfe von Iningaleuten unter Führung des alten blinden Renoki ausgeführt, ging verhältnißmäßig schnell und glatt von Statten, da die Ininga selbst Eile hatten, um jenes Gebiet zu erreichen. War doch die Nachricht gekommen, daß große Mengen von Sclaven bei den Okande eingetroffen seien, und in der That begegneten wir auf unserer Hinreise zahlreichen Okotacanoe's, die voller Sclaven waren. Während wir bei der ersten Reise bei den Okota und Apinschi uns fast in jedem Dorfe aufgehalten hatten, ging es dießmal schnell vorwärts; nur eine Tagereise hinter der Okota-Insel Sangaladi begegneten wir dem einflußreichsten Okotachef, Namens Idive, der gleichfalls vom Sclavenmarkt in Lope kam und der uns auf alle Weise zu bewegen suchte, umzukehren und einige Tage bei ihm zu verweilen. Die reichlichen

Geschenke, die er das letzte Mal von mir erhalten hatte, waren ihm noch in guter Erinnerung, und er war schließlich sehr verstimmt, als Renoki doch nicht blieb, sondern schleunigst weiter reiste. Es war das letzte Mal, daß ich König Idive gesehen habe. Ich war erst einige Tage im Okandeland angelangt, als die Nachricht eintraf, Idive sei gleich nach der Ankunft in seinem Dorfe gestorben! Er war von einem eifersüchtigen Bruder vergiftet worden; die reiche Ausbeute von Sclaven und Ziegen, die Idive mit aus dem Okandeland gebracht hatte, war wohl die zunächst liegende Ursache zu seiner Beseitigung gewesen, und Gift ist in solchen Fällen ein eben so bequemes wie allgemein verbreitetes Mittel. Die Priester und Zauberer der Okota, die Oganga, waren jedenfalls mit im Complot und hatten von dem neuen Herrscher ihren tüchtigen Antheil von der Erbschaft erhalten; denn man hörte nichts von irgend welchen Anschuldigungen und Verurtheilungen zum Mbunda-(N'cassa-)Trinken, und nur eine Anzahl Sclaven wurden getödtet, wie dieß beim Tode eines angesehenen Mannes fast überall noch Sitte ist. Die Reisenden brauchen übrigens den Tod Idive's nicht zu beklagen; er war ein habgieriger und wilder Patron, der nur schwer zufrieden zu stellen war.

Nachdem die Ininga ihre Geschäfte im Okandeland erledigt hatten, verließen sie mich und ich blieb allein. König Renoki hatte allen Okandechefs dringend ans Herz gelegt, mich in jeder Weise, besonders aber auch hinsichtlich meiner beabsichtigten Reise weiter nach Osten zum Volk der Aduma, zu unterstützen; die Ininga selbst durften nicht weiter mit, da ihre Herrschaft über den Ogowefluß nur bis zum Okandeland reicht; von da an sind die Bewohner des letzteren die Herren, soweit sie in dieser ihrer Hegemonie nicht von den Fan gestört werden. Ich sah Renoki ungern von mir scheiden; denn trotz aller Habsucht und seiner so lebhaften Vorliebe für Rum hat er mir doch wesentliche Dienste geleistet und ist im Allgemeinen den übernommenen Verpflichtungen mir gegenüber nachgekommen; auch er hatte mich gern und nahm einen rührenden Abschied von mir.

Die beiden einflußreichsten Häuptlinge im Okandeland, oder wenigstens für den Distrikt Lope, waren zu jener Zeit, und sind es

wahrscheinlich noch, Ambuenja und Buaja. Ersterer ist ein bereits sehr alter, schwächlicher und furchtsamer Mann, der mit den Weißen nicht gern verkehrt, sondern denselben soviel wie möglich aus dem Wege geht. Waren doch damals überhaupt erst vier Europäer ins Okandeland gekommen (Br. R. Walker, E. Schulze, Marquis Compiègne und Mr. Marche) und in seinem hohen Alter konnte sich Ambuenja nicht mehr an den Verkehr mit denselben gewöhnen; er hatte Furcht vor ihnen.

Es ist übrigens gewiß, daß, sobald nur einmal ein Europäer ein Volk besucht hat, daselbst ein auffallender Umschwung der Anschauungen und eine Erweiterung der Begriffe und Ideen eintritt, und natürlich wird dieser Einfluß bei hochbetagten Leuten weniger intensiv sein, als bei jüngeren Männern, die ein stärkeres Accommodationsvermögen und eine raschere Auffassungsgabe für die aus dem Verkehr mit Europäern entspringenden Vortheile haben. Und das zeigte sich sehr deutlich bei dem zweiten Häuptling Buaja, ein junger Mann von einigen zwanzig Jahren. Derselbe ist ein entfernter Verwandter von dem Iningakönig Renoki und wurde von diesem stark protegirt. Während meines ersten Aufenthaltes im Okandeland war Buaja unter meiner Mitwirkung gekrönt worden und die Geschenke, die ich ihm damals verehrte — eine goldschimmernde Husarenuniform und ein glänzender französischer Pompierhelm nebst einem alten schweren Reitersäbel — haben das größte Aufsehen im Okandeland erregt.

Buaja hat auch während der ganzen Zeit meines Aufenthaltes den besten Willen gehabt, meine Pläne zu fördern und ging vollständig auf meine Intentionen ein. Wenn ich schließlich doch auf die Unterstützung der Okande verzichten mußte, so lag dieß nicht an diesem Häuptling, sondern an den zahlreichen anderen alten Chefs, die Buaja in seiner Actionsfreiheit hinderten, besonders aber in dem beständigen Widerstand, den ein sehr einflußreicher Oganga im Aschukadistrikt den Bestrebungen der Lopehäuptlinge entgegensetzte. Das ist überhaupt ein Unglück für den europäischen Reisenden, daß es keine, oder nur sehr wenig große Negerreiche mehr gibt, sondern daß alle in zahllose kleine Gemeinden zerfallen sind, deren jede ihren eigenen Chef hat. Jeder Häuptling sucht sich

nun dem Weißen gegenüber als den einflußreichsten darzustellen, jeder beutet den Reisenden so viel wie möglich aus, und das Alles in der freundschaftlichsten Weise, bis dieser schließlich, aller Mittel entblößt, zur Umkehr gezwungen ist. Ist dieser Fall eingetreten, dann kommen von allen Seiten die Häuptlinge herbei und bedauern auf das Lebhafteste, daß der n'tangani, der weiße Mann, nicht weiter reisen kann; sie würden ihn so gern unterstützen, aber ohne große Quantitäten europäischer Güter könne eine Reise zu den benachbarten Stämmen nicht angetreten werden, was auch vollständig richtig ist. Der weiße Mann möge also an die Küste in die Factoreien zurückkehren, recht viele Güter holen und dann wiederkommen! Natürlich würde dann dasselbe Erpressungs- und Ausbeutungssystem von vorn anfangen.

Beständen dagegen noch größere Negerreiche, die von mächtigen und gefürchteten Despoten regiert werden, so genügt es für den Europäer, diesen einen Mann zu gewinnen und er weiß dann, woran er ist; entweder erlaubt derselbe den Durchzug durch sein Gebiet und bewilligt Unterstützung oder nicht; in letzterem Falle kehrt der Reisende gleich wieder um und verliert nicht Zeit und Geld. Solche Reiche bestanden früher genug, z. B. die Königreiche an der Loangoküste und im Congogebiet; jetzt ist im Innern noch ein gewaltiges Negerreich bekannt (und wahrscheinlich existiren deren noch mehrere), das Reich des Muata Jamvo, das schon seit Jahrhunderten besteht und von einem einflußreichen, nach unserm Begriff allerdings etwas grausamen Herrscher regiert wird; auch das bekannte Königreich Dahomey an der Goldküste war bis vor Kurzem noch ein solcher fest zusammengehaltener Negerstaat.

Ich war noch während der Mitte der trocknen, also gesünderen Zeit im Okandeland angelangt und hatte mich der Hoffnung hingegeben, besonders auf die warme Empfehlung Renoki's hin, sehr bald mit Hilfe der Okande weiter reisen zu können; aber ich erkannte bald, daß dieß nicht möglich war. Die Okande fanden so viele und scheinbar so triftige Gründe für ein Aufschieben der Reise bis zur nächsten trocknen Zeit, daß ich mich schon entschließen mußte, die Regenzeit daselbst abzuwarten. Während der letzteren ist es aber unmöglich zu reisen und jeder vernünftige Reisende wird

es vermeiden, innerhalb dieser Periode größere Touren zu unternehmen. Fast täglich kann man gegen Abend eines jener äußerst heftigen tropischen Gewitter erwarten, die im Augenblick die kleinsten Wasserrinnen zu reißenden Bächen verwandeln, während die Flüsse übertreten und Alles überschwemmen; auch länger andauernde Landregen treten ein und verursachen ausgedehnte Sümpfe und Moräste. Die Erde gleicht einem durchtränkten Schwamm und heftige Fieber sind die Folgen, wenn es der des Klima's ungewöhnte Europäer wagt, während dieser Zeit seine trockne, möglichst hoch gelegene Hütte zu verlassen und Reisen, die Wochen und Monate in Anspruch nehmen, zu versuchen. Ich errichtete mir also in der Nähe des Ortes Lope eine Station, wo ich mehrere Monate zuzubringen gedachte; ich konnte von hier aus das weite Okandeland durchstreifen, wo es Dörfer genug gibt, in denen man Schutz findet, und auch die benachbarten Asimba am Osuëfluß, sowie die weiter südlich wohnenden Mbangwe (ein Theil des großen Akellevolkes) lagen nicht außer dem Bereich der Wanderungen, die ich selbst während der Regenzeit wagen konnte. Es sind das Negerstämme, die höchstens dem Namen nach bekannt sind, und die französische Expedition unter Marquis Compiègne hatte auch nur flüchtige Bekanntschaft mit diesen Leuten gemacht; die beiden anderen Europäer aber hatten in erster Linie Handelszwecke im Auge, als sie das Okandeland besuchten, und ich konnte daher erwarten, noch genug des Neuen während meines unfreiwilligen Aufenthaltes daselbst zu beobachten.

Es entstand nun in der Nähe von Lope ein ganzes Dorf. Eine Hütte mit Veranda für mich wurde errichtet, daran schloß sich das Vorrathsmagazin für die zahlreichen Güter, daneben ein kleines Häuschen, das als Küche diente und den Koch und die Küchenjungen beherbergte, und rund herum bauten sich meine von Gabun mitgebrachten Diener ihre Behausungen. Eine solche Niederlassung ist in ein paar Tagen vollendet; ich ließ, wie dieß bei allen Negerdörfern üblich ist, rund herum Bananen pflanzen, Felder von Yam und Erdnüssen anlegen, es entstand sehr schnell ein großer Hühnerhof, und in der Umgebung weideten zahlreiche Schafe und Ziegen, die Abends eingefangen und in eine Art Stall gesperrt wurden, nicht aus Furcht vor wilden Thieren, die im Okandeland selten

sind, sondern nur um mein Eigenthum vor den unglaublich frechen Diebereien meiner Okandefreunde zu schützen.

Die kleinen Häuser sind sehr schnell errichtet; eine Anzahl Pfähle werden in die Erde gesteckt; als Dachsparren dienen die bis 30 Fuß langen Blattstiele der Blätter einer Palme (an der Küste fälschlich Bambu genannt), das Dach selbst aber und die Wände des Hauses werden mit Matten gedeckt, welche die Okande sehr geschickt gleichfalls aus Palmblättern zu flechten wissen. An dem ganzen Haus ist nicht ein Stückchen Eisen; Alles wird gebunden und zwar dient dazu das von den Engländern bush-rope genannte Material, eine dünne, gespaltene Liane, die überall häufig in den Wäldern wächst. Trotz der Leichtigkeit des Baues ist das ganze doch von großer Dauerhaftigkeit und widersteht den stärksten Gewittern und den heftigsten Tornado's, jenen regelmäßig während der Regenzeit erscheinenden Stürmen, die oft furchtbar in ihrer Wirkung, doch reinigend und erfrischend die schwüle Treibhausluft durchsausen.

Nachdem noch eine erhöhte Schlafstelle in dem Hause errichtet und ein Tisch nebst einigen Stühlen, allerdings in sehr primitiven Formen, hergestellt waren, ist das Ganze fertig. Es ist äußerst wenig Comfort und doch erinnere ich mich immer noch mit dem größten Vergnügen an jene Tage, die ich in einem so selbstgeschaffenen Heim zubrachte, der einzige Europäer inmitten einer barbarischen Bevölkerung, weit weg vom Meere und den Factoreien, ohne allen Verkehr mit der gesammten Außenwelt. Die Bevölkerung war aber ruhig und mir freundlich gesinnt, an Lebensmitteln war kein Mangel, und Nichts hätte ein ruhiges, ganz dem Studium von Land und Leuten gewidmetes Leben gestört, wenn nicht doch hin und wieder ein Fieber erinnert hätte, daß ich im äquatorialen Theile Westafrika's sei, ausgesetzt einem mit Recht verschrieenen, verderblichen Klima. Das Okandeland ist übrigens vermöge seiner hohen Lage und als offenes Prairieland das gesündeste Gebiet, das ich überhaupt kennen gelernt habe.

Mein Hauptbestreben ging während des Aufenthaltes in jener Station natürlich dahin, die Okandeleute zu gewinnen, mir Unterstützung bei meiner beabsichtigten Reise weiter ins Innere, in öst-

licher Richtung zu geben. Es fanden hierüber zahllose Verhandlungen statt, bald mit einzelnen Häuptlingen, bald mit einem ganzen Rath, bald auch unter Mitwirkung einer großen Volksmenge. Die Hauptschwierigkeit bestand in der Furcht der Okande vor den Fan. Früher hatten die ersteren ungehindert mit den weiter flußaufwärts wohnenden Aduma und Oschebo verkehrt; die Fan wohnten damals tief im Wald drin und kümmerten sich nicht um die den Ogowe passirenden Neger der anderen Stämme. Seit einigen Jahren aber rückten die Fandörfer immer näher dem Flußufer, die Streitigkeiten mit den Okande und Aduma wurden häufiger und schließlich entstand ein permanenter Kriegszustand. Zum Ausbruch aber kam es im Jahre 1873, als Marquis Compiègne mit Okandeleuten durch das Fangebiet zu den Oschebo zu reisen unternahm. Der französische Reisende kam bis in die Nähe des Ivindo, eines rechten Nebenflusses vom Ogowe; dort hatten sich die Fan zusammengerottet und feuerten auf die heranziehenden Okande. Die Weißen betheiligten sich am Kampf, es fielen zahlreiche Fan, aber auch mancher Okande wurde getödtet und schließlich wurde die Panique unter den letzteren so groß, daß sie umzukehren beschlossen, trotz aller Versprechungen und Drohungen der Reisenden. In rasender Eile ging es durch die Stromschnellen und Katarakte flußabwärts, manches Canoe zerschellte, die Sammlungen und Güter der Franzosen gingen zum Theil verloren, und nicht eher hörte die tolle Flucht auf, als bis die Okande den Ofuëfluß erreichten, wo ihnen ihre heimathlichen Dörfer entgegenwinkten.

Die französische Expedition aber war damit beendet. Die Okande verlangten noch große Entschädigung von den Reisenden und die Verwandten der Getödteten und Verwundeten bestürmten den Marquis Compiègne und Mr. Marche so sehr, daß dieser nicht anders konnte, als möglichst schnell das Okandeland zu verlassen. Aber noch erboster gegen die Europäer waren die Fan und sie sprengten überall aus, daß sie nie einen Weißen mit Okandebegleitung den Fluß passiren lassen würden; ihre getödteten Brüder müßten gerächt werden. So waren die Verhältnisse zwischen Okande und Fan, als ich dort ankam mit der Absicht, dieselbe Reise zu unternehmen, wie Marquis Compiègne.

Während meines langen Aufenthaltes im Okandeland habe ich aber die bittersten Erfahrungen über die Treulosigkeit und Unentschlossenheit dieser Neger machen müssen. Die Frucht vor den Fan, die schon ins Lächerliche ging, die Intriguen und Eifersüchteleien der zahlreichen Häuptlinge untereinander und dazu das Bestreben, mich durch langes Hinhalten in ihrem Lande erst gehörig auszuplündern, damit meine Waaren nicht den Völkern des Innern zu Gute kommen: das Alles ließ die Okande zu keinem Entschluß kommen. Einmal, es war im September 1875, glaubte ich doch gewonnenes Spiel zu haben. Ich hatte den mehrfach erwähnten König Buaja soweit gebracht, daß er mir eine Anzahl Canoe's und gegen 100 Mann zum Rudern geliefert hatte; ich hatte allen bereits einen Theil der Bezahlung vorausgegeben und eines Tages brachen wir wirklich in acht großen Canoe's von meiner Station im Lopedistrikt auf. Es ging sehr langsam, die Stromschnellen waren schwer zu überwinden und erst nach zwei Tagen langten wir an der Mündung des Ofuë in den Ogowe an, wo sich die Grenze zwischen dem Fan- und dem Okandegebiet befindet. Hier wurde auf einer kleinen Insel gehalten und einige Oganga, welche mitgefahren waren, begannen ihre Beschwörungen und Zauberkünste, um der Sache zu einem günstigen Ausgange zu verhelfen. Es wurden Amulette vertheilt und jeder Theilnehmer der Expedition erhielt von einem Oganga einen schmalen Streifen Schilf, den er sich um den Arm oder den Hals band; Gesicht und Brust wurden mit weißem Kalkmergel gefärbt, die Oganga selbst aber brauten die ganze Nacht hindurch ihre Medicin; dabei saßen sie in einem Kreis ums Feuer und sangen feierliche Weisen dazu. Trotz aller dieser sorgsamen und großartigen Vorbereitungen ließ mich doch die ganze saubere Gesellschaft am anderen Morgen im Stich; alle meine Okandeleute fuhren plötzlich zurück, Furcht vor den Fan vorgebend, und ich saß mit meinen paar Dienern allein auf einer Sandbank im Ogowefluß. Und was war die Veranlassung zu diesem Treubruch, den, ich bin überzeugt, Buaja nicht gern und nur unter dem Einfluß einer force majeur stehend gethan hat? Einmal ging die Expedition nicht vom ganzen Okandevolke aus, sondern nur von den Leuten des Lopedistriktes, unter denen, wie erwähnt, Buaja

den größten Einfluß besaß. In dem östlichsten Theil des Okandelandes aber, Aschuka geheißen, lebte der damals am meisten gefürchtete Oganga, Namens Ndschoa; dieser war auf einer Handelsreise abwesend, um Sclaven bei den Okota und Apinschi zu kaufen. Die Bewohner von Aschuka machten den Lopebewohnern die Hölle heiß; es würde alles Unglück über das Land kommen, wenn sie ohne Wissen und ohne Schutz des mächtigen Ndschoa eine so gefährliche Reise unternähmen, und meine Leute ließen sich wirklich einschüchtern und liefen davon! So erzählte mir wenigstens Buaja die Sache. Meine Diener aber erfuhren noch einige andere für den Charakter der Okande recht bezeichnende Details. Die Männer von Aschuka und die von Lope hätten sich darüber nicht einigen können, wem bei den mit Sicherheit zu erwartenden Ueberfall seitens der Fan die Beute zufallen sollte. Es war voraus zu erwarten, daß in der Verwirrung die Canoe's auf die Felsen laufen oder umwerfen werden. Bei der dann folgenden Rettung, d. h. Plünderung der Sachen wollten sich die Lopebewohner allein betheiligen und den Anderen nichts abgeben. Darüber kam es zu ernstlichen Differenzen, die damit endigten, daß Buaja und seine Leute mich im Stiche ließen. Das ist nur ein Fall von der Unzuverlässigkeit, der Habsucht und Eifersucht dieser Negerstämme, und davon könnte ich eine ganze Menge Beispiele anführen; jeder in solchen Gegenden Reisende hat gewiß in dieser Richtung hinreichende Erfahrungen gemacht.

Durch das energische Auftreten Buaja's bekam ich schließlich doch noch einen großen Theil des vorausbezahlten Soldes wieder, aber ich hatte doch an diesem Beispiele genug und mußte ernstlich auf Mittel sinnen, meinen Zweck auf andere Weise zu erreichen.

Unterdeß war nun die Regenzeit vollständig hereingebrochen; während derselben konnte ich nichts Größeres unternehmen, und um nicht gar zu lange auf einem Flecke zu bleiben, beschloß ich, zu dem im Südwesten wohnenden Volk der Asimba zu ziehen. Ich hatte dabei die heimliche Hoffnung, mit Hilfe dieser Leute ein derbes Stück den Ofuëfluß hinaufzukommen, und dann auf einem Landwege durch das Gebiet der Opove und Okona hindurch die Awanschi und schließlich doch die Aduma und Oschebo am oberen Ogowe zu

erreichen. Der Plan wäre auch ausführbar gewesen, wenn es nicht wieder die Okande gewesen wären, die ihn vereitelten. Den letzteren war die Veränderung meines Wohnortes durchaus nicht recht; ich brauchte doch täglich für mich und meine Leute Nahrungsmittel, die ich von den Okandefrauen bezog; die dafür bezahlten Güter entgingen natürlich dem Lande, wenn ich weiter zog. Ebenso wußten sie, daß ich gern allerhand Natur- und Kunstobjekte ihres Landes kaufte, wofür ich auch mit Gütern, besonders mit dem im Innern Westafrika's so werthvollen Salz bezahlte. Alles dieß würde dann den Asimbaleuten zu Gute gekommen sein. Direct wagten natürlich die Okande nicht, meinem Abzug sich zu widersetzen; wohl aber leisteten sie passiven Widerstand. Ich war nicht im Stande, einen Mann aufzutreiben, der mir als Träger gedient hätte. So mußte ich denn mit meinen wenigen Gabundienern das ganze umfangreiche Waarenmagazin allein durch das Okandegebiet durchtragen. Wir richteten es so ein, daß wir täglich die ganze Masse nur ungefähr auf eine Entfernung von zwei Stunden schleppten; dort wurde dann für die Nacht Station gemacht, wenn es ging, in oder bei einem Dorfe. Ja, es ist mir vorgekommen, daß mir Okandechefs verweigerten, in ihrem Dorfe zu wohnen! Es wäre mir natürlich unter Anwendung von Gewalt leicht gewesen, ein Haus in einem Dorfe zu erzwingen, aber ich wollte es nicht aufs Aeußerste treiben. Ich kam einmal in ein Dorf, dessen Chef mir persönlich gut bekannt und befreundet war; er beschwor mich, von meiner Reise zu den Asimba abzulassen; er dürfe mir nicht Nachtquartier in seinem Dorfe geben, die Oganga würden ihn einfach tödten! Um den Mann nicht in Verlegenheit zu bringen, errichtete ich außerhalb des Ortes in einem Wäldchen die Schutzdächer, die mit Gummidecken überzogen wurden, wovon ich für die Fälle des Bivouakirens im Freien immer einige Stücke mit mir führte. So brauchten wir denn manchen Tag, ehe wir an den Ofuésfluß kamen; dort hoffte ich von den Asimba ein Canoe zu bekommen, um die Gegenstände in ihr Hauptdorf schaffen zu lassen. Aber auch hier fand ich Schwierigkeiten. Die Okande hatten bereits unter diesem kleinen und wenig selbstständigen Völkchen die abenteuerlichsten Gerüchte über mich ausgesprengt, so daß ich mit dem größten Mißtrauen auf-

genommen wurde. Der Häuptling des größten Dorfes, bei dem ich wohnen wollte, gab mir nicht undeutlich zu verstehen, daß ihm dieß sehr unangenehm sei; er stände bisher in guten Beziehungen zu den Okande, die letzteren kauften Sclaven von den Asimba, und wenn er jetzt gegen deren Willen etwas thue, so würden die Oganga über das Land kommen und allerhand Unheil anrichten. Es blieb schließlich nichts übrig, als einige Stunden von den Asimbadörfern entfernt, mitten im dichtesten Urwald und nahe am Ofuëfluß eine Station zu bauen, um die unterdeß eingetretene heftigste Periode der Regenzeit abzuwarten. Es war dieß ein äußerst ungesunder Platz; wir mußten erst ein Stück Wald lichten und hatten dann noch die größten Schwierigkeiten mit Herbeischaffung des zum Bau der Hütten nöthigen Materiales.

Trotz eines-zweimonatlichen Aufenthaltes und zahlreicher Verhandlungen mit den Asimba sowie einigen Häuptlingen der Okona, die Sclaven zum Verkauf gebracht hatten und mich gern in ihrem Lande gesehen hätten, gelang es mir doch nicht, die Asimba zu einer Reise zu bewegen; sie standen vollständig unter dem Einfluß der Okande, deren Oganga sich beständig in den Asimbadörfern herumtrieben und den Bewohnern mit allem möglichen Unglück drohten, wenn sie mich unterstützten.

So interessant nun auch der Aufenthalt im Asimbagebiet war, da ich von hier aus eine ganze Reihe anderer Stämme besuchen und kennen lernen (Fan, Mbangwe, Abongo, Okona) konnte, so erreichte ich doch meinen Zweck, nämlich die Reise ins Oschebo- und Adumaland auszuführen, nicht. Ich machte schließlich noch einen dritten Versuch mit einem anderen Volk, ohne freilich selbst große Hoffnung darauf zu setzen. Ich gedachte, vom Okandeland aus weiter nach Süden zu ziehen; dort wohnen nur Mbangwe (Akelle), und von denen wußte ich, daß sie große Reisen unternehmen. Ich erfuhr auch durch einige Akellechefs, daß sie mit den Awanschi, die Nachbarn der Oschebo sind, verkehren; die Mbangwe waren auch vollständig bereit, mir Träger zu stellen, vorausgesetzt, daß die Okande es gestatten! Alle meine Andeutungen bei den Okandehäuptlingen in dieser Richtung waren natürlich unnütz, sie verlangten, ich solle in ihr Land zurück, es werde sich schon die Gelegenheit finden, die

Reise nach dem oberen Ogowe zu unternehmen. Also auch bei den Mbangwe hatten die Okande ihren Einfluß geltend gemacht; sie drohten diesen mit Abbruch aller Verbindungen, wiesen auf die gefährliche Macht der Oganga, ihrer Zauberer und Priester hin, und das genügte natürlich vollständig, um die Mbangwe, die an und für sich tapferer und kriegerischer als die Okande sind, einzuschüchtern.

So hatte ich denn vom Okandelande aus nach allen Richtungen hin versucht durchzubrechen: nach Norden und Osten wohnten Fan, das so gefürchtete Cannibalenvolk, in südöstlicher und südlicher Richtung setzten die Asimba und Mbangwe Widerstand, wenn auch nur passiven, entgegen, und so wäre mir nichts Anderes übrig geblieben, als zurückzukehren zur Meeresküste.

Es war eine verzweifelte Situation. Ich hatte mir fest vorgenommen, weiter ins Innere vorzudringen als meine Vorgänger, aber der beste Wille und alle Energie, die nach so vielfachen mißglückten Versuchen noch übrig blieb, scheiterten an dem treulosen und habgierigen Charakter der Okande. Durch den langen Aufenthalt in den sumpfigen Okuëwaldungen war ich stark vom Fieber geschwächt worden, mein Waarenmagazin nahm zusehends ab und auch meine Gabundiener, die bisher ziemlich gut zu mir gehalten hatten, zeigten deutliche Spuren der Unzufriedenheit und wollten zurück nach Gabun.

Etwas mußte also geschehen. Nachdem noch ein letzter Versuch, mit Hilfe meiner acht Diener allein den Okuëfluß hinaufzufahren, gescheitert war, da die paar Leute die heftigen Stromschnellen nicht zu überwinden vermochten, kamen gegen Ende des Jahres plötzlich zahlreiche Gesandte der Okande, auch mein Freund Buaja, mit der Meldung, ich möge in ihr Land zurückkehren, Ndschoa, der große Zauberer, sei wieder da, und man sei jetzt bereit, die Verhandlungen über die Adumareise aufzunehmen. Obgleich ich vollkommen überzeugt war, daß dieß nur ein neuer Schwindel meiner Freunde war, so gab ich doch nach; ich sah ein, daß alle Willenskraft gegen derartige Hindernisse nichts vermag und kehrte unter großem Jubel der Bevölkerung in das Okandeland zurück. Hunderte von Händen fanden sich, um mein Gepäck zurückzuschaffen,

und der Großmuth ging soweit, daß mir bei diesem Transport nicht einmal ein Theil der Güter gestohlen worden ist, wie dieß sonst bei den Okande üblich war. Ich errichtete meine Station an einer hübschen, hochgelegenen Stelle in der Nähe des Ogowe; bald entstand ein großes schönes Haus, da mir von allen Seiten Material herbeigeschafft wurde, und ich erholte mich wieder etwas von dem furchtbaren Leben im Ofuësumpf.

Unterdeß hatte sich das Gerücht verbreitet, daß einige weiße Männer von Gabun aus im Anzug seien, und in der That traf im Januar 1876 die neue französische Expedition unter Graf Brazza im Okandeland ein. Derselbe war noch von drei Europäern begleitet: Dr. Balley, ein Arzt, Mr. Marche, der bereits mit Marquis Compiègne hier gewesen war, und ein Mr. Hamon, ein Quartiermeister der Armee, der die Aufsicht über ein Dutzend schwarzer Marinesoldaten vom Senegal hatte (Laptôts), die als sauve-garde der Expedition mitgegeben waren. Mein Zusammentreffen mit Graf Brazza war ein durchaus herzliches; wir sind beständig die besten Freunde geblieben und haben uns gegenseitig unterstützt, so gut es ging. Ich konnte die französische Expedition über das ganze Verhalten der Okandeleute aufklären, so daß Graf Brazza nicht erst die ganze Geschichte ebenso durchzumachen hatte, wie ich es habe thun müssen.

Unterdeß war bei mir ein Entschluß gereift, dessen Ausführung allerdings mißlich schien; aber es war eben der letzte Versuch; an die Aussagen und Versprechungen der Okande glaubte ich nicht, und wenn dieses letzte Mittel nicht zum Ziele führte, so hätte ich umkehren müssen; jedes längere Verweilen wäre nur ein unnützer Verlust an Gesundheit, Zeit und Geld gewesen. Dieser letzte Versuch aber gelang unerwarteter Weise nach jeder Richtung!

Ich trat nämlich in directe Verhandlungen mit den Fan wegen des Durchzuges durch ihr Gebiet; die Angelegenheit kam in folgender Weise zu Stande.

Bereits während ich in meiner Ofuëstation im Asimbaland lebte, kamen nicht selten einzelne Fan, deren Dörfer sich am gegenüberliegenden Flußufer befanden, zu den Asimba, um getrocknetes Fleisch &c. einzutauschen gegen Erdnüsse, Matten &c. Dabei passirten

sie immer mein Lager und drückten öfters den Wunsch aus, ich möge ihr Land besuchen; sie seien friedlich gegen mich gestimmt, da sie bei der Affaire mit Marquis Compiègne nicht betheiligt gewesen wären. Ferner befand sich zwischen dem Asimba- und Okandegebiet noch ein vereinzeltes Okandedorf, dessen Chef, Namens Indundo, sich im Allgemeinen sehr wenig um seine Landsleute und selbst die Oganga kümmerte, und ganz seinen eigenen Weg ging. Ja, er verkehrte sogar zuweilen mit den Todfeinden der Okande, mit den Fan, und da sein Dorf nicht weit vom Ofuë lag, so kam nicht selten ein Trupp dieser Leute herüber, ebenso wie Indundo auch manchmal das Fangebiet besuchte. Die Fan hatten nun schon viel von mir erzählen gehört, ebenso hatten sie die Ankunft der neuen französischen Expedition im Okandeland erfahren, und durch Vermittelung Indundo's kam wirklich eines Tages ein größerer Trupp Fan in Lope an. Ein Theil derselben blieb daselbst bei Graf Brazza, die übrigen, der Familie Bnjam angehörig, unter König Mbia, kam in mein Lager und ich behielt dieselben einige Tage als meine Gäste. Sie drangen in mich, ihr Land zu besuchen, was ich auch zusagte; da ich aber gerade damals unwohl war und nicht gehen konnte, so schickte ich die Leute wieder zurück und bestellte sie auf später wieder, um mich abzuholen. Als sie mich verließen, baten sie sich übrigens einige meiner gut bewaffneten Diener als Begleitung aus, so lange sie im Okandeland marschirten; sie fürchteten, und nicht mit Unrecht, die Okande würden die Gelegenheit benutzen, den Fan unterwegs allerhand Unannehmlichkeiten zu bereiten und einen oder den anderen abzufangen. Den Okandeleuten war übrigens das ganz unerwartete Erscheinen der Fan und deren intimes Verhältniß zu den Weißen gar nicht recht und nur die Furcht hielt sie ab, feindlich gegen die so verhaßten Nachbarn aufzutreten.

Um mir nun ihre Bereitwilligkeit zur Reise nach dem Aduma- und Oschebolande zu beweisen, arrangirten die Okande jenes große Fest der Medicinmänner, das ich an einem andern Orte ausführlicher geschildert habe; es wurde ein Kampfspiel dabei aufgeführt, um mir zu zeigen, wie man sich bei dem zu erwartenden Ueberfall seitens der Fan verhalten werde; die Oganga aber bereiteten große

Mengen Medicin, womit sie ihre Landsleute vor den Fan schützen wollten. Ich aber glaubte nicht mehr an das, was Okandeleute versicherten, sondern suchte mich mit den Fan so gut wie möglich zu stellen und mir deren Unterstützung zu verschaffen.

Eine Woche später kehrten meine Fanfreunde mit König Mbia in mein Lager zurück, um mich in ihr Land abzuholen. Sie brachten Geschenke mit, bestehend aus Ziegen, Hühnern und Bananen, sowie einigen von ihnen selbst verfertigten Messern und Speeren, um die ich sie ersucht hatte, und ich mußte natürlich ein mehr als entsprechendes Gegengeschenk machen. Im Allgemeinen liebe ich es nicht, Geschenke von den Eingebornen anzunehmen, es sind Danaergeschenke, denn man muß stets viel mehr zurückerstatten, als wenn man die Sachen kauft. Aber es ist so allgemein Sitte unter den Negern, daß man sich dieser Geschenke nicht erwehren kann; dieselben zurückzuweisen, ist eine arge Beleidigung, und bei einflußreichen Personen, die man für sich gewinnen will, muß man sich wohl hüten, ein dargebotenes Gastgeschenk nicht zu acceptiren. Der Neger ist hierin sehr feinfühlig und das zeigt sich selbst beim Handel. Im Anfang, als ich diese Eigenschaften der Eingebornen noch nicht kannte, habe ich sehr oft gegen den bon ton gefehlt, und allgemein bezeichnete man mich als ein „harter Mann". Es gilt z. B. für sehr unhöflich, einen zum Verkauf angebotenen Gegenstand direct abzulehnen. Wenn mir Jemand ein Schaf zum Kauf bringt, und ich benöthige gerade kein Fleisch, so darf ich nicht mit einem einfachen Nein den Verkäufer abweisen; das ist taktlos und grob; sondern ich muß das Thier ansehen, den Preis erfragen, dann mich in eine Unterhaltung mit dem Neger einlassen und ihm schließlich erklären, daß ich jetzt gar keinen Mangel an diesen Thieren hätte und demnach für den Augenblick kein Geschäft mit ihm machen könnte. Auf diese Weise vergehen ein paar Stunden, der Neger ist von meiner Erklärung vollkommen befriedigt, und wir scheiden als gute Freunde; andrerseits wäre es sehr ungnädig aufgefaßt worden, wenn ich den Mann einfach abweise und mich nicht weiter um ihn kümmere.

Nachdem sich die Fan noch einige Tage in meiner Station aufgehalten und zum Schrecken der neugierigen Okande einige ihrer

wilden Kriegstänze aufgeführt hatten, verließ ich mit ihnen das Okandegebiet; ich nahm vier meiner Gabundiener mit, die beiden anderen blieben zur Bewachung des Gepäckes in der Station. Es war ein sehr heißer Tag und da der Distrikt Aschuka, den wir zunächst zu passiren hatten, sehr bergig ist, so kamen wir nur langsam vorwärts; doch erreichten wir noch bei Tage das recht hübsch auf einem steilen Hügel gelegene Dorf des Okandechefs Indundo, wo wir die Nacht zubrachten. Die Hügel dieses Gebietes sind nicht bedeutend, zwischen 1000 und 1500 Fuß absoluter Höhe, nicht bewaldet und durchgängig mit einer Schicht eines gelben, sandigen Lehmes bedeckt, der zahlreiche Concretionen von rothem thonigen Brauneisenstein enthält (Laterit); die Thalwässer aber haben sich tief eingewühlt und die Gehänge der Berge sind oft recht steil. Kleine und große Geschiebe und Gerölle von gemeinem Quarz, Quarzit, Kieselschiefer, Stücke von Granit und Glimmerschiefer sind allenthalben auf den Gehängen und in den Thälern zerstreut, das anstehende Gestein aber besteht aus verschiedenen krystallinischen Schiefern, unter denen besonders hervorzuheben ist der Eisenglimmerschiefer oder Itabirit, der, zuerst in Brasilien bekannt, nur an wenig Punkten auf der Erde vorkommt, und den ich im Okandeland entdeckte. Er bildet eine mächtige, regelmäßige Einlagerung in dem ganzen Complex von krystallinischen und palaeolithischen Schiefern, aus denen das „westafrikanische Schiefergebirge" (wie man die Sierra complida und Sierra do crystal am besten bezeichnet) zusammengesetzt ist.

Dicht bei Indundo's Dorf befand sich eine kleine Mbangweniederlassung und dort quartierten sich meine Fan während der Nacht ein; Abends führten dieselben noch ihre eigenthümlichen Tänze mit Gesängen auf, bei denen eine Art Nasenpfeife und ein kleiner, hohler, an der Spitze mit einer Oeffnung versehener Elephantenzahn als Musikinstrumente dienten.

Am nächsten Morgen führte uns ein unbequemer und beschwerlicher Weg von Indundo's Dorf hinab zum Ufer des Ofuëflusses, wo ein Mbangwe mit einem alten zerbrochenen Canoe, das stets halb voll Wasser war, als Fährmann fungirte; zu meinem Erstaunen entdeckte ich später, daß dieses Canoe eins von denen

war, die ich bei den Asimba gekauft und die mir die Okandeleute gestohlen hatten, um mich zu verhindern, den Ofuë aufwärts zu fahren; man hatte es absichtlich zerbrochen, damit ich dasselbe, selbst wenn ich es wieder fände, doch nicht benutzen könnte!

Der Weg führte am anderen Ufer eine sehr steile Anhöhe hinauf und dann einige Stunden auf einer schwach gewellten, mit Gras bewachsenen Hochebene weiter, die sich bis zum ersten Fandorfe erstreckte; der Name des ziemlich großen Dorfes war Nianga, der Chef desselben hieß Memiáka. Hier wurde eine kurze Zeit gerastet; die Einwohner waren neugierig und zudringlich im höchsten Grade; ganz erpicht waren sie auf unsere Feuerwaffen und besonders waren es die Patronen, welche das höchste Interesse erregten. Da sie selbst nur Steinschloßgewehre hatten, so konnten sie es gar nicht begreifen, wie man schießen kann, ohne das Gewehr halb voll Pulver zu laden. Auffallend war mir hier sofort der Unterschied in dem Benehmen der Fan und anderer Neger; während es mir sehr häufig passirt ist, daß, wenn ich in ein Dorf einzog, wo nie vorher ein Europäer gewesen war, die Bevölkerung davon lief und ich nur leere Hütten fand, zeigten die Fan im Gegentheil keine Spur von Furcht, obgleich gerade diese noch nie einen Weißen gesehen hatten; sie waren mehr als zudringlich und es bedurfte der äußersten Vorsicht und großen Takt, um einen ruhigen Verkehr aufrecht zu erhalten.

Von diesem Dorfe führte der Weg weiter durch einen dichten und sehr feuchten Urwald, worin die Spur eines Weges zu finden mir unmöglich war, während die Fan mit größter Sicherheit die Richtung einhielten und mitten im dichtesten Busch sich orientiren konnten. Nach einem zweistündigen Marsch erreichten wir wieder ein Fandorf, welches wir aber schnell passirten, um nach einer halben Stunde in König Mbia's Residenz selbst einzutreffen. Alle Dörfer der Fan sind sehr gleichförmig gebaut und bestehen ohne Ausnahme aus zwei langen, parallelen Reihen niedriger Hütten; in der Mitte des Dorfes ist eine öffentliche Halle für die Versammlungen, und ein Kranz von Bananenbäumen trennt die Ortschaft vom Urwald.

König Mbia und seine Leute gehören, wie schon früher erwähnt, zur großen Familie der Bnjam, welche aus zwölf Dörfern besteht und welche mit den an dem großen Wasserfall Oboë lebenden Binschimilli verwandt ist. Das Dorf, in dem ich wohnte, führte den Namen Mfele; in der Nachbarschaft befanden sich noch folgende Ortschaften: Ngungúma mit dem Häuptling Nkomi; Nseng, Chef desselben Mbekále; Akkam unter dem Häuptling Leh, und das Dorf Osá mit Chef Nkembe. Alle diese Orte besuchte ich natürlich, da sie nur wenige Stunden von einander entfernt sind; sie ähneln sich sämmtlich, eines ist gebaut wie das andere, einige von ihnen sind sehr groß und bestehen aus mehr denn 100 Hütten. Alle diese Niederlassungen sind auf einer großen Hochebene errichtet, die nach meinen hypsometrischen Beobachtungen durchschnittlich 1200 Fuß über dem Meeresspiegel in Gabun gelegen ist; das Plateau ist fast überall mit dichtem Urwald bedeckt, der nur durch die Dörfer und Plantagen der Fan unterbrochen wird; selten findet sich ein Stück offene Prairie, ein Lieblingsaufenthalt zahlreicher Heerden wilder Rinder. Jedes Dorf besitzt in einiger Entfernung mitten im Walde einige Plantagen, in denen Maniok und Bananen gepflanzt werden; die Instandhaltung derselben liegt den Frauen ob, und bei den Negerstämmen, welche Sclaven halten, dienen diese abgelegenen Plantagen auch als Aufenthaltsort für diese letzteren; die Fan halten übrigens keine Sclaven; ihre Kriegsgefangenen werden einfach getödtet und gegessen.

Während meines Aufenthaltes in Mbia's Dorf erhielt ich plötzlich den Besuch des Grafen Brazza, des Leiters der französischen Expedition, der mit Leuten des Königs Memiáka einen Streifzug im Fangebiete unternommen hatte. Er kehrte bereits den nächsten Tag nach Lope zurück und ich gab ihm einen jungen Okandeburschen aus Indundo's Dorf mit. Dieser Bursche hatte, während ich noch im Okandegebiet war, meinen Dienern gegenüber ziemlich groß gethan, hatte seine Landsleute wegen ihrer Furcht vor den Fan verhöhnt und sich schließlich bereit erklärt, mit mir zu gehen. Aber sobald wir in Mbia's Dorf ankamen, verkroch er sich in eine Hütte und war nicht zu bewegen hervorzukommen; er konnte weder schlafen noch essen, behauptete beständig, die Fan

wollten ihn schlachten und spielte überhaupt eine jämmerliche Rolle. Es ist nun sehr wahrscheinlich, daß einige übermüthige, junge Fan meinen furchtsamen Okande mit derartigen Reden erschreckt hatten; kurz er war ganz glücklich, als ich ihm die Erlaubniß gab, unter Graf Brazza's Schutz nach seinem geliebten Okandeland zurückzukehren. Ein wohlverdientes Hohngelächter sowohl der Fan als auch meiner Diener begleitete den Burschen zum Dorfe hinaus; er ließ es ruhig über sich ergehen und war froh, als er die Fan im Rücken hatte. Ein zweites Mal hat dieser Bursche das Fangebiet nicht betreten; trotzdem hat er seinen Landsleuten gegenüber später mit seinem Aufenthalt unter den Menschenfressern renommirt.

Unterdeß ließ ich den eigentlichen Zweck meines Besuches bei den Fan nicht aus dem Auge; überall erkundigte ich mich nach den Oschebo und Aduma und erfuhr überall dasselbe: die Fan kennen sehr wohl einen Weg durch den Urwald nach den erwähnten Ländern, sie stehen mit den Osaka, die noch unterhalb der Oschebo wohnen, in lebhaftem Handelsverkehr, und gerade jetzt hielten sich eine Anzahl Fan vom Stamm der Bujam bei den Osaka auf. Wenn ich dahin reisen wolle, müßte ich mich mit einem Manne, Namens Lemme, in Verbindung setzen; dieser sei der Herr jenes Weges und kenne denselben auch am besten. Es ist dieß nun eine allgemein beliebte Ausflucht, die vielfach angewendet wird und die ich schon genügend kannte; wenn irgend ein Chef keine rechte Lust zu Etwas hat, so schiebt er dem Weißen irgend Jemanden vor, mit dem zu unterhandeln sei; gibt dieser Strohmann dann eine abschlägige Antwort, so hat es der Häuptling doch, wie er meint, selbst nicht mit dem Weißen verdorben und zieht sich so aus der Schlinge.

Ich trat nun sofort mit dem erwähnten Lemme, der in einem Nachbardorfe wohnte, in Verbindung, machte ihm ein gutes Geschenk, sprach auch sehr energisch mit Mbia, versprach gute Bezahlung ꝛc., so daß ich schließlich merkte, die Leute seien nicht ganz abgeneigt, die Reise zu unternehmen. Die Hauptschwierigkeit lag darin, einen Weg zu finden, der nicht zu nahe an die Fanfamilien führt, welche an der Affaire mit Marquis Compiègne und den Okande betheiligt gewesen sind und die noch aufs Aeußerste erbittert waren

gegen die Europäer, wie sie denn in der That auch später auf mich geschossen haben. Aber Mbia und Lemme glaubten durch einen großen Umweg diese feindlichen Dörfer umgehen zu können; es mußte dabei mehrere Tage durch einen dichten völlig unbewohnten Urwald marschirt werden, aber die Fanchef meinten doch, es sei möglich, daß ich auf diese Weise den Ogowe oberhalb der feindlichen Fanfamilien, beim Volk der Osaka, erreichen könnte.

Noch ein anderer Einwand wurde seitens der Fan erhoben: die große Regenzeit sei eben erst zu Ende, der Wald sei noch sehr sumpfig und die zahlreichen zu überschreitenden Flüsse noch sehr angeschwollen. Dieses Bedenken hatte allerdings seine vollständige Richtigkeit; ich war aber durch die vielen Täuschungen so mißtrauisch geworden, daß ich hartnäckig auf sofortige Abreise bestand. Ich wußte nur zu gut, daß, wenn ich vielleicht noch einen Monat gewartet hätte, ein vollständiger Umschwung der Meinungen eintreten könnte; daß die Okande vielleicht sogar auch hier mir in irgend einer Weise einen Strich durch die Rechnung machen könnten, kurz, ich bestand auf meinem Willen, wenn die Fan überhaupt geneigt seien, mit mir zu reisen, so müsse dieß innerhalb weniger Tage geschehen.

Nach mehreren langen und sehr stürmischen Sitzungen und Verhandlungen meiner Fanfreunde erklärte mir denn eines Tages Mbia, seine Leute haben beschlossen, mich bis zu den Osaka zu begleiten, er selbst werde auch mitkommen; aber der Aufbruch könne erst in 5—6 Tagen erfolgen. Da wir viele Tage durch Urwälder reisen würden, ohne auf Dörfer zu stoßen, so müßten die Weiber erst große Mengen Maniok für die Reise herrichten; auch ich müsse noch einmal in meine Station im Okandeland zurück, um mehr Güter, besonders aber größere Mengen des so wichtigen Salzes zu holen, dann aber könnten wir ohne Weiteres losgehen.

Mit diesen Vorschlägen war ich natürlich völlig einverstanden. Nach ungefähr achttägigem Aufenthalt verließ ich die gastfreundlichen Fan und kehrte in das Okandegebiet zurück. Hier ordnete ich Alles zu einer längeren Landreise; die nothwendigen Waaren wurden in nicht zu große, tragbare Bündel geschnürt; ich kaufte eine größere Anzahl von sehr zweckmäßigen Tragkörben, wie sie die Okande

verfertigen, und erwartete sehnsüchtig die Fanträger, welche mir König Mbia zu schicken versprochen hatte.

Am vierten Tag wurde ich schon ungeduldig und schickte zwei meiner Diener zu Mbia, um denselben zu holen. Diese fieberhafte Ungeduld war durch die bisherigen Erfahrungen wohl zu rechtfertigen. Wenn man so oft durch die Okande getäuscht und hintergangen worden ist, dann wächst das Mißtrauen gegen Jeden und schließlich sind die Fan auch nur Neger, wie alle Andern und von demselben Wankelmuth der Gesinnungen, den ich schon so oft zu meinem Schaden erfahren hatte. Indeß that ich doch den Fan dießmal Unrecht; König Mbia erschien pünktlich mit 40 Trägern; er hatte sich doch gescheut, allein durch das ganze Okandegebiet zu reisen, und deshalb waren ihm meine beiden bewaffneten Diener, die ich geschickt hatte, sehr willkommen gewesen. Die Okande, im Gefühl einer augenblicklichen Uebermacht, würden auch gewiß Streit mit den durchziehenden Fan angefangen und einige derselben als Sclaven gefangen haben, wenn sie nicht aus Erfahrung gewußt hätten, daß ich in dieser Richtung keinen Spaß verstehe. Einer meiner Diener hatte gelegentlich gezeigt, daß er seinen geladenen Hinterlader nicht umsonst trägt, und seit der Zeit wagten sie nie in irgend einer Weise offen gegen uns aufzutreten, sondern agitirten nur im Verborgenen. Ich mußte aber auch damals mit aller Strenge auftreten; man wollte uns keine Nahrungsmittel mehr verkaufen und meine Diener hatten erfahren, daß man sie vergiften wolle. Gegen das Letztere gibt es nun gar keinen Schutz. Es trat also damals eine Zeit ein, wo das Verhältniß zwischen mir und den Okande ein sehr gespanntes war; jeder Okandemann, der mit einem Gewehr in die Nähe unseres Lagers kam, wurde angehalten und ihm die Waffe genommen, und schließlich schickte ich meine Leute aus, um ein Dorf in Brand zu stecken. Erst als die Okande sahen, daß wir Ernst machten, ließen sie sich zu Verhandlungen herbei, und bald trat das frühere Verhältniß wieder in Kraft. Die ganze Affaire wurde hervorgerufen durch zahlreiche und unglaublich freche Diebereien der Okande, die ganz systematisch und nicht mehr einzeln, sondern gleich von einem ganzen Dorf betrieben wurden; beim Verfolgen eines Diebes, der während der Nacht in meine Hütte, wo ich

schlief, eingedrungen war, wurde derselbe von einem meiner Diener erschossen, und daraus entstanden dann all die Mißhelligkeiten. —

König Mbia blieb nun noch einige Tage in meinem Lager und dann zogen wir zusammen ab. Ich nahm fünf meiner Diener mit, einer blieb zur Bewachung des kleinen Restes der Güter und der Sammlungen im Okandeland zurück; ich gab ihm den Auftrag, um ihn zu beschäftigen, während meiner Abwesenheit, ein hohes und geräumiges neues Haus zu errichten, einen großen Hof durch ein Gitter abzusperren und eine Gruppe Bananen zu pflanzen. Als ich dann zurückkam, fand ich wirklich auf einem hochgelegenen gesunden Platze ein fertiges Haus vor, von Dimensionen, wie es die Okande noch nie gesehen hatten und das sie Alle bewunderten.

Es war am 1. Juni des Jahres 1876, als ich mit einem Trupp wilder Fan unter Leitung des Häuptlings Mbia das Okandeland für längere Zeit verließ. Der Schreck und die Aufregung unter den Okandeleuten war groß, als sie sahen, daß ich Ernst machte; denn bisher hatten sie immer geglaubt, meine Verhandlungen mit den Fan seien nur zum Schein geführt und ich würde es nicht wagen, mich deren Händen zu überliefern. Sie schickten eine Deputation nach der andern und beschworen mich, von diesem Unternehmen abzulassen; die Fan seien die größten Lügner und Räuber unter der Sonne; sie wollten mich nur in ihr Land locken, um mich dann vollständig auszuplündern; meine Diener aber würden sicher getödtet und aufgefressen werden. Als sie aber sahen, daß das Alles nichts nützte, und wir ein Okandedorf nach dem andern passirten, ohne die warnenden Stimmen der besorgten Insassen zu berücksichtigen, zogen sich die Okandechefs und Oganga grimmig zurück.

Wir schlugen denselben Weg, wie das erste Mal, ein; in Indundo's Dorfe wurde wieder übernachtet und hier schloß sich mir wieder ein junger Okandebursche an. Bei ihm überwog Neugier und Gewinnsucht gegenüber der Furcht; auch schien er einiges Zutrauen zu unserer Bewaffnung zu haben, und der Mann zeigte nicht die geringste Scheu; er ist bis zum Schluß meiner Expedition bei mir geblieben und die Fan ließen ihn, als einen meiner Diener, vollständig in Ruhe.

Nachdem wir am nächsten Morgen in einem alten zerbrechlichen Canoe den Ofuëfluß übersetzt hatten, was bei der Menge der Leute und dem vielen Gepäck lange Zeit in Anspruch nahm, erreichten wir die am jenseitigen Ufer gelegene offene Hochebene, wo sich unser Zug in einer langen Reihe ordnete: vornweg ein Diener von mir, dann ein Trupp von zwanzig Trägern, dann ich mit M b i a und einem Dolmetsch, dann die übrigen Träger, und den Schluß bildeten meine anderen Diener mit dem einen Okandeburschen. Es war wieder ein furchtbar heißer Tag, die Regenzeit (zugleich die heißeste Zeit) näherte sich erst ihrem Ende, und wir Alle keuchten mühsam unter einer senkrecht stehenden Sonne durch das hohe Präriegras in östlicher Richtung weiter. Diese fürchterliche Schwüle wurde Nachmittags auf eine Weise unterbrochen, die unter anderen Umständen, d. h. wenn ich mich in einer Hütte befunden hätte, sehr angenehm gewesen wäre, so aber von bedenklichen Folgen hätte sein können: eins jener heftigen Tropengewitter war heraufgezogen und entlud sich so plötzlich, daß wir mitten im Freien, noch stundenweit vom nächsten Dorfe entfernt, ohne allen Schutz den colossalen herabstürzenden Wassermassen ausgesetzt waren. Zum Glück dauerte der Regen kaum eine halbe Stunde an, aber während dieser kurzen Zeit waren all die zahllosen kleinen Bäche und Wasserrinnen, die theils dem Ogowe, theils dem Ofuë zuströmen, enorm angeschwollen; oft gingen wir lange Strecken bis zum Knie im Wasser und unser ganzer, vorher so hübsch geordneter Zug bot durchaus keinen erfreulichen Anblick mehr dar.

Nachdem wir noch einen durch das Gewitter völlig durchweichten, sumpfigen Wald passirt hatten, kamen wir spät Abends, völlig durchnäßt, müde und hungrig, in das Dorf meines Freundes M b i a, wo mir aber noch bis tief in die Nacht hinein die ersehnte Ruhe, infolge der Zudringlichkeit der Bevölkerung, versagt blieb.

Hier mußte ich mich nun einige Tage aufhalten, da die Fanweiber erst große Mengen Proviant für unsere Reise zu den Osaka herrichten mußten; M b i a wollte so wenig wie möglich Dörfer berühren, um nicht zu Feindseligkeiten gegen mich Veranlassung zu geben, und so mußten wir möglichst viel Maniok und Bananen mitnehmen; ist auch der Urwald hier voll von jagdbaren Thieren,

so ist es doch äußerst mißlich, sich auf die Ergebnisse der Jagd in solchen Ländern allein zu verlassen. Ein des Terrains Unkundiger wird überhaupt nie Beute erlegen und nur den Fan, als echten Buschmenschen, die sich vollkommen in den enorm ausgedehnten Urwäldern auskennen, ist es möglich, hier erfolgreich zu jagen.

Meinen mehrtägigen Aufenthalt in Mbia's Dorf benutzte ich nun zu Erkundigungen über die Verbreitung der Fan und der zahlreichen Familien derselben. Soweit ich dieses Volk kennen gelernt habe, gibt es zwei Hauptgruppen: die am Fluß Ofuë und am linken Ufer des Ogowe oberhalb des Okandelandes wohnenden, inclusive einiger Familien am rechten Ufer dieses Stromes, bezeichnen sich als Maké-Fan (von den umwohnenden Stämmen werden sie Oscheba genannt), während die Fan am Gabun, am Rembo, Como ꝛc. Mbele-Fan heißen (von den Gabunesisch sprechenden Stämmen werden diese Mpangwe genannt). Diese zwei großen Gruppen theilen sich nun wieder in zahlreiche Familien, von denen jede aus mehreren Dörfern zu bestehen pflegt. Ich erfuhr von folgenden in der weiteren Umgebung wohnenden Familien:

Mbele-Fan.

Familie	Biamedschígan	8	Dörfer,
„	Sendúng	7	„
„	Bikó	8	„
„	Bigúm	viele	„
„	Eséphа	9	„

Maké-Fan.

Familie	Bujam	12	Dörfer,
„	Bintschímilli (sind Mbele-Fan, wohnen aber mitten zwischen Maké-Fan)	5	„
„	Bimfó	viele	„
„	Bimfiang	2	„
„	*Bimbung	5	„
„	*Binéll	8	„
„	*Bitinsó	1	„ (sehr großes Dorf)
„	*Bimfú	2	„

Die mit einem Stern bezeichneten Familien wohnen am rechten

Ufer des Ogowe, grenzen also an Maké-Fan, während die vorher genannten am linken Ufer wohnen und durch den Ofuéfluß von den Okande- und Asimbaleuten getrennt sind. Sie erstrecken sich in östlicher Richtung bis zum Lolo, einem linken Nebenfluß des Ogowe.

Am Ivindo, einem großen rechten Nebenfluß des Ogowe, wohnen wieder Maké-Fan, und zwar konnten mir nur folgende Familien namhaft gemacht werden:

Familie	Bissá	4	Dörfer,
„	Binsála	8	„
„	Bisánj	8	„
„	Bissúla	2	„

Vom Ivindo an verlassen die Fan überhaupt das Ogowegebiet und erstrecken sich in nordöstlicher Richtung in unbekannte Fernen; nach allen Erkundigungen bei den verschiedensten Völkern und bei den zahlreichen Fan selbst, mit denen ich im Laufe meiner Reisen in Berührung gekommen bin, erfuhr ich weiter nichts, als daß in der angegebenen Richtung nur Fan wohnen, so daß mir die aus vielen Gründen sehr plausible Annahme, daß diese Fan mit den von Schweinfurth besuchten Cannibalenstämmen in Verbindung stehen, durchaus wahrscheinlich ist. Stanley hat bei seiner letzten Congofahrt gleichfalls Cannibalen angetroffen und zwar da, wo dieser gewaltige Strom den großen Bogen nach Norden, über den Aequator hinaus macht; diese Stämme dürften die Verbindungsglieder der Fan mit Njam-Njam und Monbuttu sein. Es würde demnach im äquatorialen Theile Afrika's, zwischen Aequator und 5° nördl. Br. eine Zone von Cannibalenstämmen existiren, deren östlichstes Ende von Schweinfurth besucht wurde, während sie nach Westen als Fan bis ans Atlantische Meer bei Gabun und Cap Lopez reichen.

Am 4. Juni 1876, Pfingstsonntag, waren endlich alle Vorbereitungen getroffen, um aufbrechen zu können. Von meinen in Gabun engagirten Dienern waren noch fünf vorhanden, den sechsten hatte ich im Okandeland zur Bewachung meiner Sammlungen zurückgelassen; die Fanbegleitung bestand aus dreißig Männern und einigen Frauen; das Gepäck wurde in kleinen, sehr bequemen Tragkörben, die von den Okandeleuten sehr geschickt verfertigt werden, am

Rücken getragen, und zwar in der Weise, daß das breite Tragband um die Stirn des Trägers gezogen wurde. Die Fan hatten alle Steinschloßgewehre, Speere und dolchartige, breite Messer; ich und meine Gabundiener waren mit Hinterladern bewaffnet, die überall bei den kriegerischen und waffenliebenden Fan die größte Bewunderung erregten.

Es war übrigens nicht Alles glatt abgegangen bei den Vorbereitungen. Viele, die sich vorher bereit erklärt hatten, mitzugehen, desertirten; selbst der früher erwähnte Lemme zog sich, nachdem er sein Geschenk erhalten hatte, zurück und es bedurfte schließlich des ganzen Einflusses Mbia's, um Leute zusammenzubringen. Mbia selbst wäre übrigens nicht so bereitwillig mitgegangen, wenn er nicht unter den Osaka und einigen Fanfamilien Schulden einzukassiren und überhaupt Verschiedenes zu ordnen gehabt hätte. Die Familie der Bujam wohnte nämlich früher weiter ostwärts, in der Nähe des Loloflusses, und Mbia erzählte mir nun alle seine Wünsche: in einem Dorfe sei man ihm noch Ziegen schuldig, in einem anderen verschiedene Waffen, in einem dritten wohne ein Chef, der ihm eine Frau gestohlen habe, diesen wolle er jetzt bekriegen und ich möge ihm dabei behülflich sein. Ich sagte auch im Allgemeinen meine Intervention zu, ohne mich aufs Specielle einzulassen, nur um ihn zu beruhigen. Mit seinem Hauptwunsch aber rückte er erst zuletzt heraus: wenn ich zurückkäme von meiner Reise, und dann flußabwärts in die Factoreien ginge, möge ich ihn und seine Unterthanen resp. Familienglieder, einige Hundert Menschen, mitnehmen; er wolle auswandern und sich in den Wäldern in der Nähe der Factoreien ansiedeln, um direct mit den Europäern verkehren zu können! Auch hierüber machte ich ihm beruhigende Zusicherungen, und so kamen wir endlich fort.

Wir passirten am ersten Tage drei dicht nebeneinander liegende Fandörfer, deren Bewohner mit Mbia und seinem Anhang zur Zeit auf gutem Fuße standen, so daß wir ohne nennenswerthe Hindernisse hindurchkamen. Ich muß hier bemerken, wie schon anderwärts hervorgehoben wurde, daß die größte Vorsicht nöthig ist, wenn man sich einem solchen mitten im Wald gelegenen Fandorfe nähert, und dieß ohne ortskundige Führer nicht rathsam ist. Da die einzelnen

Familien und Dörfer in fast ununterbrochener Fehde liegen, so sucht man den Zugang zu den Ortschaften möglichst zu erschweren, um vor einem plötzlichen Ueberfall gesichert zu sein. Am Ein- und Ausgange des Dorfes werden gewöhnlich große Bäume über den Weg gelegt, sowie allerhand Buschwerk und Schlinggewächse; stellenweise sah ich sogar eine hohe starke Wand errichtet, die nur eine kleine, schmale Thür zum Ausgang hatte; die zum Ort führenden Wege sind sehr schmal, und an beiden Seiten befinden sich tiefe Fallgruben, deren schwache Bedeckung der Uneingeweihte unmöglich erkennen kann; außerdem hat man den Wald um das Dorf herum mit zahlreichen, nur wenig aus dem Boden hervorragenden, oben zugespitzten Holzpflöcken gespickt, die den nackten Füßen der Neger äußerst gefährliche Wunden beibringen.

Abends errichteten wir mitten im Wald bei dem kleinen Fluß Minjón die Nachtlager, die eben nur aus einigen dürftigen Schutzdächern bestanden; große Feuer wurden angezündet, um welche sich meine Begleiter lagerten und ihr Abendessen herrichteten. Bananen und Maniok, sowie getrocknetes Fleisch (von Wildschweinen, Stachelschweinen, großen Waldratten, Affen aller Art 2c.) war das gewöhnliche Essen meiner Leute, während ich mich mit einem ziemlichen Vorrath von Hühnern, sowie einigen Ziegen versehen hatte.

Es ging ziemlich lebhaft im Lager her, man schwatzte und plauderte allerhand, besonders aber über die Völker, zu denen ich zu reisen gedachte, und da erzählte man unter Anderem von den Oschebo seltsame Dinge: Die Oschebo seien gewaltige Zauberer, aber noch größere Diebe. Wenn der Betreffende, der bestohlen werden soll, schläft, kommt der Dieb, „macht Medicin", wodurch der Schlafende zum Sprechen veranlaßt wird. Er erzählt, immer fortschlafend, dem diebischen Oschebo, wo er seinen Reichthum versteckt hat, so daß sich dieser nur an den Platz zu schleichen braucht, um die Sachen zu nehmen! Auch unter anderen Negerstämmen existiren Erzählungen von solchen Völkern, welche die Leute in Schlaf zu versetzen und zum Sprechen zu bringen vermögen.

Die ersten Tage führte der Weg in südöstlicher Richtung, später wieder nordöstlich, da der Plan war, gewisse an beiden Ufern des Ogowe, besonders zwischen den Mündungen der Flüsse

Lolo und Ivindo wohnende feindliche Fanfamilien zu umgehen, und erst oberhalb des Lolo, beim Volk der Osaka wieder den Ogowe zu erreichen. Das Terrain war sehr bergig; die einzelnen Berge allerdings nicht sehr hoch, aber mit steilen Abhängen versehen; zahlreiche Flüsse mit hohen Ufern mußten überschritten werden, was auf glatten runden Baumstämmen eine äußerst mißliche Passage ist; die Berge dicht bewaldet, nirgends ein offenes Stück Prärienland, der Boden feucht und sumpfig, die Atmosphäre derjenigen in einem Treibhaus nicht unähnlich; das aus den kleinen Flüssen genommene Trinkwasser war warm, schmutzig, voll organischer Substanz und erzeugte nach dem Genuß gefährliche Krankheiten, die in Dysenterien ausarten können. Je mehr wir uns von den freundlich gesinnten Stämmen entfernten, um so vorsichtiger mußten wir sein, ängstlich jedes Dorf auf weiten Umwegen vermeiden und dabei schwebten wir doch in der Gefahr, in einen Hinterhalt zu fallen. Denn trotz aller Vorsichtsmaßregeln hatte sich das Gerücht von meinem Unternehmen sehr schnell weit verbreitet, und wie wir später erfuhren, als wir schon in relativer Sicherheit waren, befanden wir uns einmal unbewußt in der Nähe einer feindlichen Ansiedlung, deren Kundschafter uns gesehen hatten; nur innere Uneinigkeiten der Dorfbewohner hatten unsern Zug vor einem Ueberfall geschützt. Es war im Allgemeinen ein furchtbarer Marsch; ich war fast ohne alle Orientirung und mußte blindlings meinen Führern folgen, die sehr geschickt die feindlichen Ortschaften vermieden. Nur soviel ergab sich aus meinen Compaßbeobachtungen, daß wir die ersten Tage stark südöstlich reisten, dann kurze Zeit rein östlich und die letzten Tage schwach nordöstlich, bis wir auf den Ogowe stießen und demselben eine Zeit lang parallel gingen. Es ergibt sich daraus, daß dieser Strom von der Ofuëmündung an bis zum Lolo nicht rein aus Osten fließt, sondern etwas südöstlich, eine Richtung, die er später in viel auffallenderem Grade beibehält.

Zu all den Unannehmlichkeiten des Weges kam noch ein Unglück, das mir passirte, und das mir jenen Marsch vom Ofuë zum Osakaland zur fürchterlichsten Periode meines ganzen dreijährigen Aufenthaltes in Afrika gemacht hat. Am 13. Juni Abends erreichten wir die Mündung des Lolo, eines großen, von Süd nach

Nord strömenden Nebenflusses des Ogowe. Wir schlugen unser Bivouak am linken Ufer dicht bei der Confluenz auf; ich nahm mit Hilfe meines Kochapparates noch eine hypsometrische Beobachtung vor; durch einen jener unglücklichen Zufälle, wie sie oft im Leben eintreten, wobei man eigentlich Niemandem eine Schuld beimessen kann, fiel das Gefäß mit dem siedenden Wasser um und ergoß sich über mein rechtes Bein, so daß ich vom Knie bis zum Knöchel mit hochgradigen Brandwunden bedeckt war. Ich hatte effectiv nichts zur Heilung; ich gab etwas Palmöl darauf, ohne eine Linderung zu spüren. Nach einer schlaflosen Nacht war am Morgen die ganze verbrannte Partie mit großen Blasen bedeckt! In diesem Zustande mußte ich noch mehrere Tage durch den dichtesten Urwald marschiren; natürlich konnte ich nur auf einem Beine gehen, wo es ging, ließ ich mich tragen, aber wir kamen sehr langsam vorwärts. Besonders schwierig war das Uebersetzen der angeschwollenen Flüsse auf dünnen glatten Baumstämmen, wobei ich mehr als einmal kopfüber ins Wasser stürzte; dieß erzeugte dann wieder Fieber — kurz ich kam schließlich in dem ersten, nicht feindlich gesinnten Dorfe in einem Zustande an, der sich nicht beschreiben läßt. Dadurch, daß wir so langsam vorwärts kamen, wurden unsere mitgenommenen Lebensmittel zu früh alle, und ich mußte schließlich ein paar Fanträger vorausschicken, damit uns die Osaka mit einem Canoe und Lebensmitteln entgegen kommen sollten, was zum Glück auch geschah.

Unsere mitgenommene Provision war noch durch ein anderes Ereigniß verkürzt worden, das für die Betheiligten leicht von recht schlimmen Folgen hätte sein können.

Ich habe früher erwähnt, daß Graf Brazza, der Chef der französischen Expedition im Okandelande, sich gleichfalls mit den Fan in Verbindung gesetzt hatte. Es war ihm gelungen, den König Memiaka für sich zu gewinnen, und ihn zu veranlassen, Träger zu einer Recognoscirungsreise in das Aduma- und Oschebogebiet zu stellen. Graf Brazza war denn auch in Begleitung zweier französischer Marinesoldaten vom Senegal (sog. Laptôts) und eines Mpangwedieners von Gabun zu den Fan gereist, die ihm auch eine Anzahl Träger lieferten. Er hatte eine etwas andere Route eingeschlagen als ich, kreuzte in der Nähe der Ivindomündung den

Ogowe und hat dann später, am rechten Ufer des letzteren weiter reisend, dasselbe erste Osakadorf erreicht, in dem ich auch angekommen war. Ehe er aber den Ogowe überschritt, ließ er seine beiden Laptôts zur Bewachung eines Theiles des Gepäckes im Walde zurück; er hatte offenbar nicht genug Träger, besonders für das so schwere Salz, ohne das man in jenen Gegenden gar nicht reisen kann. Graf Brazza hatte den französischen Soldaten Lebensmittel zurückgelassen, genügend für die Zeit, innerhalb der er mit einem Osaka-Canoe wieder bei ihnen einzutreffen gerechnet hatte. Aber wie das so häufig in jenen Ländern geschieht, ist man bei der Ausführung eines Entschlusses von so vielen völlig unberechenbaren Factoren abhängig, daß man mit dem besten Willen nicht das Beabsichtigte zur rechten Zeit ausführen kann; und so ging es auch Graf Brazza. Die Reise zum Osakadorf dauerte länger, als er vermuthete, die Leute selbst waren nicht gleich zu bewegen, ihm Unterstützung angedeihen zu lassen, und so verzögerte sich seine Rückkunft von Tag zu Tag. Rein zufällig kam ich nun an jene Stelle, wo die beiden Laptôts zurückgelassen worden waren, und fand dieselben in der schrecklichsten Lage: sie waren vor Hunger so schwach, daß sie kaum aufrecht stehen konnten, einer von ihnen litt noch dazu an einer großen Wunde am Bein, kurz die beiden armen Kerle hätten kaum noch ein bis zwei Tage leben können. Sie wären verhungert, mitten in dem wildreichen Urwald und in der Nähe eines fischreichen Gewässers. Aber einmal ist es, wie schon bemerkt, für den Fremden kaum möglich, erfolgreich in diesen Wäldern zu jagen, dazu gehört die Lokalkenntniß und die Ausdauer eines Buschnegers, und dann konnten sich die Leute überhaupt nicht vom Platze rühren! Durch meine Brandwunden am Fuß war unser Weg schon bedeutend verlängert und die mitgenommene Provision in gleichem Maße verringert worden; wir hatten noch aufs Genaueste berechnet für zwei Tage zu essen, und jeder meiner Leute trug seine paar Bananen, auf die er angewiesen war, sorgfältig bei sich. Keiner war zu bewegen, auch nur eine Banane herzugeben für die fast verhungerten Soldaten; ich gab schließlich von meinen vier letzten abgemagerten kleinen Hühnern die Hälfte den Franzosen, und entriß einigen Fanleuten mit Gewalt ein halbes Dutzend Bananen, was den

größten Unwillen erregte; die Franzosen nahmen mit aufrichtigem Dank die kleine Gabe, die sie doch noch zwei Tage nothdürftig erhalten konnte, und dann verließ ich dieselben, in der Hoffnung, bald den Grafen Brazza zu treffen. Ich begegnete demselben auch schon am nächsten Tage; er war in der größten Besorgniß und Aufregung über das Schicksal seiner Untergebenen, und konnte mir nicht genug danken, als ich ihm das Geschehene mittheilte. Ich habe mit Vergnügen in den Berichten des Grafen Brazza an die Société Géographique de Paris gelesen, daß er diesen kleinen Dienst, den ich ihm zu leisten im Stande war, besonders hervorgehoben hat; so unbedeutend es war, so war es doch unter den geschilderten Verhältnissen für mich nicht leicht, die durch den egoistischen Trieb der Selbsterhaltung gebotene Reserve mit den durch die Humanität vorgeschriebenen Regeln zu vereinigen. Graf Brazza hat dann schon am zweiten Tag seine Leute noch lebend, wenn auch etwas schwach gefunden und aus ihrer peinlichen Lage erlöst. —

Die Wälder, die wir passirt hatten, waren außerordentlich reich an Gummilianen, aber Niemand kümmerte sich darum, denn diese Gegenden liegen schon völlig außerhalb aller Handelsbeziehungen mit der Küste; auch der große prachtvolle Kolanußbaum kommt auf den höheren Bergen, wo ein wirklicher Hochwald ohne das lästige Unterholz und die zahllosen Schlingpflanzen hin und wieder angetroffen wird, nicht selten vor, und die Früchte sind allenthalben bei den Negern beliebt. Wo bewohnte Ortschaften in der Nähe waren, stießen wir nicht selten auf Fallgruben und Fallspeere, womit Antilopen und Wildschweine gefangen werden; Spuren von Elephanten sahen wir gleichfalls öfters, während die Büffel mehr in den offeneren Gegenden vorkommen. Das Uebersetzen der zahlreichen Flüsse geschah, wie erwähnt, meistens auf großen Baumstämmen, war der Fluß aber sehr breit, so errichteten die Fan sehr primitive Flöße, auf denen Einer nach dem Andern, ziemlich tief im Wasser stehend, hinübergeschafft wurde.

Ehe wir den Lolo erreichten, passirten wir am 11. Juni die Mündung des Jvindo, des schwarzen Flusses; das Wasser desselben hat bei seiner Vereinigung mit dem Ogowe allerdings einen dunkelbraunen, fast schwarzen Schein. Der Fluß kommt aus Nordosten; in der Nähe der Confluenz wurde im Jahre 1873 Marquis Com=

piègne angegriffen und mußte mit seiner Okandebegleitung hier umkehren.

Am 16. Juni erreichten wir endlich das erste Dorf, und zwar war es auf einer Anhöhe am rechten Ufer des Ogowe gelegen. Es ist ein großer Ort, eigentlich ein Doppeldorf, denn die obere, höhere Hälfte wird von Fan bewohnt, deren Chef Ayéne heißt, die untere Hälfte aber von Osaka unter König Ndole.

In diesem großen Orte sieht man die letzten Fan. Am linken Ufer reichen sie bis zur Mündung des Lolo, am rechten gehen sie etwas höher hinauf bis eben zu jenem Dorfe, in welchem ich mich befand und welches Mengule hieß; dann aber verlassen die Fan das Ogowegebiet ganz, und erstrecken sich in mehr nordöstlicher Richtung in unbekannte Fernen.

Hier konnte ich endlich einige Tage ruhen; mein Fuß befand sich in einem furchtbaren Zustande, und drei volle Wochen konnte ich keinen Schuh anziehen. Es wäre nicht so schlimm geworden, wenn mir das Unglück in einem Dorfe passirt wäre, aber so mußte ich vorwärts gehen, um aus dem Wald herauszukommen, in welchem uns dasselbe Schicksal drohte, wie den beiden französischen Soldaten.

Mein braver Fanführer Mbia blieb hier in dem oberen Theil des Dorfes mit seinen Leuten zurück, um seine Geschäfte zu besorgen, während ich, sobald als es nur anging, weiter zog, um die übrigen Osakadörfer zu besuchen, und mit diesen Leuten Rücksprache wegen der Weiterreise nach Oschebo und Aduma zu nehmen. Ich ließ meinen Fanfreunden noch eine Quantität Salz als Geschenk zurück, worüber sie sehr befriedigt waren, und wir trennten uns im besten Einvernehmen. Mbia wollte sogar warten, bis ich zurückkäme, und wenn es viele Monate dauern sollte! Während der ganzen so gefährlichen und beschwerlichen Reise, wobei ich doch vollständig in den Händen der Fan war, ist mir nicht die geringste Kleinigkeit gestohlen worden, obgleich es mir und meinen Dienern absolut unmöglich war, eine strenge Controlle auszuüben. Das wäre mit keinem anderen Negerstamme möglich gewesen; die wilden Cannibalen aber haben sich in diesem Falle bedeutend anständiger gezeigt, als alle Bewohner im Stromgebiet des Ogowe zusammengenommen!

XII.

Die Osaka und Aduma.

Zwölftes Capitel.

Die Osaka und Aduma.

Zerfall der Negerreiche. — Osakadörfer. — Das Schmiedehandwerk. — Blasebalg. — Holzkohle. — Ambos. — Kleidung und Wohnung der Osaka. — Sprache. — Epopo. — Reise ins Oschebo- und Adumaland. — Ruhiges Wasser. — König Muata. — Aufenthalt in seinem Dorfe. — Sprache der Aduma. — Furcht der Bevölkerung. — Kleidung und Schmuck der Aduma. — Salz. — Leopardenzähne. — Sclavenhandel. — Aduma im Okandeland. — Palmöl. — Fischreichthum. — Charakter der Aduma. — Feigheit derselben. — Dünne Bevölkerung. — Leoparden zahlreich in den Wäldern. — Ordal. — König Suamangbungu. — Udume-Wasserfall. — Durchquerung des westafrikanischen Schiefergebirges. — Zusammensetzung desselben. — Nutzbare Gewächse. — Vorliebe für Musik. — Hauskatze. — Awanschi. — Mbamba. — Grenze des Feuersteingewehres. — Erkundigungen über die weiter im Innern wohnenden Völker.

Die Osaka, deren wenig umfangreiches Gebiet sich einige Meilen östlich vom Lolofluß zwischen den Fan und der Oschebo-Aduma-bevölkerung befindet, sind eines jener zahlreichen kleinen Negervölker, wie sie sich im Stromgebiet des Ogowe so vielfach finden. Durch den Zerfall und die Zerstückelung größerer Negerreiche, durch eine schon seit langer Zeit anhaltende Wanderung der afrikanischen Negervölker in der Richtung von Ost nach West haben sich allmählig eine Unzahl kleiner Staaten entwickelt, die oft nur ein paar Hundert Bewohner zählen, aber durch eigene Sprache und besondere Gebräuche charakterisirt sind. Die Osaka vertheilen sich auf fünf oder sechs Dörfer, von denen jedes 60—100 Hütten zählt; sie sind also gegenüber ihren numerisch so hervorragenden Nachbarn, wie Fan und Oschebo-Aduma zu einer sehr passiven Rolle in der Geschichte jener Länder verurtheilt; trotzdem aber scheinen die Osaka nicht ganz ohne

Bedeutung zu sein, denn ich fand bei ihnen zahlreiche Fremde vor, den verschiedensten Stämmen angehörig, oft aus recht entfernten Gegenden. Die Osaka sind nämlich anerkanntermaßen die besten Schmiede, und alle umwohnenden Stämme, Aduma-Oschebo, Akelle, Awanschi und selbst Fan kaufen daselbst einen großen Theil ihrer Jagd- und Kriegswaffen, obgleich gerade das letztgenannte Volk selbst recht vortrefflich das Schmiedehandwerk versteht. Von den Oschebo-Aduma kommen dann die Osaka-Eisenwaaren zu den Okande und den auf den Inseln innerhalb der Ogowe-Stromschnellen wohnenden Apinschi und Okota herab, die ihrerseits wenig von der Bearbeitung des Eisens verstehen, deren einzige Beschäftigung überhaupt nur Sclavenhandel ist. Von da gelangen derartige Waffen durch die Ininga und Galloa bis zur Meeresküste und ich habe daselbst manches Messer erhalten, das tief aus dem Innern stammt, ohne daß ich damals eine Ahnung von der Existenz der Osaka hatte.

Als Kaufpreis für die Waffen zahlen die Oschebo-Aduma gewöhnlich Palmöl und Erdnüsse, die Fan dagegen, welche die besten Jäger unter all diesen verschiedenen Stämmen sind, tauschen die Speere und schwertartigen Messer gegen getrocknetes und geräuchertes Fleisch ein, und zwar meistens von Antilopen, Wildschweinen, Stachelschweinen, Waldratten, Affen 2c. So fand ich denn in den Osakadörfern überall ein reges Leben, und wie das beim Zusammenkommen von so verschiedenen Stämmen nicht anders sein kann, waren Streitigkeiten, die oft einen großen Umfang annahmen, ungemein häufig.

Ueberall sah ich die Leute mit Schmiedearbeiten beschäftigt. Ursprünglich stellten die Osaka das Eisen selbst dar, und zwar aus den rothen thonigen Eisensteinconcretionen, die überall in der Alles bedeckenden Lehmdecke stecken. Erstaunt war ich, zu sehen, daß Leute, die nie mit Europäern zusammengekommen sind, den Vortheil kennen, welchen Holzkohle beim Schmelzprozeß gewährt gegenüber dem gewöhnlichen Holz. Die Kohle stellt man dar aus einem sehr harten Holz, welches in kleinen Meilern aufgerichtet wird, die von außen mit Erde und Laub bedeckt werden, während das Holz inwendig langsam verkohlt. Schmelzöfen, wie sie Schweinfurth von den weiter im Osten wohnenden Stämmen abbildet und be-

schreibt, fand ich nirgends, wohl aber ist jener eigenthümliche Blasebalg auch bei den Osaka und Fan bekannt, den man sowohl bei den Negern Ostafrika's, als auch bei Stämmen im Süden des Congo, in den portugiesischen Provinzen Angola und Benguela findet. Derselbe besteht aus einem kleinen ausgehöhlten hölzernen Doppeltrog, der sich nach einer Richtung hin in zwei Röhren verlängert, deren vorderes Ende gewöhnlich mit Eisen ausgekleidet ist. Die Oeffnungen des Doppeltroges werden mit einem Fell locker überzogen, an welchem kleine Holzgriffe befestigt sind; durch häufiges und rasches Auf- und Niederziehen der Decke wird ein Luftstrom erzeugt, der durch die verlängerten Röhren geht und direkt in das Feuer geleitet wird. Bei vielen Stämmen ist bekanntlich das Schmiedehandwerk besonders verehrt und nur der Oganga oder Priester darf es ausüben; bei Stämmen, die nichts davon verstehen, fand ich solche Blasebälge als Heiligthümer in den Fetischhäusern aufgehängt.

Bei den Osaka traf ich auch einen Ambos in Gebrauch. Derselbe besteht aus einem halbkugelförmigen eisernen Kopf, der an der obersten Stelle flach geschlagen ist und einem eisernen Stiel daran; das Ganze ist aus einem Stück. Der Stiel wird in die Erde gesteckt, das zu bearbeitende Stückchen Eisen mit der linken Hand auf die flache Stelle des Ambos gelegt und dann mit Hülfe eines starken eisernen Griffels, der an dem einen Ende eine Schneide, an dem andern eine Spitze hat, bearbeitet. Auf diese Weise werden Speerspitzen, Messer und Dolche in allen möglichen Größen und Formen, Glocken ꝛc. hergestellt. Die Messerklingen sind nicht selten mit recht geschmackvollen Verzierungen versehen, ebenso wie die aus Holz gefertigten Griffe, die man gern mit dünnem Messingdraht umwickelt.

Gegenwärtig wird übrigens nicht mehr alles Eisen von den Osaka selbst dargestellt, sondern es kommt durch den Sclavenhandel viel europäisches Eisen von der Küste her ins Innere.

Durch den beständigen Verkehr mit anderen, größeren und mächtigeren Völkern haben die Osaka nichts Charakteristisches mehr beibehalten, sondern passen sich in Kleidung, Wohnung u. s. w. den umwohnenden Stämmen an. Sie tragen wie diese ein kleines

Stück des hübschen gelben Mattenzeuges, das hier überall verfertigt wird; ihre Häuser ähneln denen der Oschebo-Aduma vollständig, sind also besser und geräumiger als die äußerst niedrigen und primitiven Fanhütten. Sie haben ihre Oganga, ihre Zauberer und Hexenmeister und treiben auch gern etwas Sclavenhandel. Die Aduma versicherten mich, daß die Osaka gar nicht so selten ihre eigenen Landsleute als Sclaven verkaufen.

Die Sprache der Osaka ist aber sowohl von derjenigen der Fan, als von der Adumasprache verschieden; sie hat große Aehnlichkeit mit der Akellesprache, und meine Diener unterhielten sich nur im Akelle-Idiom mit diesen Negern und sie verstanden sich gegenseitig recht gut. Es ist übrigens gar nicht unmöglich, daß die Osaka nur ein versprengter Zweig des großen und weitverbreiteten, wanderlustigen Akellevolkes sind, mit einem anderen Namen, ähnlich wie ja die im Süden des Okandelandes wohnenden Mbangwe auch nur Akelle sind. Es ist dieß jenes große Volk, welches von Süden her anziehend am linken Ufer des Ogowe dieselbe Rolle zu spielen sucht, wie am rechten die Fan, so daß die einheimische seßhafte Bevölkerung von diesen beiden kriegerischen Nationen vollständig eingeschlossen wird.

Die Osaka konnte ich zu einer Weiterreise nach Osten, zu den Oschebo und Aduma nicht verwenden, das merkte ich gleich im Anfang. Einmal hatten sie wirklich keine größeren Canoes, da sie fast nie ihr Land verlassen, dann standen sie auch zur Zeit mit einigen Adumadörfern in Fehde, so daß sie fürchteten, bei der Rückkehr abgefangen zu werden, außerdem aber wollten sie nicht gern ihre Heimathsdörfer in größerer Anzahl und auf längere Zeit verlassen, um nicht der Vortheile verlustig zu gehen, die der Handel mit Eisenwaaren mit sich bringt. Indeß war hier keine Aussicht, sitzen bleiben zu müssen. Das Land weiter aufwärts war frei von Fan, also keine Gefahr vorhanden, eine Anzahl Aduma und Oschebo war immer bei den Osaka zum Besuch des Handels wegen, und diese versicherten mich, daß ich schon lange sehnsüchtig in ihrem Lande erwartet werde, und daß man kommen und mich holen würde. Während ich in dem Osakadorf Sallakó, Chef Epiuta, mich aufhielt, traf ich einen Adumamann, der sich bereit erklärte, sofort zurückzukehren und Canoes

nebst Ruderern zu bringen. Aber auch das ging nicht ohne Hindernisse ab. Die Aduma wohnen etwas weiter flußaufwärts als die Oschebo, um also zu ersteren zu gehen, mußte ich durch das Gebiet der letzteren. Obgleich nun beide Stämme ganz nahe verwandt sind, ebenso wie z. B. Galloa und Ininga, oder wie Mpungwe (Gabunesen) und Orungu (Cap Lopezleute), so lebten dieselben doch nicht immer in bester Freundschaft Während nun Epopo, so hieß der Adumamann, abwesend war, kamen plötzlich mehrere große Canoes voll Oscheboleuten an, die von meiner Ankunft im Osakaland gehört hatten, und wollten mich in ihre Dörfer bringen. Auf meine Mittheilung, daß die Aduma mich holen würden, wurden sie wild und erklärten, den Epopo abfangen und tödten zu wollen. Erst nach längeren Verhandlungen, und mit Drohungen, die meine Diener durch Probeschießen mit ihren Hinterladern unterstützten, konnte ich die Oschebo von ihrem Vorhaben abbringen. Ich erklärte mich bereit, was ich übrigens ohnedieß gethan hätte, in den Oschebodörfern einige Zeit mich aufzuhalten, nur lag mir daran, mein eigentliches Quartier möglichst weit nach Innen zu aufzuschlagen, um eine eventuelle Weiterreise leichter ausführen zu können.

In dem Osakagebiet ist der Ogowe frei von Stromschnellen, er fließt durch ein flachhügeliges, schwach bevölkertes Land und zwar hat hier sein Lauf eine Richtung von SO. nach NW., aber keine reine ostwestliche, wie weiter flußabwärts. In letzterem Falle durchbricht der Strom senkrecht eine lange, von Nord nach Süd streichende Gebirgskette, und bildet infolge dessen zahlreiche und gefährliche Stromschnellen und Katarakte; bei dem mehr südnördlichen Lauf strömt der Ogowe durch ein breites Längenthal und hat infolge dessen einen ruhigeren Lauf. Seine Breite ist bei weitem nicht mehr so imposant wie im Okandeland; es ist eine traurige und düstere Gegend, die ich durchfuhr, die auch gar nichts hatte von einer heiteren, sonnigen Tropenlandschaft, wie man sich diese Länder wohl in der Regel vorstellt. Tagelang fuhren wir durch düstere, unbewohnte Urwälder, die, senkrechten grünen Mauern gleich, die Ufer des Flusses einfaßten, und ganz außerordentlich selten trafen wir eine kleine Lichtung, welche andeutete, daß ein Stück waldeinwärts irgend ein kleines isolirtes Negerdorf sich befindet.

Am 24. Juni erreichte ich das erste Adumadorf; kurz vorher hatte der Strom wieder eine Biegung gemacht, so daß wir näher an die Berge kamen, und infolge dessen waren Katarakte zu überwinden und zahlreiche Schnellen, die durch große stehengebliebene Felsen verursacht wurden. Die Hütten dieses Adumadorfes waren sehr hübsch und geräumig und ähnelten ganz denen der Okande; das Dorf, welches auf einer Anhöhe mitten im Walde lag, machte überhaupt keinen üblen Eindruck. Mir wurde ein Haus angewiesen und bald stellte sich der Häuptling vor, Namens Muata, ein sehr würdevoll und gespreizt einhergehender Neger, der mit gewaltigem Pathos eine Anrede hielt, womit er die Bedeutung des Tages, an welchem zum ersten Mal ein weißer Mann zu den Aduma gekommen ist, seinen aufmerksam lauschenden Untergebenen auseinandersetzte. Wie ich bald erfuhr, war Muata einer der einflußreicheren Adumachefs und so unterließ ich es, das etwas unbedeutende Gastgeschenk, ein ganz kleines Zieglein, zurückzuweisen; ich mußte suchen, mich mit ihm gut zu stellen. Ich konnte aber doch nicht umhin, ihn am nächsten Tag aufmerksam zu machen, daß ein solches Gastgeschenk durchaus nicht im richtigen Verhältniß zu dem Ereigniß stehe, welches er gestern selbst gehörig gewürdigt habe. Er schickte denn auch bald ein großes Schaf, mehrere Hühner, Ananas, Erdnüsse, Palmöl, sowie zahlreiche Bananen für meine Diener. Mein Gegengeschenk bestand in etwas Baumwollenzeug, großen blauen Glasperlen und einem Körbchen voll Salz. Er nahm es an mit der gewöhnlichen Würde, ohne ein Wort zu sagen; er war offenbar freudig überrascht, aber diese Neger verstehen das nil admirari ganz ausgezeichnet; mit der gleichgiltigsten Miene nehmen sie Geschenke an, von denen sie entzückt sind und sprechen nebenbei von ganz anderen Dingen. Muata sorgte nun reichlich für mich; er schickte täglich frischen Palmwein, Ananas, eine kleine, dort wild wachsende Melone, sowie Honig, von dem er wußte, daß ich ihn gern hatte; an Hühnern und Ziegen war Ueberfluß, und so waren wir hier sehr gut aufgehoben. Meine Diener waren auch ungemein zufrieden und wußten unsere jetzige Lage gegenüber dem furchtbaren Marsch durch das dicht bewaldete Fangebiet wohl zu schätzen.

Die Sprache der Aduma und Oschebo ist verschieden von derjenigen der Okandebevölkerung, und ebenso wenig Verwandtschaft zeigt dieselbe mit der Osaka- oder Akellesprache. Es war übrigens hier sehr schwer, Vocabularien zu sammeln; die Leute waren scheu und fürchteten sich vor meinem Notizbuche. Besonders fiel mir dieß bei den Osaka auf. Als ich einige Leute ausfragte und mir dann die Worte notirte, liefen die Neger schreiend davon und behaupteten, ich mache Fetisch und wolle sie tödten. Das ganze Dorf lief zusammen und der Chef interpellirte mich ernstlich wegen meines Beginnens. Erst nach vielem Zureden meiner Diener, und besonders der Fan, konnten die aufgeregten Osaka beruhigt werden; vor meinem Buch aber behielten sie immer einen gewaltigen Respect.

Ueberhaupt hat mein Treiben unter diesen Völkern vielfach Anstoß und Mißtrauen erregt, besonders wenn ich mit einem Kochapparat hypsometrische Beobachtungen anstellte. Ich erinnere mich, einmal aus einem Asimbadorfe die ganze Bevölkerung vertrieben zu haben, dadurch, daß ich in einer Hütte den kleinen Kessel mit dem Thermometer aufstellte und das Wasser zum Kochen brachte. Besonders die Weiber waren ganz außer sich und liefen heulend und schreiend davon, um sich und ihre kleinen Kinder in Sicherheit zu bringen, denn Alle waren überzeugt, ich würde das ganze Dorf ins Verderben bringen. Ebenso scheu waren die Leute, wenn ich Körpermessungen anstellte, und das galt besonders von den kleinen Abongo, die mir soviel wie möglich aus dem Wege gingen. Es ist dieß übrigens vollkommen begreiflich; der weiße Mann gilt den Stämmen des Innern immer noch als ein höheres Wesen, das sie fürchten; und es ist auch gut so, denn sonst könnte ein einzelner Reisender mit diesen Leuten gar nicht auskommen.

Ich besuchte nun eine ganze Reihe Aduma- und Oschebodörfer, die, oft mehrere bei einander, oft auch durch Tagereisen getrennt, zahlreich an den erhöhten Ufern des Ogowe zerstreut lagen. Die Fahrt auf dem Fluß wurde wieder sehr mühsam und gefährlich, zahlreiche Stromschnellen und reißende Katarakte hemmten die großen Canoes, und ich brauchte immer eine große Anzahl Leute, um vorwärts zu kommen. Uebrigens halfen mir die Aduma gern und gegen billige Bezahlung; jeder Dorfchef wünschte meinen Besuch und

schickte mir in der Regel Leute zum Rudern, oder, wo es anging, Träger für einen Landmarsch. Letzteren vermied ich soviel wie möglich, da mir hierbei zu viel gestohlen wurde, während ich in den Canoes die Sachen beisammen hatte; nur wenn ich in einem Dorfe mich für ein paar Tage niedergelassen hatte, unternahm ich weitere Landreisen, indem ich die Hälfte meiner Diener zur Bewachung des Gepäckes zurückließ.

Die Kleidung der Aduma und der nahe mit ihnen verwandten Oschebo ähnelt bei den Männern der Okandetracht, d. h. sie besteht aus einem Schurz von dem gelben, feinen Mattenzeug, das hier überall verfertigt wird. Die Frauen dagegen kleiden sich nach der Sitte der Akelle und Fan mit zwei schmalen Streifen desselben Zeuges, wobei Hüften und Schenkel völlig unbedeckt bleiben. Messingschmuck ist sehr beliebt und wird in Form von Spangen um Arme und Beine getragen; große, blaue Perlen werden zu langen Schnüren vereinigt und gürtelartig um den Leib gebunden; am auffälligsten aber ist die überaus häßliche Sitte der Frauen, drei bis vier Zoll lange, ziemlich dicke Holzpflöcke durch die Ohrläppchen zu stecken. Es entsteht dadurch natürlich ein tiefer Einschnitt und die Ohrläppchen hängen tief herab, was durchaus nicht einen vortheilhaften Eindruck, auf den Europäer wenigstens, hervorbringt. Tättowirungen, oder richtiger vernarbte Einschnitte, die zu allerhand Figuren gruppirt sind, sieht man besonders bei Frauen sehr häufig, gewöhnlich auf der Brust, aber auch am Arm, Rücken und den Schenkeln.

Die kleinen rothen, blauen oder gelben Perlen, wie sie die Okandebevölkerung sehr liebt und Halsketten daraus herstellt, sind bei den Aduma und Oschebo nicht gern gesehen, sie ziehen, wie schon bemerkt, große blaue Perlen vor; dasselbe gilt von den Fan und theilweise auch den Akelle. Ueberhaupt herrscht unter diesen Leuten die Mode ebenso tyrannisch, wie bei uns, und es ist Aufgabe des Reisenden, herauszufinden, was bei den einzelnen Stämmen besonders beliebt ist; er kann sich dadurch viel Mühe und Kosten ersparen. Ein Artikel aber, der bei allen Stämmen im Stromgebiet des Ogowe gleich beliebt und gesucht ist, ist das Salz. Mit diesem, leider so schwer transportirbaren Tauschartikel kann man Alles erreichen; das Bedürfniß danach ist sehr groß, da es nirgends in diesen

Ländern Steinsalz gibt. Die tiefer im Innern lebenden Stämme, wie eben Oschebo, Aduma u. A. m., die nie mit den Europäern direkt in Berührung kommen, und nur sehr selten in den Besitz von etwas Salz gelangen, helfen sich damit, daß sie eine an sumpfigen Stellen wachsende Pflanze mit großen gelben Blüthen verbrennen, die Asche auslaugen und dieses widerliche Product von bitterem und salmiakartigem Geschmack zur Würzung ihrer fetten Speisen verwenden. Der Werth des Salzes steigt von der Küste an nach Osten zu in gewaltigen Proportionen, und wenn ich im Okandeland irgend einen Gegenstand mit einem kleinen Körbchen voll Salz zahlte, so erhielt ich dasselbe im Adumagebiet bereits für eine Hand voll dieses so stark begehrten Artikels.

Unter den Schmuckgegenständen der Männer muß ich die Leopardenzähne erwähnen. Die großen Eckzähne dieses dort sehr häufigen Raubthieres werden an der Wurzel durchbohrt, auf Schnüre gezogen und dann um den Hals gehängt. Mir schenkte ein Adumachef ein solches Halsband, das aus 25 großen Leopardenzähnen bestand; zur großen Befriedigung der Leute trug ich diesen Schmuck selbst, so lange ich mich dort aufhielt. Leopardenzähne sind, wie ich anderwärts bemerkt habe, besonders bei den in Factoreien arbeitenden Krunegern sehr beliebt und gelten als ein wirksames Amulet. Meine Diener erwarben nun hier sehr billig eine Menge solcher Zähne, die sie später in Gabun zu hohen Preisen an die Kruneger verkauft haben; besonders aber war mein steward William, der selbst ein croo-boy war, erfreut, hier zahlreiche Exemplare von Zähnen zu erhalten, die in seinem Vaterlande so sehr gesucht waren und die er als eine würdige Trophäe seiner ausgedehnten Reisen mit nach Hause nehmen konnte.

Die Hauptbeschäftigung der Aduma und Oschebo ist ein ausgedehnter Sclavenhandel und zwar sowohl mit der Okandebevölkerung, als auch mit den südlich von ihnen wohnenden Awanschi und mit den weiter flußaufwärts lebenden Banschaka, die ihrerseits bereits mit den Völkern des Congogebietes, besonders den Ateke, in Verbindung stehen. Der Verkehr der Aduma-Oschebo mit den Okande war nun seit einigen Jahren durch das feindliche Auftreten der Fan unterbrochen worden. Die Okande wagten sich seit der Affaire

mit Marquis Compiègne nicht hinauf ins Adumaland und umgekehrt die letzteren nicht hinab zu den Okande; nur einzelne Aduma und Oschebo habe ich bei den letzteren angetroffen, welche die gefährliche Reise in ganz kleinen Canoe's, die nicht mehr als einen Mann tragen können, unternehmen. Die Aduma fahren dabei sehr sorgfältig immer dicht am Ufer hin, durch die überhängenden Bäume gedeckt, so daß sie nicht vom gegenüber liegenden Ufer aus bemerkt werden können; außerdem liegen die Fandörfer auch meist ein Stück im Wald drin. Meist reisen die furchtsamen Aduma auch nur während der Nacht, und halten sich am Tage im Wald versteckt. Den großen Wasserfall Oboë aber passiren sie in der Weise, daß sie das Canoe am linken Ufer des Flusses, wo kein Fandorf in der Nähe ist, eine lange Strecke durch den Wald tragen, bis sie wieder etwas ruhigeres Wasser treffen. Auf dieselbe Weise gelangen sie auch wieder zurück vom Okandeland. Es ist begreiflich, daß bei dieser Art von Verkehr kein regelmäßiger Handel zwischen beiden Völkern stattfinden kann; große Canoe's mit Sclaven, Ziegen und Schafen können auf diese Weise nicht befördert werden, und so war denn seit einigen Jahren ein Stillstand in dem Verkehr der Aduma- und der Okandebevölkerung eingetreten; das aber ist ja auch der Grund gewesen, daß ich so lange bei den letzteren mich aufhalten mußte, ohne sie veranlassen zu können, in meiner Begleitung die von ihnen selbst ersehnte Reise auszuführen.

Bei den Aduma und Oschebo wird ziemlich viel Palmöl bereitet, aber dasselbe gelangt natürlich nicht in die Hände der Europäer, sondern es dient zum Austausch von Eisenwaaren und Fleisch. Die Aduma sind schlechte Jäger, oder sie sind zu faul dazu, sie ziehen es vor, in ihren Dörfern zu bleiben und ihre Sclavenangelegenheiten nach allen Richtungen hin breitzutreten, und kaufen dann das ihnen zur Nahrung dienende Fleisch von den eigentlichen Buschvölkern; trotzdem sie zahlreiche Ziegen und Schafe halten, werden diese Thiere doch selten geschlachtet, sondern dienen mehr als Bezahlung beim Verkehr mit den Okandeleuten. Die Bereitung des Palmöls ist eine sehr primitive; man gräbt ein flaches Loch in die Erde, stampft den Boden fest, füllt dasselbe mit den kleinen rothen Früchten der Oelpalme an, und löst dann das weiche

ölhaltige Fleisch der Frucht mit den Füßen ab, preßt den Rückstand mit den Händen aus und wirft die Kerne weg. Auf diese Weise wird nicht nur die Frucht sehr unvollständig ausgepreßt, sondern das in den Kernen befindliche Oel geht auch verloren; da es aber kein eigentlicher Handelsartikel ist, und Palmen allenthalben reichlich wachsen, so gibt man sich weiter keine Mühe mit der Darstellung des Oeles.

Der Ogowe sowohl, als auch die zahlreichen kleinen Bäche und Flüsse, welche demselben zuströmen, sind reich an wohlschmeckenden Fischen; um dieselben auf bequeme und schnelle Weise in größeren Mengen zu fangen, betäubt man die Thiere durch ein Pulver, das aus der zerstoßenen Frucht einer Palmenart dargestellt wird, eine Methode, die sehr häufig angewendet wurde, und die auch im Okandeland allgemeiner Gebrauch war. Sie läßt sich natürlich besser in kleineren Gewässern verwerthen und für kleine Fische, als in dem großen, stark strömenden Ogowe; der letztere führt besonders häufig sehr große Welse, die von vorzüglichem Geschmack sind, und die man mit Angelhaken oder Netzen zu fangen pflegt.

Der Charakter der Adumabevölkerung ist im Allgemeinen gutmüthig und ich bin so ziemlich gut mit ihnen ausgekommen; nur der Nationalfehler aller dieser Negerstämme, eine unglaubliche Feigheit, war mir oft hinderlich. Sobald wir in die Nähe eines Dorfes kamen, wo irgend einer meiner Begleitung einmal Streit gehabt hatte, fürchtete er sich, weiter zu gehen und so fanden häufig Desertationen statt; allerdings wird der einzelne Neger, wenn er nicht auf ganz gutem Fuß mit den Leuten eines Dorfes steht, häufig abgefangen und als Sclave verkauft; daher rühren denn auch die ewigen Fehden und die allmählige numerische Abnahme der verschiedenen Negerstämme. Im Verhältniß zu seiner Ausdehnung ist das Land doch schwach bevölkert; die Dörfer befinden sich nur an den Flußufern und man kann gar nicht selten einen ganzen Tag durch die Wälder reisen, ehe man auf ein solches Dörfchen stößt, das oft nicht mehr als zwanzig bis dreißig kleine Hütten enthält. Diese Wälder aber sind reich an Thieren, und besonders häufig ist, wie schon erwähnt, der Leopard. Während ich mich in einem Adumadorfe aufhielt, wurde eine Frau von diesem Raubthier zerrissen.

Dieselbe war Abends zu dem eine Viertelstunde entfernten Bache gegangen, um Wasser zu holen, kehrte aber nicht zurück; am nächsten Morgen fand man die blutigen Ueberreste im Walde. Natürlich gab das Veranlassung zu einem großen Palaver. Es war zweifellos irgend Jemand an dem Tod der Frau schuld; ein Bewohner des Ortes oder der Nachbarschaft hatte die Gestalt des Raubthieres angenommen und es war nun die Aufgabe des Oganga, den betreffenden Zauberer ausfindig zu machen. Die Verhandlungen dauerten viele Tage und wurden vor mir geheim gehalten, so daß ich schließlich abreiste; aber ich erfuhr später, daß man einen Mann aus einem Nachbardorfe beschuldigt und zu Ncassaprobe verurtheilt hatte. Wie das Ordal ausgefallen ist, weiß ich nicht; wenn er den betreffenden Oganga gehörig bestochen hat, so kann der Angeklagte mit dem Leben davongekommen sein.

Ich hatte bisher die ganze Reise im Adumagebiet unter dem Schutz und der Begleitung des Königs Muata ausgeführt, als wir aber Anfangs Juli 1876 ein neues Dorf, Namens Ibenga, erreichten, verließ mich dieser Chef, denn, wie er meinte, sein Einfluß höre jetzt auf; aber wahrscheinlich hatte er Sclavengeschäfte zu erledigen und wollte nicht weiter. Es stieß ein anderer König, Namens Suamangbungu, zu uns, dessen Dorf an der äußersten Grenze des Adumagebietes, beim Wasserfall Ndume lag, und dahin beschloß ich nun zu reisen in der Hoffnung, von dort aus die weiter östlich wohnenden Stämme besuchen zu können.

Nach einigen Tagen bereits erreichten wir die Grenze des Adumagebietes. Der Ndumefall ist eigentlich nur ein sehr starker Katarakt, der quer durch den Strom setzt, allerdings ein bedeutendes Hinderniß für die Canoefahrt; wenn die Aduma nicht wollen, kann kein Boot hier passiren; zu dem Zweck haben sie die Oeffnungen zwischen den Felsen, durch welche man allenfalls ein Canoe bringen könnte, mit Baumstämmen verstopft und man muß die Adumahülfe unbedingt in Anspruch nehmen. Es soll der Ndumefall das letzte Hinderniß sein, welches der Ogowe bietet; weiter flußaufwärts habe er ruhiges Wasser, was ich auch später, wenigstens bis zur Schebemündung, bestätigt gefunden habe.

Hier an der Grenze des Adumalandes hatte ich nun das ganze, von Nord nach Süd streichende westafrikanische Schiefergebirge durchquert; es beginnt beim Volk der Okota, geht durch das ganze Okandegebiet hindurch und reicht bis hierher zu den Aduma, hat also ein bedeutende Breite. Der Länge nach erstreckt sich dieser Gebirgszug von Camerun angefangen in südlicher Richtung bis tief in die Provinz Angola hinein; er besteht aus zahlreichen parallelen Bergreihen, deren durchschnittliche Höhe nicht über 2000 Fuß beträgt; einzelne Spitzen, wie die Berge Onschiko und Otombi im Okandeland, mögen 3000 Fuß erreichen. Die einzelnen Bergzüge sind durch mehr oder weniger breite Längenthäler getrennt und durch zahlreiche Querthäler werden dann eine Menge einzelner Berge und Berggruppen hervorgerufen. Das Gebirge besteht anfangs, d. h. im Okota und Apinschigebiet aus verschiedenen krystallinischen Schiefern mit mächtigen Quarziteinlagerungen, deren Schichten alle sehr regelmäßig steil nach Osten einfallen. Darüber folgt in normaler Ueberlagerung im Okandeland ein mächtiger Zug von Eisenglimmerschiefer (Itabirit), während die obersten Lagen vorherrschend aus schwarzen, hornsteinartigen Kieselschiefern bestehen, die ich noch bis zum Ndumewasserfall antraf. Weiter flußaufwärts habe ich dann kein anstehendes Gestein mehr gesehen; die zahlreichen Granitblöcke, die ich besonders im Okandeland fand, sind erratisch, und dürften durch den Fluß zur Zeit, als er noch eine größere Wassermasse besaß, aus den tiefer im Innern befindlichen Plateaulandschaften herabgeführt worden sein.

In Suamangbungu's Dorfe richtete ich mich nun so gut es ging für einige Zeit ein; ich wollte von hier aus nicht nur die umwohnenden Stämme besuchen, sondern vor Allem Unterhandlungen beginnen mit den Leuten wegen einer eventuellen Weiterreise in östlicher und südöstlicher Richtung.

Das Dorf war klein und bestand nur aus einigen zwanzig Hütten; es lag eine kleine Viertelstunde vom Ogowe-Ufer entfernt auf einer Anhöhe, und rund herum, sowie zwischen den Bäumen waren zahlreiche Bananenbäume angepflanzt, die einen freundlichen Eindruck hervorriefen. Bananen bilden hier das wichtigste Nahrungsmittel, Yam und Maniok werden auch gebaut, aber seltener. Auch

hier, wie überall im Ogowegebiet, kommen beide Arten des nützlichen Baumes, Musa sapientium und Musa paradisiaca, vor; die Früchte der einen Art genießt man roh, die der andern müssen erst gekocht werden.

Von anderen Frucht- und Gewürzbäumen sind hervorzuheben: Orangen, die aber eine bittere Frucht liefern; Citronenbäume sehr häufig wild, die Früchte sind aber auffallend klein, im Geschmack unseren Citronen ähnlich; eine kleine, sehr saftige und erfrischende Melonenart; Ananas wächst wild überall, die Früchte sind saftig und sehr wohlschmeckend; Pfeffersträuche gibt es überall und zwar die verschiedensten Arten; die einen haben große grüne schotenartige Früchte, wie der ungarische Paprika; die anderen haben runde gelbrothe Früchte von der Größe und Form einer Erbse; noch andere haben intensiv rothe kleine walzenförmige Früchte; alle aber sind außerordentlich scharf und werden von den Eingebornen zum Würzen ihrer Speisen benutzt. Die bekannte Mangovepflaume fand ich hier nicht mehr, den Kolanußbaum selten; verschiedene Arten von Solanum, mit kartoffelartiger Knolle, fand ich nicht selten, wie auch die Batate, die süße Kartoffel, die in allen Tropenländern verbreitet ist.

Irgend einen hervorragenden Kunstsinn fand ich bei den Aduma und Oschebo nicht entwickelt; die Waffen verfertigen sie nicht selbst, sondern kaufen dieselben von den Osaka. Große Sorgfalt wird, wie auch bei der Okandebevölkerung, auf die Pflege des Hauptthaares gelegt und die Männer tragen die sonderbarsten Frisuren. Musikinstrumente, wie ich bei andern Völkern vielfach antraf, bemerkte ich bei den Aduma nicht, außer den gewöhnlichen Tamtams, die aus einem Stück ausgehöhlten Holz bestehen, das mit Ziegenfell überspannt ist. Nach den einförmigen Tönen dieser Trommel, die von Sclaven geschlagen wird, führen sie ihre Tänze auf. Die schönen Harfen der Akelle und anderer Stämme sah ich hier nicht, trotzdem aber verriethen die Aduma große Liebe für Musik. Ich habe während meiner Reise eine große prächtige Spieldose mitgeführt und damit ganz gewaltige Effecte erzielt. So oft ich in einem Dorfe übernachtete, war das Erste, was man zu sehen verlangte, die Musikdose. Hunderte von Menschen drängten sich

dann um mich herum und lauschten andächtig den Klängen von „Czaar und Zimmermann“ oder der „Marseillaise“. Ich habe dieses Instrument sogar manchmal benutzt, um irgend etwas leichter zu erreichen; ich lud einen Chef, von dem ich Etwas verlangte, in meine Hütte, zeigte ihm die Musik und er starrte verwundert auf die sich von selbst drehenden Walzen und Räder. Das galt als ein großes Zeichen der Gunst und verfehlte selten seinen Zweck.

In einem Adumadorfe brachte man mir sonderbarer Weise eine gewöhnliche schwarze Hauskatze zum Geschenk. Da nun vor mir nie Europäer in jene Gegenden gekommen sind, die Bewohner selbst aber völlig außerhalb des Handelsverkehrs mit der Gabunküste liegen, so kann das Thier nur von weiter südlich wohnenden Stämmen gekommen sein, die mit den am Congo wohnenden Negern verkehren, zu denen Portugiesen und Mulatten nicht selten ihre Handelszüge ausdehnen.

Unter den Stämmen, die in nächster Nähe der Aduma wohnen, hatte ich zunächst Gelegenheit, die Awanschi und die Mbamba kennen zu lernen. Das Gebiet der ersteren ist südlich vom Adumaland gelegen und umfaßt ein sehr bedeutendes Terrain. Es ist ein echtes Buschvolk, dessen Dörfer sehr vereinzelt in den ungeheuren Waldungen zerstreut liegen, die sich zwischen dem Lolo und dem Hauptstrom, dem Ogowe, erstrecken. In südwestlicher Richtung grenzen sie an die Okona und Opove, zwei kleine Negerstämme, die nur mehrere Tagereisen entfernt von den Asimba am Ofuësfluß wohnen. Es war ja früher, wie erwähnt, meine Idee gewesen, mit Hülfe der Asimba zu jenen Okona und Opove zu kommen, von da wollte ich durch das Awanschigebiet bis zu den Aduma reisen, wohin ich eben jetzt mit Hülfe der Fan auf andere Weise gekommen war. Das, was ich nun aber von den Awanschi gesehen habe, hat mich nicht in der Hoffnung bestärkt, daß ich die zuerst projectirte Reise hätte glücklich durchführen können. Sie sind durchaus kein sanftmüthiges Volk, sondern sehr kriegerisch; die friedlicheren Stämme leiden stark unter ihren Raubzügen, und es ist sehr wahrscheinlich, daß ich in ihrem Gebiete stecken geblieben wäre, meine Güter verloren hätte und mit Mühe zu den Asimba zurückzukehren im Stande gewesen wäre. In ihrem Aeußeren ähneln die Awanschi sehr den Osaka und Akelle; ihre

Sprache ist dagegen dem Oschebo- und Aduma-Dialekt nicht unähnlich; es scheint also doch, daß sie zu diesen in näherer Verwandtschaft stehen, als zu den Akelle. Es bestanden übrigens zwischen Aduma und Awanschi zahlreiche Streitigkeiten, und wenn ich in ein Dorf der letzteren wollte, mußte ich mich erst genau um den Stand der augenblicklichen politischen Verhältnisse erkundigen.

Die Awanschi zeigten sich übrigens ganz außerordentlich erstaunt über Alles das, was sie bei mir sahen; sie kannten die Existenz der weißen Männer bisher nur durch Hörensagen, und nie vorher habe ich so komische Aeußerungen aufrichtiger Bewunderung von all dem Neuen wahrgenommen, als bei den Awanschi. Die Waffen, meine Kleidung, besonders das Schuhzeug, all die verschiedenen Güter, die ich mit hatte, brachte sie aus ihrem Erstaunen gar nicht zu sich, als ich aber mein Notizbuch herausnahm und sie über Einiges ausfragte und notirte, wollten sie auch erschreckt davon laufen! Mit Mühe wurden sie durch die Aduma, welche sich vollständig an mich gewöhnt hatten, beruhigt.

Einen höchst sonderbaren Schmuck fand ich bei Awanschifrauen. Die Beine derselben waren, vom Knöchel bis zum Knie, mit blank geputzten, glänzenden Messingschienen umgeben; während man sonst nur Messingringe um die Knöchel trägt, waren diese hier in hohe, das ganze Bein umgebende Schienen ausgedehnt worden, die man noch dadurch verziert hatte, daß man reihenweise angeordnete kleine Löcher in das Messingblech gestochen hatte.

Eine viel weniger wichtige Rolle als die Awanschi spielen die Mbamba. Dieses Völkchen bewohnt die ausgedehnten Wälder am Norduser des Ogowe; ihre ersten Dörfer beginnen gleich in der Nähe der Osaka und von da an erstrecken sie sich weit flußaufwärts noch über die Aduma hinaus. Aber das Volk besteht doch nur aus einigen Hundert Seelen; die kleinen Dörfer liegen völlig isolirt mitten im Urwald, oft viele Tage von einander entfernt; sie sind ein echtes Jägervolk, ihr Ackerbau beschränkt sich auf die Anpflanzung einiger Bananenbäume; von Hausthieren fand ich nur wenige Hühner, selten eine Ziege, und Hunde. Was das letztere Thier betrifft, so ist es die bekannte kleine gelbhaarige Rasse mit langen Ohren und spitzer Schnauze, wie sie durch das ganze äquatoriale Afrika vorzukommen

scheint; denn Schweinfurth beschreibt genau denselben Hund und gibt eine Abbildung, die vollständig den von mir häufig beobachteten Exemplaren gleicht. Man findet das Thier, welches kein echtes Gebell hat, sondern schakalartig heult und überhaupt im höchsten Grade widerlich und zudringlich sich benimmt, bei fast allen Stämmen, am meisten aber bei den Fan; diese essen nämlich die Hunde und die übrigen Neger finden diese Sitte ebenso abscheulich, als das Menschenessen. Wiederholt habe ich im Asimbaland gesehen, wie Fan vom Ofuéufer herüberkamen und von den Asimba Hunde einkauften.

Gegenüber Suamangbungu's Dorf, am rechten Ogowe-Ufer befand sich eine kleine Mbambaniederlassung, die nur aus sechs oder acht elenden Hütten bestand; ich ging von da an weiter landeinwärts und stieß noch auf einige solche kleine Dörfer, bis ich schließlich einige Stunden im Wald drinn eine etwas größere Ortschaft mit einigen zwanzig Hütten vorfand. Ueberall aber, wohin ich kam, fand ich leere Häuser, Alles hatte sich in die Wälder geflüchtet! Das hatte übrigens noch einen andern Grund, und die Mbamba waren nicht vor mir allein geflohen, sondern auch vor meinen Begleitern, den Aduma. Diese pflegen nämlich nicht so selten ein Mbambadorf heimlich zu überraschen und einige Leute zu rauben, um sie als Sclaven zu verkaufen, und das hat die an sich schwachen und zu jedem Widerstand unfähigen Mbamba so furchtsam gemacht. Mit Mühe gelang es uns schließlich, eine Anzahl Leute aus dem Busch herauszubekommen, indem ihnen Glasperlen und Salz als Geschenke versprochen wurden. Ich fand gewöhnliche Buschneger, äußerst scheu und zurückhaltend, mit dem üblichen Schurz von Mattenzeug bekleidet, ohne weiteren Schmuck, da sie sehr selten mit anderen Stämmen verkehren. Sie haben eine besondere Sprache, es machte aber hier begreiflicherweise die größten Schwierigkeiten, einige Worte richtig zu erhalten; sobald ich anfing zu schreiben, wollten sie wieder davonlaufen.

Ich wollte den Leuten außer etwas Salz und Glasperlen auch ein paar Feuersteine, von denen ich immer eine größere Quantität mit mir führte, schenken, aber meine Adumabegleiter verhinderten das. Diese dulden nämlich nicht, daß die Mbamba Gewehre führen, und deshalb, meinten sie, seien denselben Feuersteine auch nichts

nütze. Die Mbamba haben in der That nur Speere; dazu führen sie sehr lange, gut gearbeitete Schilde, die aus einer gespaltenen Liane geflochten sind. Hier hatte ich die Grenze des Steinschloßgewehres erreicht; weiter hinaus in östlicher Richtung lassen die Aduma, die den ganzen Verkehr in ihren Händen haben, die Gewehre nicht gehen, und alle weiter im Osten wohnenden Stämme, wie Umbete ꝛc., haben keine Feuerwaffen, sondern nur Speere. Dagegen geht das Feuersteingewehr in nordöstlicher Richtung, wo Fan wohnen, noch sehr weit ins Innere, vielleicht sogar durch den ganzen Continent.

Während ich mich in Suamangbungu's Dorfe aufhielt, suchte ich nun in erster Linie möglichste Klarheit über die Volksstämme zu bekommen, welche weiter flußaufwärts wohnen; nach zahllosen Erhebungen, die ich mit aller Vorsicht und möglichst häufiger Controlle angestellt habe, scheint mir nun das Folgende als das Glaubwürdigste:

Geht man von der Grenze des Adumalandes, also vom Wasserfall Ndume an, den Ogowe aufwärts (und zwar in südöstlicher Richtung), so passirt man folgende Stämme:

Linkes Ufer: Aduma, Mbangwe, Bakota, Banschaka, Mbamba (an beiden Ufern), Awanschi, Anschikani, Akanike, Ateke, Avumbo, Balari, Mbogo.

Rechtes Ufer: Mbamba (beide Ufer), Aschongo und Asamma (sehr weit vom Fluß, landeinwärts lebend), Umbete (am Schebe-Fluß).

Geht man den Lolo, den schon mehrfach genannten linken Nebenfluß des Ogowe, aufwärts, so hat man anfangs noch Fan, kommt dann an die Grenzen der Osaka und Awanschi, und später zum großen Volk der Nschavi, deren Namen schon durch Duchaillu's Reise bekannt geworden ist; unter ihnen sind bereits wieder Abongoniederlassungen. Zwischen Lolo und Ofuë (im Ober- und Mittellauf wenigstens, im Unterlauf sind Fan) wohnen die Okona und Opove; erstere sind mit den Asimba verwandt, in derem Lande ich auch mit einer Anzahl Okona zusammengetroffen bin.

Namen wie Avumbo, Ateke, Balari ꝛc. finden sich schon auf älteren Karten im Norden des Congoflusses angegeben; es ist also

keinem Zweifel unterworfen, daß die Quellen des Ogowe im Süden oder Südosten zu suchen sind, daß derselbe aber nicht aus einem weit im Osten oder gar im Nordosten gelegenen See stammt.

Von den Aduma aus weiter zu kommen, schien mir fast unmöglich; durch die zweijährige Abwesenheit war mein Waarenmagazin sehr reducirt, meine Gabunbegleitung verlangte immer dringender zurück, und ich selbst war körperlich aufs Heftigste angegriffen; trotzdem setzte ich es durch, mit List und Gewalt, bis an die Mündung des Schebeflusses in den Ogowe vorzudringen und noch zahlreiche Mbamba- und Awanschiniederlassungen, sowie zwei ganz neue Volksstämme, die Bakota und Bauschaka, zu besuchen. —

Die französische Expedition unter Graf Brazza ist später gleichfalls zu den Aduma gereist; aus einigen in dem Journal der Pariser geographischen Gesellschaft abgedruckten Briefen des Grafen Brazza ersehe ich, daß in jenen Ländern die Blattern ausgebrochen und daß viele Aduma und Oschebo daran gestorben sind. Auch der einflußreiche Häuptling Muata ist der Epidemie erlegen. Das ist ein großes Unglück für die Expedition und die abergläubischen Eingebornen werden sicherlich die Weißen verantwortlich machen. Der bekannte Gorillajäger Duchaillu mußte bekanntlich auch umkehren und flüchten, als in dem von ihm bereisten Gebiet die Pocken wütheten. Da die Eingebornen gegen diese Krankheit keine Heilmittel haben, so pflegen derartige Epidemien, die auch in Gabun schon wiederholt aufgetreten sind, sehr verheerend zu wirken.

XIII.

Reise von den Aduma zu den Banschaka.

Dreizehntes Capitel.

Reise von den Aduma zu den Banschaka.

Canoeverkehr im Adumaland. — Verhandlungen mit Suamangbungu wegen der Weiterreise. — Fahrt durch den Urwald. — Weigerung der Aduma, weiter zu reisen. — Die Bakotadörfer. — Erreichung des Banschakagebietes. — Flucht der Aduma. — Simangoy. — Tänze der Banschaka. — Fetischidole. — Ursprung des Ogowe. — Berichte der Ininga und Akelle. — Grenze zweier Handelsgebiete. — Reise zur Schebemündung. — Krieg zwischen Umbete und Banschaka. — Stämme weiter im Innern. — Umkehr.

Ein sehr großer Theil des Oschebo- und Adumalandes liegt noch innerhalb des Gebietes der Ogowestromschnellen und der Verkehr zwischen den oft weit auseinander liegenden Ortschaften ist ein sehr schwieriger. Nur die nahe bei einander befindlichen Dörfer sind durch schmale Waldwege verbunden, im Uebrigen wird der Verkehr nur mit Hülfe von Canoe's vermittelt. Die Oschebo und Aduma bedienen sich für gewöhnlich ganz kleiner Canoe's, die nur einen Mann zu tragen im Stande sind; beim Rudern sitzen sie in der Regel und suchen das kleine schmale Fahrzeug im Gleichgewichte zu halten; beim bloßen Kreuzen des Flusses stehen sie wohl auch aufrecht. Unglücksfälle kommen selten vor; die Leute sind außerordentlich gewandt in der Führung der Boote und kennen das Wasser und die Stromschnellen sehr genau; dennoch war ich selbst Zeuge, wie ein Mann, freilich an einer sehr reißenden und gefährlichen Stelle, umwarf und ertrank. Für längere Reisen besitzen die Oschebo-Aduma, wie die Okandebevölkerung große, stark gebaute

Canoe's, die zwanzig und mehr Ruderer bedürfen; das Rudern selbst geschieht stehend und wird die schwere Arbeit durch einen einförmigen Gesang begleitet.

Während meines mehrwöchentlichen Aufenthaltes in diesem Lande unternahm ich zahlreiche Excursionen in die Umgebung, weiter aber als bis zum Wasserfall Ndume zu gelangen, schien anfangs unmöglich. Wie im Okandeland versuchte ich auch hier einzelne Häuptlinge oder Oganga zu gewinnen, daß sie mir Leute für eine Weiterreise stellen möchten; zahlreiche Verhandlungen darüber fanden statt, aber immer fanden die Aduma neue Gründe, die eine Weiterreise nicht ausführbar erscheinen ließen.

Schließlich half mir wieder derselbe Adumamann, Namens Epopo, der bereits bei den Osaka mir Canoe's und Ruderer verschafft hatte; er war mit mir bis zum Ndumewasserfall gekommen und wohnte mit mir in dem dicht dabei gelegenen Dorfe des Adumachefs Suamangbungu. Durch verschiedene, heimlich ihm zugesteckte Geschenke brachte ich ihn dahin, daß er den letzteren für meinen Plan geneigt machte, so daß wir schließlich über eine Weiterfahrt einig wurden. Mein Ziel war zunächst, die Mündung des Flusses Schebe zu erreichen, im Gebiet der Banschaka. Suamangbungu erklärte mir, daß er die Verantwortung nicht auf sich nehmen könnte, seine eigenen Leute zu dieser Reise herzugeben; denn die Aduma ständen mit den weiter im Innern wohnenden Stämmen nicht auf bestem Fuße; er wolle aber selbst mit einigen seiner Sclaven wenigstens zwei Tagereisen weiter bis zu dem kleinen Volk der Bakota gehen. Schon hiermit zufrieden, machte ich ihm ein Geschenk mit einem Korb voll Salz sowie einer Partie großer Glasperlen, worüber er sehr erfreut schien und nach einigen Tagen brachte er mir wirklich zehn Leute zum Rudern meines Canoe's. Ich nahm nur die nothwendigsten Waaren mit mir, ließ einen meiner Diener zur Bewachung der Sammlungen &c. zurück und so wurde denn eines Morgens der Ndumafall, der die Grenze des Adumagebietes bildet, überschritten. Er war dieß keine ganz leichte Arbeit. Die Waaren wurden längs des felsigen Ufers getragen und das große, schwere Canoe unter Beihülfe der ganzen Be-

völkerung des Dorfes über die reißenden Katarakte ohne Unfall gebracht; jenseits derselben aber war das Wasser des Ogowe vollkommen ruhig und glatt. Der Fluß kommt hier aus SSO. und behält diese Richtung wahrscheinlich bis zu seiner Quelle bei; die Ufer bestehen aus niedrigen, dicht bewaldeten Anhöhen, deren trostlose Einförmigkeit und Einsamkeit nur selten unterbrochen wird. Die wenigen Mbamba- und Mbangwedörfer liegen weit im Wald drin und man kann Tagelang fahren, ehe man einmal einen einzelnen Neger begegnet, der in seinem kleinen Canoe gewöhnlich an der Mündung eines Baches dem Fischfang obliegt. Auch die Thierwelt fehlt, und nur selten fliegt eine Schaar kreischender Papageien über den Wäldern dahin; eine unbeschreiblich düstere Einsamkeit und Ruhe ist der Charakter der Gegend und keine Spur einer heiteren sonnigen Tropenlandschaft.

Wir passirten am zweiten Tage ein Bakotadorf, ohne uns aufzuhalten; meine Leute waren darüber entrüstet, aber ich wollte vorher mein Ziel, die Banschaka und den Schebefluß erreichen, die vereinzelten Ansiedlungen aber erst auf dem Rückwege besuchen. Ueber diese Angelegenheit kam es zu einer heftigen Scene. Auf das Dorf, welches am linken Ufer lag, stießen wir Abends, und meine Ruderer hatten erwartet, daß wir hier unser Ziel erreicht hätten und die Nacht daselbst zubringen würden. Ich ließ nun dicht am entgegengesetzten Ufer weiter rudern, obgleich es anfing finster zu werden und die Leute versicherten, es gäbe weiter oben kein Dorf und in dem an Leoparden so reichen Urwald könne man nicht übernachten; sie weigerten sich entschieden weiter zu gehen und versuchten ins Wasser zu springen, um das gegenüberliegende Ufer und das Bakotadorf schwimmend zu erreichen. Ich verlangte die Intervention des mitreisenden Adumachefs, dieser aber erklärte, er könne seine Leute nicht zwingen weiter zu gehen, gab mir aber zu verstehen, daß ich mit Gewalt versuchen sollte, die Ruderer zur Arbeit zu bringen; nur wolle er selbst mit der ganzen Sache nichts zu thun haben und alle Verantwortlichkeit von sich abwälzen. Es blieb mir in diesem kritischen Augenblicke auch nichts Anderes übrig; meine Gabundiener luden in recht auffallender Weise ihre Hinter-

lader und erklärten, auf jeden Aduma, der versuchen würde ins Wasser zu springen, zu schießen. Die letzteren waren bestürzt und suchten Hülfe bei ihrem Chef; dieser erklärte, er sei dem weißen Manne gegenüber machtlos und so zwang ich die Leute schließlich noch ein paar Stunden weiter in die Wildniß hinein zu rudern, bis es bereits finstere Nacht war und ich das Bakotadorf weit entfernt genug glaubte, um ein Entfliehen meiner Adumamänner zu vereiteln. Schließlich ließ ich halten, ein Stück Busch schlagen und mächtige Feuer anzünden, denn die Wälder hier waren reich an Leoparden und wir hatten häufig genug das charakteristische Gebrüll dieses Raubthieres gehört. Weder ich noch meine Gabundiener konnten diese Nacht schlafen, sondern mußten mit dem geladenen Gewehr in der Hand die Aduma bewachen, um sie an allen Versuchen zur Flucht zu hindern. Als die letzteren sahen, daß mein Entschluß nicht zu ändern war, ergaben sie sich in ihr Schicksal und baten sich nur für die Weiterreise bis zu den Bauschaka ein Extrageschenk aus; ich versprach auch jedem, sobald wir in dem Hauptdorf des letztgenannten Gebietes angekommen wären, eine Perlenschnur und eine Hand voll Salz, womit sie auch vollkommen zufrieden waren und den Rest der Nacht an den mächtig lodernden Wachfeuern verschliefen. Der Chef der Aduma aber, Suamangbungu, hatte ein böses Gewissen und wagte gar nicht, sich in die Verhandlungen zu mischen; sobald wir am Lande waren, kroch er unter sein Muskitonetz und kam nicht wieder zum Vorschein.

Am nächsten Morgen ging es denn auch flott weiter und wir erreichten gegen Mittag ein kleines Bakotadorf, wo wir hielten, um Lebensmittel einzukaufen. Ich mußte sehr vorsichtig sein und ließ nur einige der Aduma ans Land, die andern blieben unter Bewachung meiner Diener im Canoe; der Häuptling Suamangbungu aber ging mit mir ins Dorf und ließ ich ihn nicht von meiner Seite. Die Bakota sind ein kleines Volk, das nur vier oder fünf Dörfer besitzt, welche aus einigen zwanzig schlechten, unregelmäßig zerstreut liegenden Hütten bestehen. Irgend etwas Charakteristisches fand ich bei diesen Leuten nicht; nur die großen, hübsch geflochtenen Schilder fielen mir auf, wie ich sie bereits bei den Mbamba gesehen hatte, mit welchem die Bakota überhaupt viel

Aehnlichkeit haben, obgleich ihre Sprache eine andere ist. Im Verkehr waren sie unfreundlich; obgleich ich der erste Europäer war, den sie gesehen haben, so machten sie doch Schwierigkeiten im Verkauf von Ziegen und Hühnern und suchten soviel wie möglich herauszuschlagen; während ich anderwärts immer ein Gastgeschenk erhalten hatte, mußte ich mich hier mit dem Ankauf von Bananen begnügen, da sie zu hohe Preise für Fleisch verlangten, wenigstens im Verhältniß zu meinen noch vorhandenen Mitteln. Sclavenhandel ist auch hier die einzige Beschäftigung und sie stehen mit den Aduma und Oschebo sowohl in Geschäftsverbindung, als auch mit den weiter flußaufwärts wohnenden Banschaka; Bananen und Maniok wurden überall gebaut, ebenso sah ich ziemlich viel Palmöl. Die Bakota hatten keine Canoe's, da sie ihre wenig ausgedehnten Reisen immer zu Land unternehmen.

Noch denselben Abend erreichten wir endlich eine kleine Lichtung im Urwald, von wo aus ein schmaler Fußweg zu den ziemlich weit entfernt auf der Anhöhe gelegenen Banschakadörfern führte. Da es aber bereits sehr spät war, so zog ich vor, am Ufer die Nachtlager zu errichten; bald entstand dann auch das gewöhnliche Bivouak, und meine Adumaleute waren guter Dinge, da sie nicht weiter zu gehen brauchten. Aber das Gerücht von meiner Ankunft mußte bereits zu den Banschaka gedrungen sein; denn noch spät Abends kam eine Deputation derselben mit dem Bruder des Häuptlings zu mir und bat dringend, noch in das Dorf zu kommen und nicht im Walde zu bleiben, wo es der zahlreichen Leoparden wegen sehr unsicher sei. Ich war ungemein ermüdet und wollte bleiben; hatten wir doch tüchtige Feuer angezündet, vor welchen dieses Thier, dessen langgezogenes Geheul wir in nächster Nähe vernahmen, sich fürchtet; aber meine gesammte Begleitung war infolge der Mittheilungen der Banschakamänner so ängstlich geworden, daß ich mich schließlich noch zu dem sehr beschwerlichen Marsch in der Nacht durch den dichtesten Busch bequemen mußte. Sehr ermüdet kam ich endlich gegen Mitternacht in dem Dorfe Simangoy's, des mächtigsten Banschakahäuptlings an. Mir wurde eine Hütte eingeräumt und ich glaubte nun endlich Ruhe zu haben. Aber die Nacht verging wieder völlig schlaflos. Ich hatte mich kaum zurückgezogen, als meine

Diener mit der Nachricht kamen, ein Theil der Adumaruderer sei entflohen; sie fürchteten, ich wollte am nächsten Tage weiter und so hätten sie sich versteckt, um am andern Morgen zu den Bakota zurückzukehren. Ich mußte nun Suamangbungu rufen lassen, und ein Palaver entstand mitten in der Nacht, das mehrere Stunden dauerte. Ich versprach, nicht zu den weiter landeinwärts wohnenden Stämmen reisen zu wollen und konnte so die noch übrig gebliebenen Aduma beruhigen.

Aber schon am nächsten Tage begannen die Verdrießlichkeiten von Neuem. Gegen Mittag berichteten mir meine Diener, daß die letzten Adumamänner entflohen seien und daß Suamangbungu dasselbe beabsichtigte! Den Letzteren sperrte ich nun in meine Hütte ein und ließ ihn durch zwei gut bewaffnete Diener bewachen; ich selbst besuchte den König des Ortes, Namens Simangoy, nachdem ich ihm ein Geschenk, bestehend aus Salz, Baumwollzeug und Glasperlen, geschickt hatte. Ich fand einen alten, gebrechlichen Mann vor, den ein schweres Leiden schon seit Monaten an das Lager gefesselt hatte; es war eine ganz abgemagerte Gestalt, die Glieder infolge Rheumatismus ganz steif und nur an dem unruhigen funkelnden Auge merkte man, daß noch Leben in ihm war. Aber gerade die gezwungene Unthätigkeit schien den Mann in die schlimmste Laune versetzt zu haben; er war im höchsten Grade herrisch und grausam gegen seine Umgebung, und die Sclaven, die der alte Herr beständig um sich hatte, zitterten vor Furcht, wenn sie angerufen wurden; sie wagten nicht aufrecht vor ihm zu stehen, sondern knieten nieder, wenn irgend eine Dienstleistung verlangt wurde. Simangoy schien der Typus eines afrikanischen Despoten zu sein. Trotz seines unbehülflichen Zustandes empfing er mich doch mit dem größten Interesse und verlangte Alles zu sehen, was ich bei mir hatte; wie üblich, verfehlten auch die Waffen nicht den größten Eindruck hervorzurufen und besonders war es ein Revolver, den er nicht genug bewundern konnte. Die Bevölkerung selbst war anfangs furchtsam und besonders Weiber und Kinder liefen davon, wenn ich mich irgendwo sehen ließ. Aber schon nach wenigen Tagen änderte sich dieß; ich hatte beständig einen ganzen Trupp Banschakaleute in meiner Hütte, deren Neugierde mir zuletzt lästig wurde;

auch aus den umliegenden Dörfern kamen die Bewohner herbei, um den n'tangani, wie auch hier der weiße Mann genannt wird, anzustaunen.

Am Abend meiner Ankunft in Simangoy's Dorf fand ein großartiger Tanz statt, der die ganze Nacht hindurch bis zum frühen Morgen andauerte; es wurde, wie ich auch bereits in vielen Aduma- und Oschebodörfern auf der Herreise gesehen hatte, gerade das Fest der Beschneidung gefeiert. Die Art und Weise, wie die Banschaka tanzten, war übrigens sehr verschieden von Demjenigen, was ich bisher in dieser Richtung zu sehen Gelegenheit hatte. Die Tänzer hatten sich auf die unsinnigste Weise entstellt; Gesicht, Brust und Arme hatten sie weiß gemalt, was im Contrast zu der dunkelbraunen Hautfarbe der Neger immer einen sehr unheimlichen Eindruck hervorbringt; mächtige Büschel von frischem Laub umgaben den Leib, der, wie auch Hals und Arme, mit allerhand Amuletten und Fetischzeug behängt war; besonders stachen natürlich die Oganga, die Priester hervor, die sich bei solchen Gelegenheiten immer auf eine Weise entstellen, daß ihr Zweck, Furcht und Scheu zu erregen, vollkommen gelingt. Die Tänze selbst der Banschaka bestanden aber in den verwegensten und tollsten Bockssprüngen, wozu man brüllte und in die Hände klatschte, so daß ein Höllenlärm entstand, den man auf weite Entfernungen hin vernahm. Die Tänzer hatten einen Kreis gebildet; zwei derselben traten in die Mitte und producirten sich solo, während die Uebrigen in ihren tollen Sprüngen fortfuhren; die Musikinstrumente bestanden aus zwei großen Tamtam von der allgemein gebräuchlichen Form, sowie aus einer mehr als zwei Fuß langen eisernen Glocke ohne Klöppel, auf welche man in Zwischenräumen mit einem weichen Holzstück schlug und dadurch einen dumpfen, aber weithin vernehmbaren Ton hervorbrachte. Die Tamtam wurden, wie überall üblich, von Sclaven geschlagen; es ist eine ermüdende und anstrengende Arbeit.

Die Art und Weise des Tanzens bei der Okande- und Gabunbevölkerung ist eine andere als im Banschakalande. Während hier das bacchantisch wilde Springen vorherrscht, bestanden die Tänze bei den anderen Nationen aus ruhigeren Bewegungen und Drehungen des Körpers, die man jedoch auch nicht als schön bezeichnen kann;

einen wirklichen hübschen und geschmackvollen Tanz habe ich nur einmal bei den Fan gesehen. In einem Dorfe derselben lebte eine gefeierte Tänzerin, die gleichzeitig als Zauberin gefürchtet und verehrt wurde; bei meiner Ankunft im Orte wurde mir zu Ehren eine Vorstellung gegeben und die wilden Fan sahen begeistert den Bewegungen ihrer berühmten Tänzerin zu und drückten ihre Interesse und Zufriedenheit durch zahlreiche kleine Geschenke aus.

Die Tanzfeierlichkeiten im Banschakagebiet während meiner Anwesenheit hingen, wie bemerkt, mit gewissen religiösen Feierlichkeiten zusammen; in der Nähe des Tanzplatzes hatte man eine kleine Hütte errichtet, in welcher drei Fetischidole aufgestellt waren. Dieselben waren zwei bis drei Fuß hoch, aus Holz geschnitzt und stellten menschliche Figuren dar; sie waren weiß und roth bemalt und mit allerhand Fetzen bekleidet; eines dieser Idole war in sitzender Stellung, die anderen aufrecht stehend. Dieß hatte ich bei den früher von mir besuchten Negerstämmen nie beobachtet; wohl aber erinnerte ich mich, daß südlich in den Congoländern und an der Loangoküste Hütten mit einem Bett für die Fetischidole errichtet werden. Ich konnte daher aus diesen und noch aus manchen andern Gründen annehmen, daß die Banschaka mehr Aehnlichkeit und Verwandtschaft mit den weiter südlich wohnenden Negerstämmen haben, als mit den im Stromgebiet des Ogowe lebenden, speciell mit der Okandebevölkerung. Diese Hütten mit den Fetischidolen waren für gewöhnlich geschlossen und nur bei Festlichkeiten werden sie geöffnet und die Figuren der gläubigen Menge zur Verehrung gezeigt. —

Der Ogowestrom hat im Banschakagebiet bereits viel von seiner früher gewaltigen Breite eingebüßt und seine Breite beträgt nicht mehr als 300 bis 400 Fuß. Die genaue Aufnahme seines Laufes, die ich während der Canoereise vornahm, ergab, daß, während er vom Okandeland an im Allgemeinen eine ostwestliche Richtung zeigt, er von da ab immer mehr aus Südost kommt, so daß seine Quellen in 2° bis 3° südlicher Breite und ungefähr 15° östlicher Länge von Greenwich zu suchen sein dürften. Da nun nach der Stanley'schen Reise der Congo in seinem Mittellauf einen gewaltigen Bogen über den Aequator hinaus macht, und dann erst in südwestlicher Richtung dem Meere zustrebt, so könnte nur eine schmale

Wasserscheide zwischen dem Ogowe und den von der rechten Seite des Congo demselben zufließenden Wässern sein. Wenn man diese Verhältnisse auf der Karte betrachtet, so kommt unwillkürlich der Gedanke, ob nicht der Ogowe schließlich bloß ein großer Seitenarm des Congo sei. Es gibt aber einige Gründe, die sich mit dieser Ansicht nicht recht vertragen. Ogowe und Congo haben zunächst verschiedene Schwellungszeiten; die Hochwasserperiode des gewaltigen Zaire oder Livingstone-River, wie man ihn jetzt nennen will, ist eine andere als bei dem Ogowe, bei welchem man, entsprechend der großen und kleinen Regenzeit, auch ein zweimaliges Steigen und Fallen beobachtet. Ferner stimmen die größern Nebenflüsse des Ogowe, besonders die linken, nicht gut mit der Auffassung, daß der Ogowe kein selbstständiges Stromgebiet habe, überein. Der Rembo Ngunie, Ofuë und Lolo haben alle einen fast rein südnördlichen Lauf, der Ogowe selbst entspringt auch im Süden, sodaß die Quellen aller dieser Flüsse beinahe in einer Linie liegen. Hiermit stimmen die Aussagen der Eingebornen, die man zwar vorsichtig aufnehmen muß, aber doch nicht ganz vernachlässigen darf, recht gut überein. Die Ininga, welche jetzt am Zusammenfluß des Ogowe mit dem Rembo Ngunie wohnen, hatten früher ihre Wohnsitze am Ober- und Mittellauf des letztgenannten Stromes und trieben mit den Aschango, Aschira und anderen Stämmen Sclavenhandel, bis sie von den Akelle vertrieben wurden. Der bereits sehr alte, blinde Iningakönig Renoki erzählte mir nun, daß er früher den Nguniefluß bis zur Quelle verfolgt habe, und daß er dann, nachdem er einige Zeit zu Fuß gewandert sei, ein kleines Wasser gefunden habe, welches in umgekehrter Richtung, also von Nord nach Süd fließe. Ebenso erzählte mir ein Akellechef (und die Akelle sind Diejenigen, welche die weitesten Reisen und Wanderungen unternehmen), daß er bei den Ateke gewesen sei, und daß der „Kopf" (die Quelle) des Rembo Ngunie gar nicht weit von derjenigen des Ogowe selbst gelegen sei. Er sei damals fast zwei Jahre von seiner Heimath weg gewesen und man habe ihn bereits für todt gehalten; er habe aber mit den Ateke vortheilhafte Handelsgeschäfte abgeschlossen. Alles das deutet doch darauf hin, daß im Süden eine Wasserscheide existire zwischen dem Ogowe und dem Stromsystem des Congo.

Daß ich mich bereits nicht mehr sehr weit von den südlicher gelegenen, dem Stromsystem des Congo angehörigen Landestheilen befand, als ich das Banschakagebiet erreicht hatte, bewiesen mir noch verschiedene andere Umstände. So fand ich unter den Banschaka und Awanschi europäische Waaren, die entschieden nicht aus den Factoreien des Gabun- und Ogowegebietes stammten, und die Leute versicherten mich auch, sie haben durch weiter südlich wohnende Stämme, besonders Akanike und Ateke, diese Sachen erhalten. Es gehörten unter diese mir auffälligen Artikel besonders die großen milchweißen und lichtblauen Glasperlen, die in den Gabunfactoreien gar nicht existiren, wohl aber an der Loangoküste und im Congogebiet ein sehr gewöhnliches Tauschmittel bilden. Auch gehört hierher das Antreffen eines Hausschweines in Simangoy's Dorf, welches dort als Seltenheit betrachtet wurde und welches Simangoy einst als Geschenk von Handelsfreunden erhalten hatte, die aus den südlicheren Gebieten zu ihm gekommen waren. Das Hausschwein ist aber im ganzen Ogowegebiet unbekannt, und als ich auf meiner Rückreise das mir von Simangoy geschenkte Thier den Aduma- und Okandeleuten zeigte, erregte es allgemeine Bewunderung. Dagegen ist das Hausschwein in den seit Jahrhunderten von Portugiesen bewohnten Gebieten südlich des Ogowe allgemein verbreitet und das von mir bei Simangoy angetroffene Exemplar, wie auch eine in einem Adumadorf herumlaufende Hauskatze stammen ebenso aus den unter portugiesischem Einfluß stehenden Provinzen, wie die großen blauen Glasperlen und gewisse Kattunstoffe, die ich bei den Banschaka gesehen hatte; es war also zweifellos, daß ich hier an der Grenze zweier Handelsgebiete mich befand, deren eines von Gabun ausgeht, während das andere seinen Ursprung an der Loangoküste oder vielleicht in noch südlicheren Theilen hat, von wo aus portugiesische Händler, besonders aber Mulatten, weit in das Innere reisen. —

Wie die Verhältnisse lagen, konnte ich an eine Weiterreise vom Banschakagebiet nicht denken: die Adumaruderer waren mir entflohen, den Chef derselben mußte ich in der Hütte bewachen lassen, damit er mir nicht auch durchgeht und das Canoe mitnimmt; die Banschaka reisen nur zu Lande, und ich hätte Träger herbeischaffen

müssen für die Mengen von Gepäck, die man braucht, um weiter zu reisen; mit dem letzteren aber war ich so reducirt, daß ich kaum genug hatte, um noch die Reise zurück bis ans Meer ausführen zu können. Dazu kam, daß infolge von allerhand tropischen Krankheiten meine Gesundheit derart angegriffen war, daß ich weitere Fieberanfälle nicht zu überstehen glaubte und dieselben einen perniciösen Charakter annehmen würden; kurz ich mußte mich entschließen, mit den gewonnenen Resultaten zufrieden zu sein und mehr an eine spätere Verwerthung derselben denken, als durch ein forcirtes Weiterreisen Alles aufs Spiel zu setzen.

Ich brachte meinen Adumachef und einige Banschaka wenigstens soweit, daß sie mit mir noch zu der nur einige Stunden flußaufwärts befindlichen Mündung des Schebeflusses gingen; weiter aber brachte ich keinen Menschen. Der Schebe ist ein rechter Nebenfluß des Ogowe, wie der Ikoni und der ungleich größere Ivindo, und kommt aus Nordosten; an seiner Mündung hatte der Schebe dieselbe Breite wie der Ogowe selbst, ist also bedeutend kleiner als der Ivindo und dürfte in Bezug auf Größe mit dem Lolo, der ein linker Nebenfluß ist, zu vergleichen sein.

Einige Tagereisen den Schebe aufwärts wohnen nach den Berichten der Banschaka die Umbete, ein zahlreiches Volk. Auf dem Wege von Simangoy's Dorf zur Confluenz passirten wir die Stelle, wo vor fünf Jahren die Banschaka mit den Umbete, welche letztere damals mehr flußabwärts den Banschaka gegenüber wohnten, einen großen Krieg gehabt hatten. Beide Parteien hatten damals, wie heute noch, keine Feuersteingewehre, sondern nur Schild und Speer; da nun die Banschaka numerisch sehr im Nachtheil waren gegenüber den Umbete, so riefen sie die Aduma zu Hilfe, welche mit ihren Steinschloßgewehren tüchtig unter den Umbete aufräumten. Die Letzteren zogen sich darauf mehrere Tagereisen den Schebefluß aufwärts zurück, und seitdem existirt kein Verkehr zwischen Umbete einerseits und Banschaka-Aduma andrerseits. Es war also für mich auch nicht die geringste Aussicht vorhanden, daß ich auch nur einen Mann gewinnen würde, der mich zu den Umbete zu begleiten bereit gewesen wäre.

Außer den Umbete wohnt noch am linken Ufer des Schebe das

kleine Buschvolk der Mbongo (möglicherweise Abongo), am rechten aber kommen erst noch einige Osaka- und Bakotadörfer und dann die Njamba, welche keine Mattenkleider tragen, sondern Holzfasern um die Hüften befestigen; von den Umbete aber kommt man in östlicher Richtung reisend zu dem großen Volk der Undumbo.

Geht man hingegen von der Mündung des Schebeflusses in den Ogowe weiter flußaufwärts, also in südsüdöstlicher Richtung, so stößt man erst auf einige Mbamba- und Awanschidörfer, in vier Tagen erreicht man die Banschikani, in noch weiteren fünf Tagen die Akanike und Ateke, und dürfte dann bereits in Ländern sein, die dem Stromgebiet des Congo angehören; wäre ich nur einigermaßen bei Gesundheit gewesen und hätte noch etwas europäische Güter sowie eine Anzahl williger Träger gehabt, so hätte ich von hier aus leicht den Congo erreichen können.

Es war mir dieß versagt, und an der Confluenz des Schebe mit dem Ogowe war ich zur Umkehr gezwungen; es war der 5. Juli des Jahres 1876, als ich mein Vordringen nach Osten oder richtiger Südosten einstellen mußte, der unangenehmste Tag während meines ganzen fast dreijährigen Aufenthaltes in Afrika!

In Simangoy's Dorf zurückgekehrt, mußte ich nun an die Vorbereitungen zur definitiven Rückkehr denken; es war dieß aber gar nicht so leicht, da sich herausstellte, daß außer dem Adumachef Suamangbungu nicht ein einziger Mann zum Rudern des Canoe's zu finden war; von den Banschaka konnte ich absolut Niemand bewegen, hinab zu den Aduma zu reisen. Der Adumahäuptling und meine vier Gabundiener allein mußten also das Canoe bis zum Ndumefall bringen; es ging stromabwärts und das Wasser war ruhig und so kamen wir auch glücklich in Suamangbungu's Dorf an, nachdem wir noch vorher einige Bakotadörfer besucht hatten. Von hier an aber begannen die Schwierigkeiten von Neuem und nur mit unglaublicher Mühe gewann ich einen Trupp Adumamänner, die mich hinab ins Okandeland brachten; die Ereignisse aber auf dieser Reise, und besonders der Ueberfall seitens der Fan, ist in dem diesem Cannibalenvolk gewidmeten Capitel geschildert worden.

XIV.

Die Ogoweseeen.

Vierzehntes Capitel.

Die Ogoweseeen.

Lage der Seeen. — Bewohner der Umgebung. — Gorillagebiet. — Urwald. — Ein Spaziergang in den Busch. — Abreise von der Factorei. — Fischplatz der Akelle. — Königin von Mbusu. — Inseln. — Sagen und Mythen. — Fata morgana. — Oganga. — Spukgeschichten. — Rembo Ngunie. — Die Sage von Fngami. — Andere Seeen. — Ursprung derselben.

Ungefähr zwanzig deutsche Meilen von der Mündung des Ogowestromes bei Cap Lopez nach dem Inneren zu stößt man in der Nähe einiger Galloadörfer am linken Ufer auf einen Seitenarm, welcher nach einem ausgedehnten und interessanten Gebiet von Seeen führt, die sowohl durch einen Zu- als auch durch einen Abfluß noch heute mit dem Hauptstrom in Verbindung stehen. Dieser letztere wird nur durch eine stellenweise sehr schmale, kaum 20 Meter hohe Scheidewand aus gelbem lößartigem Lehm von diesen inselreichen Seeen getrennt, deren Ufer und Inseln einer zahlreichen Negerbevölkerung, den Stämmen der Galloa und Akelle angehörig, zur Wohnstätte dienen. Nach Südosten zu werden diese Seeen durch eine hügelige, ungemein dicht bewaldete Landschaft von dem Rembo Ngunie, einem Nebenflusse des Ogowe, getrennt. Diese dichten Urwälder zwischen den Seeen und diesem Fluß und deren Fortsetzung nach Süden und Südwesten bis Kamma (Ncomi) sind die eigentliche Heimath des Gorilla. Dieser große Affe hat ein ziemlich beschränktes Gebiet zwischen Aequator und Congo in nordsüdlicher Richtung, während er nach Innen zu kaum mehr als 40 Meilen vom Meere entfernt vorkommen dürfte. In dem erwähnten Waldgebiet nun ist

der Gorilla sehr häufig; Eingeborne erzählten mir, daß diese Thiere manchmal sogar bis in die Nähe der Dörfer kämen und die Bananenbäume plünderten. Dort ist es auch nicht so schwierig, junge Exemplare lebend zu erhalten. Wer sich ein Jahr lang in die allerdings ausnehmend ungesunden feuchten Urwälder nördlich von Kamma setzen wollte und es nur einigermaßen versteht, sich mit den Akelle, welche die besten Jäger dort sind, gut zu stellen, kann mit ziemlicher Sicherheit darauf rechnen, einen jungen Gorilla lebend zu bekommen. Viel schwieriger ist es, das Thier lebend nach Europa zu bringen. Während ich mich in einer Factorei am Ogowe aufhielt, erhielten wir innerhalb einiger Wochen zwei recht hübsche Exemplare lebend; einer davon starb schon dort, er konnte sich nicht an die Gefangenschaft gewöhnen, der andere verendete auf der Heimreise an Bord. Andrerseits hat Dr. Falkenstein gezeigt, daß ein solches Thier doch lebend nach Europa zu bringen ist, allerdings mit einem ungeheuren Aufwand von Mühe, Sorgfalt und Geduld. Gegenwärtig weilt wieder ein deutscher Jäger, Baron Koppenfels, in jenen Gegenden, um Gorilla's zu schießen resp. zu fangen; schon während meiner Anwesenheit daselbst traf ich mit demselben zusammen und es war ihm damals wirklich gelungen, zwei schöne große und alte Exemplare dieses Affen zu erlegen.

In der Absicht, von den Ogowefactoreien aus jenes Seegebiet zu besuchen, hatte ich mit einem schwarzen Händler das Uebereinkommen getroffen, ihn auf seiner Tour zu begleiten. Noch ehe ich dazu kam, bot sich in der Factorei Gelegenheit, eine Partie in den umgebenden Urwald zu unternehmen, wo in der letzten Zeit einige Elephanten erlegt worden waren. Der bei Weitem größte Theil des unbewohnten, zwischen den Strömen liegenden Landes ist dicht bewaldet; es ist ein Urwald im wahren Sinne des Wortes und für den Reisenden ist es rein unmöglich, seinen Weg durch ein derartiges Dickicht zu nehmen. So weit ich ins Innere gekommen bin, konnte ich nur den von der Natur vorgeschriebenen Wegen, den Wasserläufen folgen; durch den Busch zu dringen, um irgend einen Punkt zu erreichen, ist mit Schwierigkeiten, Mühseligkeiten und Kosten verknüpft, die nicht im geringsten Verhältniß zu den etwaigen Erfolgen stehen. So sind auch die auf den Karten angegebenen Hügel und

Berge völlig mit dichtem Urwald bewachsen und eine Besteigung der durchgehends unbedeutenden Erhebungen in den meisten Fällen nicht ausführbar und auch ziemlich zwecklos, da eine Orientirung doch nicht ermöglicht wird. Sind also für den Reisenden, dessen Aufgabe das möglichst weite Vordringen in das Innere ist, diese Waldungen verschlossen und endlich auch nicht von dem Nutzen, wie die mit zahlreichen Dörfern besetzten Flüsse, so findet dagegen der Jäger und Zoolog hier ein ergiebiges Feld der Thätigkeit. Das reiche üppige Pflanzenleben gibt einer ebenso reichen Thierwelt die Existenzbedingungen. Die niedere Fauna ist ungemein reichhaltig; Eidechsen, Schlangen &c. sind häufig; Schaaren von kreischenden Papageien und anderen Vögeln fliegen über die Wipfel der Bäume dahin, in deren Gezweig zahlreiche Affen ihr sorgenfreies Dasein verhüpfen, während einzelne breite, zu Flüssen oder stehenden Gewässern führende Lichtungen inmitten des Dickichts zeigen, daß noch zahlreiche Heerden von Elephanten in den Waldungen zwischen Ogowe und Muni sich aufhalten. Aber auch Raubthiere sind nicht so selten und der Leopard ist ebenso gefürchtet wie der stellenweise ziemlich häufige Gorilla.

Ein Elephant war denn auch die Veranlassung, daß ich nolens volens zu einem Marsch in den dichtesten Urwald gekommen bin.

Einige Akelle, die Kautschuk zum Verkauf in die Factorei von Adanlinanlonga gebracht hatten, berichteten, daß in der vorangehenden Nacht bei ihrem Dorfe ein Elephant erlegt worden sei. Da dieses Dorf nur eine reichliche halbe Stunde von der Factorei entfernt war, da ferner die Leute versicherten, das Thier liege nicht weit vom Flußufer, so beschlossen wir (Herr Schmieder und ich) Nachmittags eine Spazierfahrt dahin zu unternehmen. Wir brachen gegen drei Uhr in einem Canoe auf, bogen in einen Seitenarm des Ogowe, der sich nicht weit von der Factorei mit letzterem verbindet, und gelangten auch nach kurzer Zeit in jenes Akelledorf. Die Ufer waren hoch und steil und bestanden aus dem gelben sandigen Lehm, der die überall auftretenden Brauneisensteinknollen zu enthalten pflegt (Laterit); wie überall an diesem Theile des Ogowe lagen auch hier zahlreiche große erratische (d. h. durch die Fluthen weit aus dem Innern herbeigeführte) Blöcke von grauem, dünnschieferigen Gneiß.

Im Dorfe angekommen, äußerten wir den Wunsch, den kürzlich erlegten Elephanten zu sehen. Die Leute meinten nun, es sei allerdings richtig, daß vergangene Nacht ein solches Thier geschossen worden sei, dasselbe liege aber nicht in der Nähe des Flusses, sondern tief im Busch; daselbst befände sich auch ein Theil der Dorfbewohner, da alle Anzeichen vorhanden seien, daß sich noch mehr Elephanten in der Nähe befinden.

Obwohl wir nun ohne jegliche Vorbereitung zu einer Lustpartie fortgefahren waren, folgten wir dennoch unsern Akelleführern in dem guten Glauben, es sei höchstens eine halbe Stunde zu gehen. Anfangs führte ein schmaler Fußsteig durch den Wald, bald aber hörte derselbe auf und wir befanden uns in einem Dicicht, in welchem man nicht einige Schritte weit sehen konnte und wo wir bald alle Orientirung verloren. Unsere Akelle gingen voraus, um uns durch das dichte Gebüsch einen Weg zu bahnen und wir folgten ihnen ganz willenlos, bald rechts, bald links, bald vorwärts, bald rückwärts. Um uns nicht zu verlieren, mußten wir natürlich suchen so dicht als möglich bei einander zu bleiben, was wieder zur Folge hatte, daß das mit scharfen Stacheln und Insecten aller Art besetzte Gesträuch uns beständig ins Gesicht schlug. Dazu kam die Gefahr, auf eine Schlange zu treten oder einer solchen auf einem Baumstamme sitzenden Bestie gerade entgegen zu rennen, kurz es war ein ganz wunderbarer Marsch! Bisher war der Weg langsam gestiegen, jetzt ging es abwärts und wir kamen in ein nasses, sumpfiges Terrain, welches wir nur auf dem Rücken unserer Akelleführer passiren konnten. Hier aber herrschte eine dumpfe, feuchte Treibhaustemperatur, ein wahrhaft unheimlicher Aufenthalt. So wechselten Thal und Hügel noch mehrmals ab und wir wurden mehrere Stunden lang die Kreuz und Quer geführt. Endlich hörten wir Stimmen, einige Akelleweiber kamen auf uns zu und erzählten, es seien noch mehr Elephanten in der Nähe, und wenn wir die Nacht hier im Walde zubringen wollten, könnten wir sicherlich eins oder einige dieser Thiere erlegen sehen und auch selbst an der Jagd theilnehmen. Da wir uns nur auf einen Spaziergang eingerichtet hatten, war dieß natürlich nicht möglich.

Nachdem wir immer noch eine Weile hin und her gekrochen waren, sahen wir endlich den Elephant vor uns liegen. Es war noch kein ausgewachsenes Exemplar, das sich jedenfalls von der Heerde getrennt hatte; ein einziger wohlgezielter Schuß in die Stirn hatte es niedergestreckt. Rings herum war das Buschwerk niedergetreten und schon vorher hatten wir öfters kleine künstliche Lichtungen bemerkt, die entweder von dem getödteten oder von den in der Nähe befindlichen Elephanten herrührten. Unsere Neugierde war nun befriedigt und wir traten den Rückweg an. Obgleich vielleicht erst etwas nach 6 Uhr, war es doch im Walde bereits ganz dunkel geworden und unsere Führer zündeten Buschlichter an. Dieselben bestehen aus dem Harz gewisser Bäume, das in Fackelform gerollt und mit Blättern umgeben wird; es brennt mit einer nicht unangenehm riechenden, aber stark rauchenden Flamme.

Ein Marsch in der Finsterniß durch unwegsamen Urwald ist unter allen Umständen etwas Unangenehmes. Trotz des Buschlichtes konnte doch kaum Einer den Anderen erkennen und das schweigsame Tappen durch das dichte Unterholz hatte etwas Unheimliches. Sehr froh war ich, als wir die sumpfigen Stellen hinter uns hatten und der Weg bei dem ansteigenden Terrain wieder fest wurde. Wir wußten absolut nicht, wo wir uns befanden und waren vollständig in den Händen der Akelle, die uns hätten irgend wohin führen können. Es war aber Nichts zu fürchten, da zu jener Zeit alle umwohnenden Eingebornen mit den Factoreien in Handelsbeziehungen und mehr oder weniger freundschaftlichem Verkehre standen.

Es war bereits spät, als wir endlich ziemlich ermüdet in dem Akelledorf ankamen, wo wir in einer der ersten Hütten etwas ruhten. Die Bewohner waren gerade beschäftigt, ihr Nachtessen herzurichten: ein Krokodil von mittlerer Größe wurde tranchirt und beim Feuer geröstet; es gilt dieses Thier als ein großer Leckerbissen und schmeckt auch in Wirklichkeit nicht so schlecht, als man vielleicht meint.

Nach kurzer Rast bestiegen wir wieder unser Canoe, und kamen, etwas von der kalten Nachtluft durchfroren, aber sonst wohlbehalten, gegen 10 Uhr Nachts in die Factorei zurück.

Einige Tage darauf waren die Vorbereitungen zu der Reise nach dem Eliva Jonanga, dem großen Ogowesee, vollendet. Rasch

wurde unser Canoe durch die starke Strömung abwärts getrieben und nach sechs Stunden erreichten wir einen der Arme, welcher den großen Eliva Jonanga mit dem Ogowe verbindet. Von hier an wurde das Weiterkommen schwieriger; es war gerade der tiefste Wasserstand während der großen trocknen Zeit und stellenweise setzten Sandbänke quer durch den Fluß, nur schmale und seichte Stellen frei lassend, durch welche das große Canoe geschleift werden mußte.

Die Landschaft war durchaus nicht schön und machte einen düsteren, beängstigenden Eindruck. An beiden Seiten des Flusses erhoben sich senkrecht aus dem Wasser, kaum einen Fuß breit freies Land übrig lassend, dichte dunkelgrüne und monotone Laubwände, nirgends eine Lichtung, die einen freundlichen Blick gewährt hätte; dazu fast lautlose Stille, eine öde Waldwüste; nur hin und wieder hörten wir, bei tieferen Stellen des Flusses, oft in ziemlicher Nähe den trompetenden Ton eines Flußpferdes und sahen den ungeheuren Kopf dieses Colosses aus dem Wasser hervorragen. Nur um die Eintönigkeit und die Melancholie des Platzes zu unterbrechen, versuchten wir unsere Gewehre an diesen plumpen Thieren; es ist schwer, dieselben, während sie im Wasser sind, zu tödten und die Eingebornen jagen nur solche, die, um Nahrung zu suchen, ans Land gegangen sind, was gewöhnlich während der Nacht geschieht.

Unterdeß wurde es Nacht und wir mußten suchen, irgend wo einen Platz für die Nachtquartiere zu finden. Einige meiner Ruderer hatten schon wiederholt geglaubt, menschliche Stimmen in einiger Entfernung gehört zu haben, und als wir ein Stück weiter kamen, leuchtete uns auch der Schein eines Feuers entgegen. Das Ganze war etwas befremdend, da meine Leute wußten, daß hier kein Dorf in der Nähe sich befindet und sie wurden bereits etwas unruhig und ängstlich. Bald aber klärte es sich auf. Ein kleines Canoe mit zwei Leuten kam uns entgegen und erklärte, daß wir uns dem Fischplatze eines Akelledorfes näherten. Es ist nämlich ziemlich allgemein verbreitete Sitte, daß die Neger während der trocknen Zeit gewisse fischreiche Plätze aufsuchen und sich dort zum Zwecke des Fischfanges mehrere Wochen, selbst Monate häuslich niederlassen; die Ausbeute wird an Ort und Stelle getrocknet und aufbewahrt.

Als wir den Fischplatz erreicht hatten, ergab sich zu meiner Ueberraschung, daß es Leute des Akelledorfes Mbusu waren; es war dieß gerade dasjenige Dorf, in welchem ich meinen Aufenthalt zu nehmen beabsichtigte und für dessen ältere Bewohner sowie den Chef ich Geschenke mitgenommen hatte. Die Herrschaft übte übrigens hier eine Frau aus, die Wittwe eines verstorbenen Akellechefs, ein ziemlich selten unter diesen Negern vorkommender Fall. Dieselbe ließ mir sofort eine Art Hütte einrichten, brachte allerhand eßbare Gegenstände als Gastgeschenk und ließ es sich am andern Morgen nicht nehmen, mich in ihr am Südende des Seees gelegenes Dorf zu begleiten, um mir eine geeignete Unterkunft zu verschaffen. Ich brachte ihr dann mein aus Zeug und Glasperlen bestehendes Gastgeschenk, womit sie befriedigt war und mir alle Unterstützung versprach.

Wir verließen also früh Morgens zeitig diesen Lagerplatz und näherten uns bald dem See. Die Landschaft war mit einem Male verändert. Die Ufer wurden offen und waren mit Gras bewachsen, einzelne Palmen ragten daraus hervor, der Wald wich immer mehr zurück und eine große glänzende Wasserfläche bot sich dem überraschten Auge dar. Kleine Sandbänke waren dicht besetzt mit allerhand Wasservögeln, die hier reichlich Nahrung fanden und sich in ihrer Sicherheit nicht einmal durch das heranziehende Canoe stören ließen, einzelne große Pelikane strichen ruhig durch die Fluthen und in den Lüften schwebten die prächtigen weißen Fischadler, nach Beute spähend. Die Ufer sowie die zahllosen kleinen Inseln, welche in dem ganzen großen See zerstreut liegen und welche eigentlich verhindern, daß man einen rechten Ueberblick über das Ganze bekommt, waren mit Negerhütten besetzt, die freundlich aus dem lichten Grün der umgebenden großblätterigen Bananenbäume hervorleuchteten. Zahlreiche kleine Canoe's bewegten sich auf dem See hin und her, meist fischende Frauen bergend, so daß der erste Eindruck von diesem Seeengebiet ein durchaus wohlthuender und angenehmer war. Ich habe wenig Punkte in dem äquatorialen Theile Westafrika's gefunden, die etwas von jener vielgerühmten Tropenpracht aufwiesen; der inselreiche Eliva Jonanga, sowie das späterhin besuchte Okandeland befriedigen in dieser Hinsicht jede Erwartung. Rasch durch=

fuhren wir mit unserem Canoe, welchem sich einige neugierige Eingeborne in ihren kleinen Nußschalen anschlossen, die schöne Wasserfläche und erreichten Nachmittag gegen 4 Uhr das recht hübsch gelegene kleine Negerdorf Mbusu, wo ich mich dann mehrere Wochen aufgehalten habe; leider konnten verschiedene Pläne, besonders die Excursion durch den gorillareichen Wald nach dem Rembo Ngunie zu, infolge heftiger Fieberanfälle nicht zur Ausführung gebracht werden; immerhin bleibt mir der Aufenthalt in diesem äußerst interessanten Seeengebiet in angenehmer Erinnerung.

An diesen inselreichen schönen See knüpfen sich nun eine ganze Reihe von Sagen und mährchenhaften Erzählungen, die noch heute unter den Bewohnern dieser Gegend, besonders unter den Galloa, cursiren. Zunächst zeigte man mir am Südende des Eliva Jonanga einen Platz, von wo aus man zuweilen die am atlantischen Ozean längs der Küste segelnden großen Schiffe der Europäer sehen könne, also eine Art Fatamorgana! Wenn man bedenkt, daß der See über 20 deutsche Meilen vom Meere entfernt und von diesem durch stark bewaldetes hügeliges Terrain getrennt ist, so wird man die Unmöglichkeit begreifen. Aber es ist hier dasselbe Verhältniß wie bei den Wüstenbewohnern, das, was man zu sehen wünscht, wonach man sich sehnt, glaubt man in nächster Nähe vor sich zu haben. Was dem Wanderer in der grenzenlosen menschenleeren Wüste eine Oase, das ist diesen Negern ein mit europäischen Waaren beladenes Schiff, dessen reicher und mannigfaltiger Inhalt ihre Begierde und Neugier aufs Höchste reizt. Wenn dann einmal Mangel an gewissen Gegenständen eingetreten ist, die sie nicht darzustellen vermögen, die ihnen aber bereits Bedürfniß geworden, so mag die ohnehin lebhafte Phantasie der Eingebornen um so leichter geneigt sein, das sehnlichst Gewünschte und Erwartete in weiter Ferne zu erblicken, als auch die heiligen Männer des Volkes, die Oganga, die Priester und Zauberer, um zur Erhöhung ihres Nimbus beizutragen, nicht verfehlen, das profane Volk in seinem Glauben zu bestärken.

Hierauf bezieht sich noch eine andere Sitte der Seebewohner. Am Südostufer des Eliva Jonanga liegt an einer Stelle ein großer Felsblock, der, wie alle die einzeln mitten in der bewaldeten Ebene

liegenden Steine, durch die Fluthen des Ogowestromes aus den Gebirgen des Innern dahin geschafft worden ist und zwar zu einer Zeit, als die Wassermasse dieses Stromes eine viel bedeutendere war als jetzt, und als das jetzige Seeengebiet noch dem Fluß angehörte und die trennenden Lehmdämme noch nicht bestanden. An diese Lokalität mit einem besonders großen Exemplar dieser fremden Felsenblöcke wallfahrten die Leute in Zeiten der Noth, d. h. wenn sie Mangel an den ihnen zum Bedürfniß gewordenen europäischen Waaren haben (besonders Gewehre und Pulver, Zeuge, Rum, Salz :c.). Die alten Oganga's führen ihre Tänze auf zur Versöhnung der Dämonen und schwingen ihre Zauberglocke, ein Instrument, das bei fast allen Negerstämmen Westafrikas als Attribut der Priesterwürde zu finden ist. Es sind dieß ungemein roh gearbeitete eiserne Glocken an einem Stiel befestigt, ohne Klöppel, die durch Anschlagen mit einem Holzstab einen dumpfen Ton geben; gewöhnlich erben sich solche Glocken von einer Generation auf die andere fort und sie sind infolge dessen meist von hohem Alter. Für gewöhnlich, d. h. wenn sie der Oganga nicht benutzt, stecken diese Glocken mit dem Stiel in der Erde im Fetischhaus des betreffenden Ortes, oder wenn kein igenes Haus zu diesem Zweck errichtet ist, verwahrt der Oganga diese Glocken sorgfältig in seinem Hause. Sind dann die gewöhnlich mehrere Tage dauernden Feierlichkeiten vorüber, so kehrt die Prozession in ihre Dörfer zurück in dem festen Glauben, nun eine Fülle von Schätzen vorzufinden. Gewöhnlich ist dieß auch der Fall, denn die Ogangas veranstalten eine solche Ceremonie nicht eher, als bis sie auf irgend eine Weise unterrichtet sind, daß ein Waarentransport von der Meeresküste her im Anzug ist! Alle diese Dinge werden ja nur arrangirt, um den Einfluß der Fetischeurs und Ogangas zu heben und das Volk in möglichster Abhängigkeit von denselben zu erhalten. Wie überall in der Welt, so verhält es sich auch unter diesen rohen Naturvölkern: daß nämlich nur Derjenige richtig speculirt, der auf die Dummheit der Menschen speculirt.

Aber noch andere Spukgeschichten passiren an diesem Eliva Jonanga. Plötzlich erscheint an irgend einer Stelle ein mächtig großer Pfahl aus dem Wasser, der einige Zeit so verbleibt und dann verschwindet, um später an einer anderen Stelle wieder hervor=

zutreten; oder es hebt sich plötzlich eine neue Insel aus dem Seegrund herauf, besetzt mit herrlichen Bäumen und seltsam geformten Hütten; nach kurzer Zeit aber verschwindet auch diese Erscheinung.

Wie erwähnt, befinden sich in dem ausgedehnten See zahlreiche kleine Inseln. Eine davon nun gilt als heilig und darf von gewöhnlichen Menschen nicht betreten werden; scheu weichen die Bewohner der übrigen Inseln und des Festlandes aus, wenn sie in ihren kleinen Canoe's fischend, oder von der Jagd heimkehrend, in die Nähe dieser Insel kommen. Es ist der Sitz eines mächtigen Geistes, dessen Heiligthum nur von Ogangas bewacht werden darf. Außer dem Fetischhaus mit Idolen, Zauberglocken, allerhand Amuletten 2c. befinden sich auf dieser Insel nur noch einige wenige von Medizinmännern bewohnte Hütten. Außerdem halten sich eine Anzahl junger Burschen daselbst auf, die von den Ogangas in die Geheimnisse ihrer Kunst eingeweiht werden. Diese besteht aber zum größten Theil in der Kenntniß gewisser Pflanzen, die von energischem Einfluß auf den menschlichen Organismus sind, also Medizinpflanzen, besonders aber Giftpflanzen. An letzteren aber sind die Wälder des tropischen Afrika sehr reich und Gift ist die furchtbarste Waffe, welche den Ogangas zu Gebote steht und wovon sie auch den ausgiebigsten Gebrauch machen. Vergiftungen mißliebiger, besonders aber wohlhabender Personen seitens der Oganga gehören durchaus nicht zu den Seltenheiten in diesen Ländern; Intriguen aller Art zwischen einzelnen Familien werden meist durch die Ogangas zum Austrage gebracht, und zwar im Interesse derjenigen Partei, welche am besten zahlt. —

Auch an einige am Rembo Ngunie gelegene Punkte knüpft sich eine unter den Eingebornen dieser Gegend verbreitete Sage. Dieser nicht unbedeutende Strom fließt in südnördlicher Richtung dem Ogowe zu und durchbricht in seinem Lauf eine kleine, aus krystallinischen Schiefergesteinen bestehende Gebirgskette. Er bildet dabei einige Stromschnellen und Wirbel, die von den Negern mit dem Namen Samba und Fugami bezeichnet, von dem bekannten Gorillajäger Duchaillu aber, der dieselben zuerst besuchte, Eugeniafälle genannt worden sind. Dort hauste vor langer Zeit ein mächtiger Geist, der sammt seinem Sohne den umwohnenden Negern

ungemein nützliche Dienste erwies. Besonders geschickt aber war Fugami, so hieß der Geist, in der Bearbeitung des Eisens, und wenn ein Neger ein Messer, eine Hacke oder sonst ein eisernes Instrument nöthig hatte, so ging er in den Wald in der Nähe des Wasserfalles, wo der Geist wohnte, rief denselben mit lauter Stimme beim Namen und trug sein Anliegen vor. Am anderen Tage aber kam er wieder an die Stelle und fand den gewünschten Gegenstand fertig vor. Niemand hatte den Geist je gesehen, und um denselben nicht zu erzürnen, hatte auch noch Niemand den Versuch gemacht, den Fugami bei seinen Arbeiten zu belauschen. In einem Dorfe aber lebte ein vorwitziger und neugieriger Neger. Der ging eines Tages mit seinem Sohne zu den Wasserfällen, rief den Geist und bestellte ein Messer; statt aber dann, wie es sich gehört hätte, schleunigst in sein Dorf zurückzukehren, versteckten sich Beide, der Vater in einen hohlen Baum, der Sohn hinter dichtes Gebüsch, um den Geist bei seiner Schmiedearbeit zu belauschen. Bald kam denn auch Fugami mit seinem Sohne herbei und sie begannen das Eisen zu schmelzen und zu bearbeiten. Plötzlich unterbrach der Sohn seine Arbeit und rief: „Vater, ich rieche Menschen!“ Fugami antwortete: „Gewiß, denn es waren ja Menschen hier, um uns zu rufen.“ Der Sohn beruhigte sich und sie arbeiteten weiter. Nach kurzer Zeit aber rief der Sohn wieder aus, daß er Menschen in der Nähe wittere, und die Geister begannen nun die Umgegend genau zu untersuchen. Bald fanden sie denn auch die beiden erschrockenen Uebelthäter zitternd vor Furcht in ihren Verstecken. Fugami schäumte vor Wuth, er brüllte, daß es weithin durch den Wald gehört wurde und ließ sich nicht beruhigen. Er verwandelte die beiden neugierigen Menschen in einen großen Termitenhügel und hat seitdem nie wieder den Negern durch seine Kunstfertigkeit genützt. Vergebens riefen dieselben seinen Namen und bestellten Messer und Beile; so haben sich die Menschen durch Neugierde die Gunst der Geister für immer verscherzt.

Die in dieser Erzählung liegende Moral findet sich übrigens auch in den Mythen europäischer Völker wieder; die menschliche Neugier, in das geheimnißvolle Treiben der Geisterwelt einzudringen, ist immer mit empfindlichen Strafen belegt worden. Diese Negersage

wirft aber außerdem Licht auf eine andere, nicht nur in Afrika vielfach verbreitete, sondern auch bei Naturstämmen anderer Gegenden übliche Anschauung, nämlich das Schmiedehandwerk als ein heiliges zu betrachten und die Schmiede mit priesterlichen Functionen zu belehnen. Vielfach fand ich im Okandeland, am Congo 2c., daß der Schmied eines Dorfes gleichzeitig der Oganga, der Priester und Zauberer war, also der Mann, welcher einerseits die Vermittelung der Menschen mit den Geistern besorgt, andrerseits befähigt ist, Hexen und böse Zauberer (am Congo Endoxe genannt), die den Menschen nur Böses zufügen, ausfindig zu machen und zu bestrafen. —

Es gibt außer dem großen See Jonanga, von dem einige tiefere Einbuchtungen als besondere Eliva (See) bezeichnet werden, sowohl am rechten, als auch am linken Ufer des Ogowe noch eine ganze Reihe mehr oder weniger großer Seeen, die aber alle mit dem Hauptstrom in Verbindung stehen. In Bezug auf ihre Entstehung mag auf Folgendes hingewiesen werden.

Die zahlreichen Granit- und Gneißblöcke, die sich zu beiden Seiten der völlig ebenen Ogowe-Ufer finden und die tief aus den Gebirgen des Innern stammen, können nur durch den Ogowe selbst herabgeschwemmt worden sein. Da jetzt nur Sand abgesetzt wird und da die Blöcke oft ziemlich weit weg vom Ufer liegen, so muß der Ogowefluß früher eine ungleich großartigere Ausdehnung und Wassermasse gehabt haben. Im Laufe der Zeit hat sich das Wasser in sein jetziges Bett zurückgezogen; seichtere Stellen entwickelten sich zu Dämmen, die jene jetzt als Seeen auftretenden Wasserflächen vom Hauptstrome absperrten und die starke Strömung des Wassers vermochte nur durch einen schmalen Canal die Verbindung des Ogowe mit diesen Seeen aufrecht zu erhalten. All die einzelnen Seeen, der Schai- und Ogangasee im Akellegebiet, der Silesee bei Elimbareni, der Asingosee in Adschumbaland, das große inselreiche Seeengebiet des Eliva Jonanga, der Eliva Sawanga, Eliva Anenge 2c., alle haben sowohl einen Zufluß als auch einen Abfluß, und ist der Landstreifen, der diese Seeen vom Hauptfluß trennt, oft sehr unbedeutend. So beträgt die Entfernung des Silesee beim Dorf Elimbareni vom Ogowe kaum mehr als 200 Schritt und ist dieser Damm nur 15 bis 20 Meter

hoch, je nach dem Wasserstande des Flusses, der sehr bedeutenden Schwankungen unterworfen ist.

Die Zeit, in der dieses Zurückweichen der Gewässer und die Ablagerung gewisser lehmiger Sedimente stattfand, dürfte mit der geologischen Periode zusammenfallen, die wir Diluvialzeit nennen. Es scheint mir aber auch sehr wahrscheinlich, daß vor dieser Periode das ganze Ländergebiet zwischen dem Aesturium von Gabun und dem Delta von Kamma (Ncomi) von Wasser bedeckt gewesen ist; beim Fallen und Zurückweichen der Gewässer haben sich dieselben in den jetzigen Flußthälern des Como, Rembo, Ogowe und Kammarembe angesammelt, während sich auf dem mehr oder weniger sumpfigen Lande jene ungeheuren Urwälder bildeten, die heute noch das Eindringen in das Innere des Landes von Westen her so ungemein erschweren und in denen jene Fiebermiasmen entstehen, die die Küste von Niederguinea mit Recht in Verruf gebracht haben.

XV.

St. Paul de Loanda.

Fünfzehntes Capitel.

St. Paul de Loanda.

Dampferverbindung zwischen Europa und Westafrika. — Besuch der einzelnen Küstenplätze. — Angola und St. Paul de Loanda. — Geschichte der Colonie. — Die Königin von Angola, Ginga Bandi. — Kriege der Portugiesen und Holländer. — Directer Verkehr zwischen Ost- und Westafrika. — Eintheilung der Provinz Angola. — Jetziger Zustand von St. Paul de Loanda. — Ober- und Unterstadt. — Einwohnerzahl. — Trinkwasserverhältnisse. — Klima. — Lazarethe. — Sociale Verhältnisse. — Marilla und Tipoy. — Die schwarzen Einwohner. — Kleinhandel der Eingeborenen in den Straßen. — Landeserzeugnisse. — Exporthandel. — Plantagen am Cuanzafluß. — Sclavenhandel. — Freilassung der Sclaven. — Verbrechercolonie.

Der Verkehr Westafrika's mit Europa wird durch zwei Dampferlinien vermittelt: von Lissabon geht alle vier Wochen ein Personen- und Postschiff aus, berührt Madeira und St. Vincent, hält auf den portugiesischen Inseln St. Thomé und Principe und läuft erst bei Ambriz, südlich vom Congo, das Festland an. Von da geht die Route nach St. Paul de Loanda und Benguela und erreicht in Mossamedes, dem südlichsten Punkt der portugiesischen Besitzungen, ihren Abschluß.

Die von Liverpool ausgehende englische Postdampfschiff-Verbindung ist eine doppelte: jede Woche ein Mal geht ein Dampfer bis zu dem Nigerdelta und den sogenannten oil-rivers; die bis St. Paul de Loanda fahrenden Schiffe dagegen verkehren nur monatlich ein Mal. Die Reise auf einem solchen Dampfer ist von großem Interesse und schon die bloße Küstenfahrt gewährt dem Neuling eine Fülle von nie gesehenen Scenen aus dem Natur- und Völkerleben jener noch wenig durchforschten Gegenden.

Hat das Schiff Madeira, die erste Station, verlassen, so wendet es seinen Curs nach den canarischen Inseln, einer der herrlichsten Punkte der Erde, und läuft in der Regel die Häfen von Grand Canaria und Teneriffa an; gewöhnlich hat der Reisende Zeit ans Land zu gehen und einen halben oder ganzen Tag daselbst zuzubringen. Die großartige vulkanische Natur der Inseln, die zahlreichen Cactusgärten für die Cochenillezucht, schöne öffentliche Gebäude, besonders Kirchen, Gärten mit subtropischen und tropischen Gewächsen, Alles ist interessant und neu und zum Schluß des Besuches wird gewöhnlich die Thatsache aufs Neue constatirt, daß der Teneriffawein seinem edlen Vetter von Madeira in keiner Weise nachsteht.

Von diesen „glücklichen Inseln" geht es nun der afrikanischen Küste zu, die man zuerst bei Freetown, der Hauptstadt der englischen Colonie Sierra Leone, betritt. Hier herrscht schon afrikanisches Leben: schwarze Senegalesen und Araber aus den Haussastaaten in malerischen, weiten Costümen; echte Neger aus dem Hinterland vom großen Volk der Mandingo bringen allerhand afrikanische Produkte zum Verkauf; civilisirte Neger in tadellosem schwarzen Anzug mit Zwicker und Cylinder flaniren auf den Straßen und lauschen den Klängen einer schwarzen Militärcapelle, die an der Spitze einer Abtheilung englischer Soldaten einhermarschirt. Nach kurzem Aufenthalt geht das Schiff weiter nach jener Negerrepublik Liberia, die sich alle Mühe gibt, es den europäischen Staaten gleich zu thun, und in Bezug auf manche Punkte, besonders was Staatsschulden betrifft, auch ganz ansehnliche Erfolge aufweisen kann. Ein kurzer Besuch der ganz im Style einer kleinen nordamerikanischen Landstadt gebauten Metropole von Liberia, Monrovia, ist in der Regel ermöglicht und der Reisende muß nun lange Zeit auf den Anblick einer Stadt verzichten; es beginnt die lange, einförmige Guineaküste, niedriges, vielfach sumpfiges Terrain, nirgends ein Hafen, in dem das Schiff Zuflucht finden könnte; weit draußen auf offener See hält der Dampfer und schickt von da aus in großen Booten die Ladung ans Land.

An das Sierra Leonegebiet schließt sich zwischen Cap Mesurado und Cap Palmas die Kruküste an, wo zahlreiche Kruneger an Bord

aufgenommen werden, theils zur Verwendung am Schiff, zum größten Theil aber Lieferungen für die verschiedenen Factoreien. Es folgen dann einige unbedeutende Küstenplätze, von denen einige, wie Grand Bassam, eine Zeit lang von Frankreich besetzt waren; die paar isolirten Factoreien erhalten die bestellten europäischen Waaren und verschiffen einige Fässer Palmöl, und dann wird die Goldküste, die wie Sierra Leone unter englischem Schutze steht, erreicht, wo Fort Elmina, Cape Coast Castle, Accra und Christiansburg angelaufen wird. An der Voltamündung vorüber, wo sich das berüchtigte Dahomey befindet, wird dann bei dem sehr wichtigen und in großem Aufschwunge befindlichen, aber äußerst ungesunden Lagos gehalten, dessen Rhede wohl die schlechteste an der ganzen Westküste ist, so daß es vorkommt, daß der Dampfer, ohne im Stande zu sein, Waaren auszuladen, weiter fahren muß und dann erreicht das Schiff bei Benin das ausgedehnte Nigerdelta, in dessen einzelnen Armen überall Hulks liegen. Ein sehr lebhafter Oelhandel macht diese äußerst ungesunden Gegenden (Benin, Opobo, New-Calabar ꝛc.) doch zu ebenso wichtigen Plätzen wie die nun folgenden Bonny, Old-Calabar und Camerun. Von da geht der Dampfer nach der nur wenig entfernten großen spanischen Insel Fernando Po, um hierauf in das als Hafen vortreffliche Aestuarium von Gabun einzulaufen, das seit mehr als dreißig Jahren im Besitz der Franzosen ist.

Nachdem der Aequator überschritten ist und im Kammagebiet und bei Punta negra gehalten worden war, ist die Loangoküste erreicht, wo die ersten Portugiesen als Factoristen auftreten. In Landana und Kabinde ist Gelegenheit, auf kurze Zeit an's Land zu gehen; in der Nähe des ersteren Ortes befindet sich das Dorf Chinchoxo, wo die Station der deutschen Loango-Expedition errichtet worden war. Von da an geht es an die Congomündung, wo in Banana, eine schmale, sandige Landzunge am Norduser dieses großen Stromes, das Hauptdepôt und die Centrale der „afrikanischen Handelsvereinigung in Rotterdam“ sich befindet, welche Gesellschaft ein ausgedehntes Netz von Factoreien von der Loangoküste im Norden an bis Mossamedes im Süden etablirt hat. Es folgen nun südlich vom Congo die eigentlichen portugiesischen Colonien mit den aufblühenden Handelsplätzen Ambrisette, Quinsembo und Ambriz, wo-

selbst sich zahlreiche holländische, französische, englische und portugiesische Factoreien befinden; diese ganze Küste ist viel weniger ungesund als die Gegend nördlich vom Aequator.

Alle die bisher genannten Plätze machen durchaus nicht den Eindruck einer Stadt im europäischen Sinne; es sind einfache Handelsniederlassungen mit niedrigen Häusern für die Factoristen, oft mit recht provisorischem Charakter und nur berechnet, die betreffende Gegend auszubeuten und dann zu verlassen. Geradezu imposant wirkt nun auf den an solche einsame, kleine Küstenplätze gewöhnten Reisenden die Hauptstadt der portugiesischen Colonien in Westafrika, St. Paul de Loanda. Ein dichter Complex von glänzenden hohen Häusern, dazwischen die schlanken Thürme der geschmackvollen Kirchen, große öffentliche Gebäude, Paläste, Kasernen, Hospitäler, Forts, das Ganze aber terrassenartig ansteigend und halbkreisförmig um den hübschen, leider der Versandung sehr ausgesetzten Hafen gelegen und im Nordwesten vom Fort Miguel, im Nordosten vom Fort Penedo begrenzt — das macht dem längere Zeit der Civilisation entfremdeten Reisenden zweifellos einen ebenso großartigen als freundlichen Eindruck.

Ich besuchte St. Paul de Loanda in der zweiten Hälfte des Jahres 1876. Nach fast zweijähriger Abwesenheit von der Küste kehrte ich äußerst erschöpft nach Gabun zurück und da sich daselbst keine Gelegenheit zur sofortigen Heimreise bot, so befolgte ich den Rath, mit einem gerade anwesenden Dampfer eine Erholungsreise zur See zu unternehmen. Die liebenswürdige Aufnahme, die ich in den holländischen Factoreien in Banana, Ambriz und St. Paul de Loanda fand, verlängerte diese Reise auf einige Wochen, während welcher Zeit ich mich nicht nur auffallend erholte, sondern auch vielfache Gelegenheit zu Beobachtungen aller Art fand. In derselben zuvorkommenden und uneigennützigen Weise, wie das Hamburger Handelshaus C. Wörmann mich bei meinen Reisen in den Gabun- und Ogoweländern unterstützt hat, sind auch von Seiten der „afrikanischen Handelsvereinigung" die Unternehmungen der Güßfeldt'schen Loango-Expedition und die Reisen Pogge's auf alle Weise gefördert worden. Die wenigen Tage, die ich unter der gastfreundlichen Obhut der Herren A. Jung und de Bloom in der großen Factorei von

Banana und im Hause der Herren Consul Pape und Pasteur in St. Paul de Loanda zuzubringen so glücklich war, gehören mit zu den angenehmsten Erinnerungen an meinen afrikanischen Aufenthalt. —

Die Provinz Angola, deren Hauptstadt St. Paul de Loanda ist, wurde erst in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts von den Portugiesen besetzt, während in dem nördlich davon gelegenen Königreich Congo portugiesische Händler und Missionäre sich gleich nach der Entdeckung dieser Küsten durch Bartolomeo Diaz zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts festgesetzt hatten. Auf Wunsch des damaligen Königs von Angola sendete die Königin Catharine von Portugal im Jahre 1559 einen Enkel des berühmten Entdeckers, Paulo Diaz de Novaes, mit drei Schiffen und einigen wenigen Soldaten an die Cuanzamündung, um mit den Bewohnern von Angola Handelsverträge abzuschließen. Einige Jahre später kehrte Diaz nach Portugal zurück und erst im Jahre 1574 wurde er vom König Sebastian mit dem Titel eines Eroberers, Colonisators und Gouverneurs wieder ausgeschickt, um das Land in Besitz zu nehmen. Er setzte sich zuerst auf einer dem heutigen St. Paul de Loanda gegenüber befindlichen Insel fest, siedelte aber bald auf's Festland über und errichtete da, wo jetzt das Fort St. Miguel sich befindet, eine Kirche. Eroberung und Missionswesen gingen damals immer Hand in Hand, ja letzteres ist häufig früher aufgetreten; denn schon bei seinem ersten Besuche in Angola fand Diaz bei einer Reise im Innern Ueberreste von zerstörten Kirchen. Während sechs Jahren hielt die Freundschaft zwischen Portugiesen und Negern an; da wurde durch einen portugiesischen Verräther dem König von Angola die Nachricht hinterbracht, Diaz wolle ihn vernichten und sein ganzes Land nehmen. Das gab zu einem Aufstand Veranlassung und während der Abwesenheit von Diaz wurde nicht bloß die gesammte portugiesische Garnison ermordet, sondern auch alle im Innern reisenden Händler, im Ganzen mehr als tausend Europäer. Trotzdem gelang es Diaz, mit einem Rest von 150 Soldaten und zwei Kanonen den gegen ihn anrückenden Negerschwarm zu schlagen und sich in St. Paul de Loanda, wie der zuerst besetzte Platz genannt worden war, zu behaupten. Derartige Schlachten zwischen Ein=

gebornen und Portugiesen fanden mehrfach statt, aber immer gelang es den letzteren, obgleich in Minderzahl, zu siegen und einzelne Theile des Innern zu erobern. Im Jahre 1597 kamen 200 flämische Colonisten nach Loanda, aber fast alle erlagen schon in sehr kurzer Zeit dem Fieber; zwei Jahre vorher war ein neuer Gouverneur, João Fustado de Mendonça, angekommen und brachte zwölf weiße Frauen mit, die ersten, die überhaupt nach Angola gekommen sind. Die Chronik erzählt, daß dieselben sehr schnell Ehemänner gefunden haben. Gleichfalls im Jahre 1595 erlitten die Portugiesen eine empfindliche Niederlage im Innern, indem von einem Trupp von 400 Soldaten, welche die angeblichen Silberminen von Cambambe besetzen sollten, über 200 getödtet wurden. Die Unternehmungen des neuen Gouverneurs waren nicht sehr günstig und ebenso erlitt der im Jahre 1602 mit zahlreichen Soldaten herausgeschickte João Rodrigues Continho anfangs auch manche Niederlage, bis es ihm schließlich gelang, im Innern einige feste Punkte zu erricheten. War ja doch das Endziel der Portugiesen, quer durch Afrika, von West nach Ost eine Reihe von Forts zu errichten und schon im Jahre 1606 wurde Balthazar Rebello de Aragão ausgewählt als Chef einer Expedition nach der Ostküste. Aber die immerwährenden Aufstände der kleinen Häuptlinge, der „Soba's“, ließen ihn nicht weit kommen.

Im Jahre 1621 beginnen die Unterhandlungen mit der berühmten Königin von Angola, Ginga Bandi. Sie hatte ihren Bruder, den regierenden König Gola Bandi, vergiften lassen, weil er ihren Sohn getödtet hatte. Anfangs schien es als wolle sie sich mit den Europäern gut stellen. Sie ließ sich in St. Paul de Loanda taufen und nahm den Titel Ginga Donna Anna de Souza, Königin von Angola, an; bald aber begannen ihre Conflicte mit den Portugiesen, die mehr als dreißig Jahre währten und im Allgemeinen doch unglücklich für sie ausgingen.

Um dieselbe Zeit beginnen die Kriege der Portugiesen mit den Holländern. Die letzteren wollten einige Plätze erobern, um Sclaven ausführen zu können und unter dem portugiesischen Gouverneur Fernan de Souza blokirten acht holländische Schiffe unter Petri

Petrid die Rhede von St. Paul de Loanda. Als diese Flotte wenig Erfolge erreichte, schickte der Herzog von Nassau, der erkannte, daß die holländischen Besitzungen in Amerika ohne Sclaven werthlos seien, im Jahre 1641 eine Flotte von zwanzig Schiffen ab und das Erscheinen derselben vor St. Paul de Loanda brachte daselbst eine solche Verwirrung hervor, daß die Portugiesen den Platz verließen und die Holländer einrückten. Die eingebornen Soba sowie Königin Ginga verbanden sich sofort mit den Holländern und die Portugiesen, die sich in einige befestigte Plätze des Innern zurückziehen mußten, hatten einen schweren Stand. So hielten sich Portugiesen und Holländer gleichzeitig mehrere Jahre in Angola und erst in den vierziger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts gelang es dem Gouverneur von Rio Janeiro, Salvador Correa de Sàe Benavides, St. Paul de Loanda wieder zu erobern und die Holländer zu vertreiben. Zur Ausrüstung seiner aus 15 Schiffen und 900 Soldaten bestehenden Flotte hatten die Einwohner von Rio Janeiro freiwillig beigesteuert, da für sie der Import von Sclaven aus Westafrika von größter Wichtigkeit war; so lange aber die Holländer St. Paul de Loanda besaßen, wurden natürlich die Sclaven nach den holländischen Plätzen geschafft.

Nach und nach befestigten die Portugiesen ihren Einfluß immer mehr, wenn auch die Aufstände einzelner Sobra's nicht aufhörten; sie dehnten ihren Einfluß nach Norden zu aus und setzten sich auch in den südlicheren Provinzen Benguela und Mossamedes fest.

Ein directer Verkehr der Mozambiqueküste mit Angola ist erst unter der Regierung des Gouverneurs Antonio de Saldanha da Gama (1807—1810) zu Stande gekommen, nachdem, wie erwähnt, der erste Versuch vom Jahre 1606 mißglückt war. Da diese Durchquerung Afrika's in Folge der Expedition Stanley's und Cameron's, sowie der Reise Pogge's zum Muata Jamvo in neuerer Zeit vielfach besprochen wird, so mag die Schilderung dieser portugiesischen Unternehmungen etwas ausführlicher mitgetheilt werden. Dieselbe ist, wie auch die historischen Daten, entnommen einem erst vor anderthalb Jahren erschienenen recht guten Buche: Angola and the River Congo, by J. Monteiro. 2 Vol.

Der Verfasser, der viele Jahre in diesen Ländern gelebt hat, ist leider vor einigen Monaten gestorben.

Im Anfang dieses Jahrhunderts also wurden zwei Expeditionen von den Portugiesen ausgerüstet, die eine von Mozambique, die andere von Angola, und beide sollten sich im Innern treffen. Die von Osten ausgehende Expedition stand unter dem portugiesischen Arzt Lacerda; derselbe brach vom Fluß Senna aus auf, überschritt den Zambesi und erreichte die Residenz des Cazembe-Reiches im Osten des Moero-Sees; dort aber starb er in Folge der schlechten klimatischen Verhältnisse. Der Gouverneur Antonio de Saldanha aber gab die ihm sehr wichtig erscheinenden Unternehmungen nicht auf. In Pungo Andungo lebte als Chef von Cassange, dem äußersten portugiesischen Vasallenstaat, Francisco Honorato da Costa. Durch ihn erfuhr der Gouverneur, daß östlich an das Gebiet des Jaga, oder des Soba von Cassange, das mächtige Reich Molua grenze, mit dem der Jaga von Cassange in Handelsbeziehungen stehe, aber eifersüchtig darüber wache, daß nicht die portugiesischen Händler dahin kommen können. Um nun dem Muata Jamvo, d. i. dem Beherrscher von Molua, nicht die Lust beikommen zu lassen, mit den Weißen selbst zu verkehren, hatte der Soba von Cassange allerhand schlimme Gerüchte über die Portugiesen ausgestreut, sie seien meergeborne Geschöpfe, verzehrten die Neger u. A. m. Als sich der Gouverneur informirt hatte, beorderte er den Honorato, sich mit der Lage des Moluareiches bekannt zu machen. Letzterer schickte seine schwarzen Händler dahin und diese wurden auch von dem Muata Jamvo auf's Beste empfangen. Nachdem er durch die Händler erfahren hatte, daß er von dem Soba von Cassange hintergangen worden sei, entschloß sich der Muata Jamvo, eine seiner Frauen mit einer Gesandtschaft nach St. Paul de Loanda zu schicken. Die schwarzen Händler Honorato's begleiteten dieselbe und da der Soba von Cassange den Durchzug nicht gestattete, machten sie einen Umweg durch das Gebiet des Soba Bomba, der seinerseits auch Gesandte zu den Portugiesen schickte. Die ganze Gesellschaft kam im Januar 1808 in St. Paul de Loanda an, wo sie von dem Gouverneur empfangen wurde.

Als die Gesandten an die Thür des Audienzsaales kamen, gingen sie auf den Gouverneur zu und überreichten ihm die mitgebrachten Geschenke: Sclaven, ein Zebrafell, mehrere Schädel von Affen, eine Matte, einige Strohkörbe, zwei Kupferbarren und Salzproben von Cazembe. Sie wurden später, reichlich mit Geschenken versehen, an ihre betreffenden Herrscher zurückgeschickt.

Die Gesandten trugen lange Bärte, ihre Köpfe waren mit Kappen aus Papageifedern und Arme und Beine mit Messing- und Eisenringen geschmückt; an ihrer linken Schulter hing ein langes Messer, in der linken Hand hielten sie einen Speer, in der rechten einen Pferdeschweif als Symbol ihrer Würde und socialen Stellung; ein gestreiftes Gewand hing um den Leib und ein Affenfell; Alles zusammen gab ihnen ein recht wildes Aussehen. Die schwarzen Händler Honorato's beschrieben die Molua's als ein etwas civilisirtes Volk; Banza, die Residenz des Muata Jamvo, bestehe aus gut angelegten Straßen, die während der heißen Zeit beschattet sind; es seien Märkte daselbst und viele ausgedehnte offene Plätze. Die Frau des Muata lebe in einer gegen dreißig Meilen entfernten Gegend, wo sie als Königin herrsche und sehe ihren Gatten nur an einigen Tagen im Jahre. Die Todesexecutionen in der Residenz der Königin betrugen acht, zehn bis funfzehn per Tag, die Zahl der täglich Ermordeten beim Muata Jamvo selbst ist gewiß nicht geringer. Das Barbarische der Gesetze und der Mangel an Verkehr, wodurch sie ihre Verurtheilten los werden können, ist die Ursache dieser schrecklichen Zahl von Executionen im Reich der Molua.

Durch die schwarzen Händler (Pombeiros) Honorato's wurde ferner festgestellt, daß die Cazembe, in deren Reich Dr. Lacerda gestorben ist, abhängig sind vom Muata Jamvo und demselben einen jährlichen Tribut in Seesalz zahlen, welches von der Ostküste Afrika's stammt.

Nachdem der Gouverneur sich überzeugt hatte, daß ein Verkehr der West- mit der Ostküste möglich sei, gab er den Pombeiro's den Auftrag, in östlicher Richtung soweit als möglich zu reisen. Aber erst unter dem nachfolgenden Gouverneur, José d'Oliveira Barboza, ist es zur Ausführung gekommen. Dieser beorderte einen schwarzen

Händler, nach Mozambique zu gehen, dem Gouverneur daselbst Briefe zu überreichen und die Antwort zurückzubringen. Leider ist diese Reise für die Geographie ohne allen Nutzen geblieben, da der Betreffende ein gewöhnlicher, nicht unterrichteter Neger war.

Es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß noch mancher andere Händler denselben Weg zurückgelegt, ohne daß es bekannt geworden wäre; vielleicht ist auch so mancher Missionär tiefer in das Innere eingedrungen, aber fixirt sind diese Touren nie worden. —

St. Paul de Loanda blühte nun im Laufe der Zeit immer mehr empor und entwickelte sich bald zur Metropole des westafrikanischen Sclavenhandels. Seit der Beschränkung und Aufhebung des letzteren aber sank die Stadt allmälig herab und erst in dem letzten Decennium, seitdem sich der Cuanzahandel besonders entwickelt, der zu St. Paul de Loanda in demselben Verhältniß steht wie der Ogowehandel zu Gabun, hat sich der Platz wieder gehoben.

Die Colonie oder Provinz Angola wird gegenwärtig in vier Gouvernements getheilt: Ambriz, Loanda, Benguela und Mossamedes, von denen jedes wieder in Distrikte zerfällt. Die Distriktsvorsteher, die dem Generalgouverneur von Loanda unterstellt sind, vereinigen Militär- und Civilgewalt in Einer Person, was wohl zu manchen Unzukömmlichkeiten führen mag.

Die gegenwärtige Stadt St. Paul de Loanda zerfällt in eine Ober- und eine Unterstadt (Cidade Alta und Cidade Paixa); in ersterer befinden sich die meisten Wohnhäuser der Europäer, in der an dem flachen sandigen Meeresufer errichteten Unterstadt dagegen sind die Kaufläden, Magazine ꝛc. Der Hafen, an und für sich hübsch, war früher viel tiefer; jetzt versandet er mehr und mehr und die Schiffe müssen ziemlich entfernt von der Stadt Anker werfen, während sie sonst bis ziemlich nahe an das Ufer kommen konnten. Ein schmaler und flacher Sandstreifen legt sich quer vor den Hafen und schützt denselben vor der hohen See; etwas südlich von der Stadt wird diese Sandbank durch die Barra da Corimba vom Festlande getrennt, so daß sie eine Insel bildet. Ein paar Hütten der Eingebornen sind noch auf dieser Sandinsel errichtet und die Portu-

giesen benutzen sie als Badeplatz. Einige Cocosnußpalmen ragen einsam aus der rings von Wasser umgebenen niedrigen Sandbank, was einen recht hübschen Anblick gewährt, wie überhaupt Palmen einzeln einen viel besseren Effekt hervorbringen als wenn sie dicht bei einander stehen.

St. Paul de Loanda hat gegenwärtig gegen 2500 europäische Bewohner und gegen 10,000 Neger; die letzteren wohnen im Osten der Stadt in dicht aneinander gedrängten niedrigen viereckigen Lehmhütten. Die Wohnhäuser der Europäer sind meistens sehr hübsch aus Stein gebaut, mit einem auch manchmal zwei Stockwerken und die Außenseite nicht selten mit blauen Porzellanplatten belegt, was einen hübschen, reinlichen Eindruck macht. Man sieht es den Häusern mit den großen, gewölbten, hallenartigen Fluren an, daß sie nicht neu sind; sie stammen alle noch aus jener guten alten Zeit, als der Sclavenhandel blühte, als zahlreiche Schiffe von Brasilien herüber kamen; dieselben brachten werthvolles Bauholz von Rio Janeiro mit, aus welchen die Pfosten für die Häuser hergestellt wurden; dieses harte Holz aber hat sowohl den klimatischen Einflüssen als all' den zerstörenden Insecten der Tropenländer erfolgreich Widerstand geleistet und die Häuser machen durchaus den Eindruck von Dauerhaftigkeit und Solidität. Nach den Schilderungen Monteiro's muß sich die Stadt im Laufe des letzten Decenniums gewaltig gehoben haben. Als derselbe im Jahre 1858 zum ersten Male daselbst landete, sah es trostlos aus. Es existirte keine regelmäßige Schiffsverbindung mit Europa; vier bis sechs Monate konnten vergehen, bis einmal ein Fahrzeug sich sehen ließ; der Sclavenhandel hatte aufgehört und ein neuer Handel mit den Produkten des reichen Hinterlandes hatte noch nicht begonnen. Auf dem Cuanzastrom war weder Schifffahrt noch befand sich eine Factorei daselbst und Portugal mußte jährlich einen bedeutenden Zuschuß für die Erhaltung der Colonie zahlen. Jetzt dagegen münden zwei Dampferlinien, die Liverpooler und die Lissaboner, in St. Paul de Loanda und eine Menge Segelschiffe liegen beständig im Hafen, um Producte einzuschiffen und neue europäische Waaren zu bringen. Die Colonie erhält sich jetzt nicht nur vollständig, sondern hat auch jährlich einen Ueberschuß an Einnahmen; sogar auf dem Cuanza ist eine Dampferlinie

in voller Thätigkeit, um die werthvollen Ernten der Plantagen nach der Hauptstadt des Reiches zu bringen.

Ein Uebelstand für St. Paul de Loanda ist die Trinkwasserfrage. Es gibt zwar in der Stadt Brunnen, aber deren Wasser ist fast durchgängig ungenießbar mit Ausnahme eines einzigen im Nordwesten gelegenen und Kimicha genannten Brunnens, dessen Wasser in kleinen Fäßchen von den Negern verkauft wird. Aber das genügt natürlich für die Kasernen, Lazarethe &c. nicht und es muß das Trinkwasser mit großen Booten von den Flüssen Bengo und Cuanza geholt werden. Bereits im Jahre 1813 unternahm es der damalige Gouverneur José d'Oliveiro Barboza, einen Canal vom Fluß Cuanza bis nach St. Paul de Loanda zu graben, auf eine Strecke von 14 Meilen, um die Stadt mit Trinkwasser zu versorgen. Es wurde auch während zweier Jahre gearbeitet und eine Strecke von 3000 Faden Länge hergestellt; dann aber mußte man aufhören, da sich Schwierigkeiten entgegenstellten, die man bei der Veranschlagung des Projektes nicht berücksichtigt hatte. Viel näher und bequemer hätte man es übrigens, wenn man den Bengofluß zur Stadt leiten wollte; diese Idee ist vielfach in St. Paul de Loanda ventilirt worden, aber noch nicht zur Ausführung gekommen. Die sanitären Verhältnisse würden sich ganz wesentlich bessern, und wenn auch St. Paul de Loanda jetzt nicht mehr die „größte Pesthöhle der Welt" ist, wie man es früher nannte, so leiden doch die Europäer noch immer genug an allerhand Krankheiten.

Was die klimatischen Verhältnisse von St. Paul de Loanda betrifft, so ist es schwer, sich bei einem kurzen Aufenthalt ein richtiges Urtheil zu bilden. Die Stadt hat in den nördlicheren Theilen von Westafrika keinen guten Ruf, während mir wieder von vielen dort wohnenden Europäern versichert wurde, es sei ein ganz gesunder Platz, besonders die Oberstadt. Thatsache ist, daß im Jahre 1872 einer heftigen Epidemie, die sich weit längs der Küste ausgedehnt hatte, viele Weiße zum Opfer gefallen sind. Nach seiner Lage und der ganzen Terrainbeschaffenheit müßte St. Paul de Loanda eine gesunde Stadt sein und wenn eine Sanitätspolizei existirte, würden sich die Verhältnisse auch bedeutend bessern. Der Meeres-

strand längs der Unterstadt aber ist ein Herd von allen möglichen Krankheiten. Die Küchenabfälle ꝛc. der ganzen zahlreichen Bevölkerung werden ins Meer geworfen und bei der Ebbe bloßgelegt, so daß die halbverfaulten Gegenstände unter dem Einfluß einer tropischen Sonne eine fürchterliche Atmosphäre erzeugen. Sobald hierin Abhülfe geschafft und sobald die Stadt mit reichlichem Trinkwasser versorgt wird, dürften sich die sanitären Verhältnisse bedeutend bessern, und St. Paul de Loanda würde für Europa ein gesünderer Aufenthalt werden, als manche andere stark bewohnten Tropenstädte, wie Kalkutta, Batavia ꝛc. Nach den Aussagen der portugiesischen Aerzte sollen übrigens perniciöse Fieber in den letzten Jahren nachgelassen haben.

St. Paul de Loanda besitzt ein großes Hospital für Kranke, das aber bereits sehr alt ist; während meines Aufenthaltes wurde an einem neuen großen Lazareth gebaut, das östlich von der Stadt ziemlich hoch gelegen ist und ganz trefflich eingerichtet werden soll.

Während seiner Anwesenheit in St. Paul de Loanda im Jahre 1874 besichtigte das Mitglied der deutschen Loango-Expedition, Stabsarzt Dr. Falkenstein das alte Hospital und berichtet darüber außerordentlich günstig: „Bevor ich Loanda verließ, nahm ich Gelegenheit, das Lazareth zu besichtigen. Das Gebäude selbst, nach Ausspruch des dirigirenden Arztes etwa 200 Jahre alt, berechtigte zu keinen großen Erwartungen, umsomehr war ich überrascht, die größte Sauberkeit und Reinlichkeit, sowie das Fehlen jeglichen Geruches, der europäische Krankenhäuser wenigstens schon in der Vorflur verräth, constatiren zu können.

Das Militärlazareth besteht aus vier großen Sälen, die offen unter einander communiciren und ein großes Kreuz bilden. Es liegt im ersten Stock, die darunter liegenden Räume sind leer, die Ventilation wird durch hochliegende Fenster und unten nahe dem Boden angebrachte Lücken bewirkt. Die Betten stehen sich gegenüber an den Seiten entlang, in jedem Saale einige dreißig. Jedes ist numerirt und zwischen je zweien steht ein kleiner Schrank für Medicin und die dem betreffenden Kranken zugetheilten Utensilien. Eine Trennung in Stationen ist angebahnt, aber nicht durchgeführt. Die Diät besteht

aus acht verschiedenen Formen, von denen Nr. 1 die geringste ist. Auch Journalzettel werden geführt, doch vermißte ich die bei uns am Kopfende des Bettes angebrachten Tafeln, an denen der Name des Kranken, Diagnose, Verordnungen, Diäten und Extradiäten verzeichnet werden und die, wenn viele und häufig wechselnde Kranke zu behandeln sind, so wesentlichen Nutzen bieten, indem sie dem herantretenden Arzt sofort das Krankheitsbild zurückrufen und sowohl Zeit als überflüssige Fragen ersparen. Die Lazarethgehülfen haben drei Grade und werden, wie man mir wenigstens berichtete, theoretisch und praktisch im Krankendienst unterrichtet.

Im Erdgeschoß liegt eine Abtheilung für Gefangene und eine andere für Civilkranke, in einem Seitengebäude eine solche für Frauen. Ich besichtigte noch die Küche, die Apotheke und das Sectionshaus, überall fand ich meine Erwartungen übertroffen. Ueber Krankheiten im Allgemeinen erfuhr ich nur, wie ich es nach eigenen Erfahrungen nicht anders erwartet hatte, daß Entzündungen der Brustorgane selten sind, häufig dagegen Erkrankungen der Unterleibsorgane, besonders der Leber und Milz. Das uropoëtische System erfreut sich einer besonderen Integrität und soll eigentlicher Morbus Brightii kaum zur Beobachtung kommen. Die bösartigen Fremdbildungen sind der Gegend fremd, in zehn Jahren haben die beiden meistbeschäftigten Aerzte nur je einen Fall in Behandlung gehabt. Amputationswunden, sowie Verletzungen im Allgemeinen heilen schnell und gut. Mehrfach sind Absetzungen von Gliedern durch Verjauchungen infolge von Bichos (Sandflöhe) nothwendig geworden."

Im Norden der Stadt liegt der große, reinliche Kirchhof, zu welchem eine trefflich erhaltene Straße, die Rua de cimeterio führt. Die in schnurgeraden Reihen aufgeworfenen Gräber bilden niedrige, meist zerfallene Erdhaufen, weil ohne Rasenbedeckung; jedes hatte eine kleine numerirte Schiefertafel. Nur wenige größere Denksteine mit Inschriften fanden sich vor. Wie man es mit den verschiedenen Confessionen hält, weiß ich nicht; unter den Engländern wurde damals zu einem besonderen Friedhof oder wenigstens einer eigenen Abtheilung gesammelt.

St. Paul de Loanda besitzt in der Oberstadt einen recht hübsch eingerichteten Park, worin wöchentlich zweimal Militärmusik concertirt. Dort versammelt sich dann das gesammte high-life der Stadt und lauscht den Klängen dieser ziemlich guten Capelle; auch die wenigen europäischen Damen promeniren in der kühlen Abendluft. Es machte mir einen angenehmrn Eindruck, als ich nach mehrjährigem Aufenthalt im Innern des Continentes das erste Mal wieder nach neuester Pariser Mode gekleidete Damen erblickte.

Die europäischen Kaufleute haben ein eigenes Casino, wo man ausgenommen gutes Bier, so ziemlich Alles bekommt, was man in Europa gewöhnt ist; kurz St. Paul de Loanda ist ein Ort, wo man ganz europäisch leben kann, und sogar angenehm leben würde, wenn das Gouvernement mehr für die Besserung der sanitären Zustände thun wollte.

Kirchen und Klöster waren früher zahlreicher und die Ueberreste derselben zeugen noch von der Pracht und Ausdehnung in alter Zeit. Auch ein Hôtel existirt, wird aber wenig besucht, da Jeder, der nach St. Paul de Loanda kommt, irgend eine Verbindung dort hat; außerdem ist die Gastfreundschaft groß.

Es erscheinen zwei Zeitungen, eine officielle, die fast nur Erlässe und Annoncen enthält, und eine andere, die den Stadtklatsch repräsentirt.

Die Straßenpolizei ist in den Händen von Schwarzen, die so ziemlich für Ordnung sorgen; sie führen eine Pfeife, um eventuell Assistenz herbeizurufen. Kein Sclave darf nach 9 Uhr sich auf der Straße blicken lassen ohne einen besonderen Erlaubnißschein seines Herrn. Die Beleuchtung der Stadt geschieht durch Oellampen; es ist aber Abends wenig Verkehr auf den Straßen. Die Polizei ist so streng, oder thut wenigstens so, daß selbst Europäer nach 9 Uhr Abends angerufen werden und „Gut Freund" antworten müssen.

St. Paul de Loanda ist ganz auf Sandboden errichtet und infolge dessen ist das Gehen auf der Straße, besonders zur heißen Jahreszeit, außerordentlich beschwerlich und ermüdend. Wenn nun jetzt auch in den Hauptstraßen längs der Häuser schmale Trottoirs gelegt sind, so pflegt doch kein Europäer zu Fuß zu gehen, sondern

er bedient sich der maxilla (spr. maschilla), eines äußerst bequemen Tragstuhles. Derselbe besteht aus einem langen, mit Rohr überzogenen Stuhl, darüber ist ein leichtes Holzgerüst befestigt, d. h. vier Eckpfeiler und eine Decke, und das Ganze mit Gardinen umhängt, die der Insitzer nach Belieben und Bedürfniß öffnen und schließen kann. Dieses Instrument, das von Anfang an meine vollste Sympathie und Anerkennung fand, wird von zwei Negern an einer langen, von vorn nach hinten gehenden Stange getragen. Es vertritt unsere Fiaker und wie bei uns stehen Negerburschen an belebteren Straßenecken und bieten ihre maxillas an.

Außerhalb der Stadt und in den kleinen benachbarten Küstenstädten bedient man sich der Hängematte; dieselbe ist übrigens viel unbequemer, wenn sie auch, wie es üblich ist, mit eleganten Polstern ausgelegt wird; man kann nicht sitzen, das Gesicht nicht vor der Sonne schützen und muß sich erst an die Schaukelbewegungen gewöhnen. Die maxilla- und tipoy-Träger (tipoy nennt man die gewöhnliche, aus Stricken geflochtene Hängematte) haben sich einen ganz eigenthümlichen, schwankenden Gang angewöhnt; es ist überhaupt keine leichte Arbeit, da die Leute mit großer Schnelligkeit gehen. Die Preise für das Tragen sind hoch und deshalb sucht sicher jeder dort Ansässige seine eigenen maxilla-Träger zu halten.

Die schwarzen Bewohner von St. Paul de Loanda, die, wie erwähnt, in einem besonderen Stadttheile wohnen, kleiden sich wie alle Neger an der Küste; um die Hüften schlagen sie ein bis über die Kniee reichendes Stück Baumwollenzeug, ein zweites kleineres oder ein Hemd bedeckt den Oberkörper. Wer es ermöglichen kann, sucht sich nach europäischer Art zu kleiden und besonders zeichnen sich darin die wohlhabenderen Mulatten aus, die durch eine geckenhafte Eleganz die Unterschiede der Hautfarbe verdecken wollen. Die Frauen tragen ein dunkelblaues Baumwollkleid und über Kopf und Brust ein zweites, bis fast auf den Boden reichendes ähnliches Stück Zeug, das wie eine spanische Mantille oder richtiger wie ein schwarzer Nonnenschleier aussieht; dazu haben sie etwas Glasperlenschmuck um den Hals. Sie lieben ganz außerordentlich die in Westafrika vielfach verbreitete Colanuß, die Frucht eines, Sterculia cola genannten

Baumes. Ein kleines Stück der sehr bitter schmeckenden Frucht nebst etwas grünem Ingwer ist das Erste, was die schwarzen Bewohner Loandas früh nach dem Aufstehen genießen; ein Schluck Gin oder Rum hilft dieses Frühstück verdauen.

Auf den Hauptstraßen und an gewissen öffentlichen Plätzen wird täglich Markt gehalten, und die schwarzen Hökerweiber resp. Fratschlerinnen sitzen mit derselben Würde bei einem Haufen Gemüse oder Fische ꝛc., wie bei uns. Der große Marktplatz von Loanda, der sich hinter dem Zollamtsgebäude befindet, gewährt einen interessanten Anblick sowohl wegen der Menge der so verschiedenartigen Produkte, als auch durch die ihre Waaren unter entsetzlichem Geschrei anpreisenden schwarzen Verkäuferinnen. Die Käufer sind auch zum größten Theil in der Stadt wohnende und daselbst beschäftigte Schwarze und dieselben finden die verlockendsten Delicatessen ausgeboten: hölzerne Schüsseln angefüllt mit kleinen Stücken von magerem Schweinefleisch, Töpfe voll gekochter Bohnen und Palmöl, welches Gericht in kleinen Portionen verkauft und an Ort und Stelle verzehrt wird, ebenso wie Fisch, Pasteten ꝛc.; all diese in offenen Schüsseln aufbewahrten Gerichte sind mit einer dichten Kruste von Staub und allerhand Insecten bedeckt. Ferner gibt es große Krüge (sog. sanga) voll garapa, eine Art Bier aus Mais dargestellt; Hühner und Enten, Eier und Milch, Pfeffer, Tomato, Bananen und, wenn die rechte Jahreszeit ist, prachtvolle Orangen und die in allen Tropenländern verbreitete Mango-Pflaume, die eine sehr saftige, aber stark nach Terpentin schmeckende Frucht liefert. Der Baum, Mangifera indica, zu den Terebinthaceen gehörig, stammt aus Ostindien; über die Frucht sind unter den in den Tropenländern lebenden Europäern die verschiedensten Meinungen: die Einen schwärmen dafür, Andere finden sie abscheulich. Am besten hat mir das Urtheil einer englischen Dame gefallen: die Mangofrucht schmeckt wie eine Pflaume mit Terpentin; wenn sie aber gut geräth, schmeckt sie wie Terpentin mit Pflaume!

Ferner findet sich da zum Verkauf: Kohl, Tabak, wilder Hanf, Feuerholz (in St. Paul de Loanda theuer), Matten, Bataten (süße Kartoffeln), Kürbisse, Erdnüsse, Palmöl, getrocknete und eingesalzte Fische ꝛc. Der Markt ist sehr belebt und früh morgens halten sich

Hunderte von Negern daselbst auf, essend, rauchend und schwatzend; die Hökerinnen bringen alle ihre schmutzigen kleinen Kinder mit, die sich zwischen dem Menschengewühl herumbalgen, so daß das Ganze einen wunderbaren Anblick gewährt.

Es gibt noch einige Marktplätze, von denen der eine besonders für Früchte und Feuerholz bestimmt, und ein anderer, wo Negerinnen sitzen und Fische in Palmöl braten, die von den immer herumlungernden Negern an Ort und Stelle verzehrt werden. Außerdem gibt es einen besondern Fischmarkt, der sehr interessant und lehrreich ist. Die Bai von Loanda liefert eine große Menge von vortrefflichen Fischen, die von den Europäern mit Vorliebe gegessen werden; der Platz ist überhaupt reich an Victualien und man kann dort sehr lukullisch leben; die nach Europa fahrenden Dampfer verproviantiren sich auch in St. Paul de Loanda für lange Zeit. Sehr viel wird in der Umgegend gebaut, aber es kommen auch große Quantitäten von Früchten und Gemüse aus Mossamedes, in dessen trefflichem kühlerem Klima selbst Kartoffeln, Aepfel, Wein &c. gedeihen. Die Europäer in Loanda schwärmen überhaupt für das gesunde Klima von Mossamedes und betrachten die Gegend als eine Art klimatischen Curortes.

Es gibt in Loanda zahlreiche Detailgeschäfte, in denen man alle möglichen europäischen Artikel, selbst Luxusgegenstände kaufen kann; durch den enorm hohen Einfuhrzoll werden die Sachen aber sehr vertheuert. Die Neger kaufen ihre Bedürfnisse an Zeug &c. lieber in den auf der Straße von Negerinnen errichteten offenen Geschäften, die sich in den Hauptstraßen längs der Häuser hinziehen. Eine solche Verkaufsbude heißt quitanda und besteht aus vier in die Erde gesteckten Pfählen, die mit Mattenzeug bedeckt sind; darunter sitzt dann gewöhnlich eine alte, dicke Negerin. Da findet man Baumwollzeug und Taschentücher in allen möglichen Farben (die Taschentücher haben nicht die bei uns übliche Anwendung, sondern bilden einen Theil der Toilette), kleine Körbe, sog. quindas voll Garn und Zwirnknäuel, Perlen, Nadeln, Messer, Teller, Tassen, Näpfe, Krüge, Spiegel, Flaschen und zahllose andere nothwendige Artikel. In anderen Boutiken findet man Färbemittel, weißen Thon und eine aus Rothholz dargestellte Farbe, einheimischen Tabak in großen

Rollen, und Pfeifen; ebenso kommt der indische Hanf auf den Markt, der wie in den Gabun- und Ogowegegenden auch hier vielfach geraucht wird; dort nennt man ihn ljamba, in St. Paul diamba, was natürlich dasselbe Wort ist. —

St. Paul de Loanda besitzt eine ziemliche Anzahl größerer Handelshäuser, die aber vorherrschend in den Händen von Nicht-Portugiesen sind. Das bedeutendste davon ist die „Afrikanische Handelsvereinigung“, die ihren Sitz in Rotterdam hat und längs der Küste einige vierzig Factoreien besitzt. Aus der Umgebung der Stadt werden wenig Produkte gebracht, das Meiste kommt aus den zahlreichen Plantagen und Factoreien am Norduſer des Cuanzaflusses. Die Produktion hat sich dort im Laufe der letzten Jahre ungemein gehoben, besonders seitdem Dampfschiffe den Strom befahren und die Produkte rasch und sicher nach St. Paul de Loanda bringen können. Die wichtigsten Exportartikel sind: Kaffee, Kautschuk, einige Arten Copalgummi, Wachs, Palmöl, Elfenbein, Orseille (mehrere Arten von Flechten, die einen violettrothen Farbstoff liefern), die Rinde des Baobab (Affenbrodbaum) ꝛc. Der Handel am Cuanza ist, wie überall in Westafrika, Tauschhandel; importirt werden: Baumwollzeuge, Gewehre, Pulver, Rum, Glasperlen ꝛc. Es gibt auch bereits eine Anzahl Zuckerrohrplantagen, welche Rum erzeugen.

Der Einfluß der Portugiesen im Innern ist sehr beschränkt und an dem Cuanza wagen sich die Weißen nicht auf das linke Süduſer, wo Kissama-Neger wohnen, die noch völlig unabhängig sind und die Anlage von Plantagen und Factoreien nicht dulden. Nur einzelne Händler besuchen jene Gegenden und kaufen Palmöl auf; aber auch dieser Handel ist nur auf einen Platz beschränkt, Muchima, wo die Portugiesen früher ein Fort hatten, das jetzt verfallen ist. Eine alte Kirche existirt gleichfalls noch daselbst, zu der die nicht mit Kindern gesegneten Frauen der Provinz Angola zu wallfahren pflegen, um zu Nossa Senhora de Muchima zu beten. In St. Paul de Loanda haben verschiedene europäische Staaten Consuln zum Schutz des aufblühenden Handels; ein deutscher Consul ist nicht daselbst, überhaupt hat das deutsche Reich, soviel ich weiß, in Westafrika nur zwei Honorarconsuln, in Monrovia und in Gabun.

Wie wiederholt bemerkt, war St. Paul de Loanda der Centralpunkt des westafrikanischen Sclavenhandels und viele Tausende von Sclaven wurden jährlich nach Amerika geschickt. Noch jetzt sind die meisten Diener in der Stadt Sclaven, meistens allerdings der freien Eingebornen, und nicht der Europäer. Die Behandlung der Sclaven seitens der Europäer war durchgängig eine gute, und die zahllosen Räuber- und Mordgeschichten, die von Amerika erzählt werden, die aber wohl auch sehr cum grano salis aufzunehmen sind, passen nach Angola nicht. Der Preis eines Sclaven war in den letzten Jahren nicht höher als 3 — 5 Pfund Sterling.

Schon Anfangs der siebenziger Jahre wurde die Freilassung der Sclaven proclamirt, aber die vollständige Befreiung derselben soll erst in diesem Jahre (1878) durchgeführt werden. Es wurde damals (1871) verordnet, daß die Eigenthümer von Sclaven ein vollständiges Namensverzeichniß derselben beim Gouverneur einzureichen hätten, der die Sclaven zu „Libertos" proclamirte. Der bisherige Eigenthümer wurde angehalten, für Nahrung, Kleidung und Medizin zu sorgen, dafür mußten die Sclaven noch sieben Jahre für ihre Herren weiter arbeiten; dann erst waren sie ganz frei. Dieser Fall ist also jetzt eingetreten.

Eine plötzliche Freilassung der Sclaven muß jedenfalls als ein Unglück für beide Theile, Herren und Diener, betrachtet werden; ob der siebenjährige Uebergang genügt hat, um nun willige, freie Arbeiter aus den früheren Sclaven zu machen, muß abgewartet werden, ist aber kaum anzunehmen. Der Ruin von zahlreichen Plantagen, von einer erst im Aufblühen begriffenen Cultur wird jedenfalls das erste Resultat der Freilassung sein; wenigstens war es auf den portugiesischen Inseln St. Thomé und Principe so, wo noch vor wenig Jahren zahlreiche, blühende Kaffee- und Cacao-Plantagen bestanden.

Die „philanthropischen" Bestrebungen der Gegenwart zerstören mit einem Male Zustände, an die sich das Land und die Bewohner seit Jahrhunderten gewöhnt haben und die nicht so schlimm waren, als man sich das gewöhnlich vorstellt. Es fällt mir gar nicht ein, hier für Wiedereinführung der Sclaverei zu plaidiren, obgleich es doch auffallend ist, daß ich zahlreiche Leute, Reisende und Kaufleute

gesprochen, die alle meinten, die Befreiung der Sclaven sei etwas Schlimmeres, als das Halten derselben; jedenfalls sollte der ganze Proceß nicht überstürzt werden, sondern sehr langsam und allmählig vor sich gehen. Diejenigen, die bereits Sclaven sind von Jugend auf, werden nie die Vortheile der Freiheit in richtiger Weise genießen können, das bleibt deren nächster Generation vorbehalten. Neue Sclaven kaufen soll verboten sein, die alten aber soll man ruhig bis zu ihrem Tode unter Verhältnissen lassen, die sie von Jugend auf nicht anders kennen und deren Aenderung für sie selbst am meisten gefährlich ist.

Man hat in Europa keinen richtigen Begriff von dem Wesen der Sclaverei und denkt dabei immer an die Rührscenen aus Onkel Toms Hütte, ein Buch, das ja für Kinder und gefühlvolle Gouvernanten recht passend sein mag, dessen pietistisch-tendenziöse Richtung aber die ganze Frage entstellt und Urtheile hervorruft, die den thatsächlichen Verhältnissen in keiner Weise entsprechen.

Unter den portugiesischen Einwohnern von St. Paul de Loanda befinden sich zahlreiche deportados, gemeine wie politische Verbrecher, die hier so ziemlich frei sind. Sie suchen auf irgend eine Weise ein Unterkommen, als Händler, Inhaber von kleinen Krämerläden 2c.; aber auch reiche Cavaliere befinden sich darunter, die besser leben, als die ungemein schlecht besoldeten Offiziere und Beamten. Die Portugiesen benutzen schon lange Angola als Verbrechercolonie und das ist nicht gerade immer von Vortheil gewesen; obgleich sich andrerseits nicht läugnen läßt, daß das ganze System sowohl für das Mutterland, als auch für die Colonie manchen Nutzen gewährt. Auch in Ambriz und einigen anderen Orten leben deportados; sie bewohnen daselbst in der Regel einen abgesonderten Stadttheil. Bei dem genügsamen Leben der Portugiesen überhaupt und der Leichtigkeit, sich in Angola die nothwendigste Nahrung zu verschaffen, fällt es den aus Europa ausgewiesenen nicht schwer, ihr Leben zu fristen.

Die Aufführung der Verbrecher ist im Allgemeinen eine befriedigende; sie haben so ziemlich alle Freiheit und wissen andrerseits, daß, wenn irgend ein gröberes Verbrechen von ihnen begangen wird, sie ohne Weiteres gehängt werden. Diese Strenge muß auch sein im Interesse der anständigeren Bevölkerung.

Unter dem gewöhnlichen Volk in Portugal kennt man Angola nur als Strafcolonie und hat wenig Ahnung, daß auch noch andere Leute dort sind als Verbrecher. Als ich in Lissabon war, im Hause eines befreundeten Herrn, wurde dieser von seiner Dienerschaft gefragt, was ich verbrochen hätte, daß ich mehrere Jahre in Westafrika habe zubringen müssen!

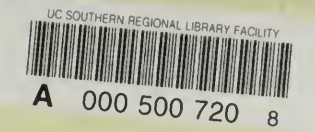
Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Beilage zu Lenz' Skizzen aus West Afrika.





Kartenskizze
von
WEST-AFRIKA
zwischen Senegambien u. Mossamedes.
SENEGAMBIEN
Mandingos
Freetown
Sierra Leone Küste
LIBERIA
Kru Neger
ASCHANTI
REICH
DAHOMEI
Lagos
Akkra
Gold Küste
MEERBUSEN VON GUINEA
Haussa
Egba
Old Calabar
Kotofa
Benue
Bonny
Camerun
Niger Delta
I. Fernando Po
I. Principe
Corisco Bay
Gabun
I. St Thomé
C. Lopez
I. Anabon
Aequator
Loango Küste
Banana
Congo
Ambriz
ST PAUL DE LOANDA
Cuanza
Benguela
Mossamedes
Cunene
Herero
CONGO
ANGOLA
BENGUELA
MOSSAMEDES
REICH DES MUATA JANVO
Baunda Stämme
Basongo
Lualaba
Osaka
Aschira
Ogowe
östl v Greenwich


UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 500 720 8

